Digitized by Google

Erzählungen

r.
33 mb

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

P. C. Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt Nbg.

Christus der Lehrer.

Digitized by Google

Erzählungen

über

die zehn Gebote Gottes

von

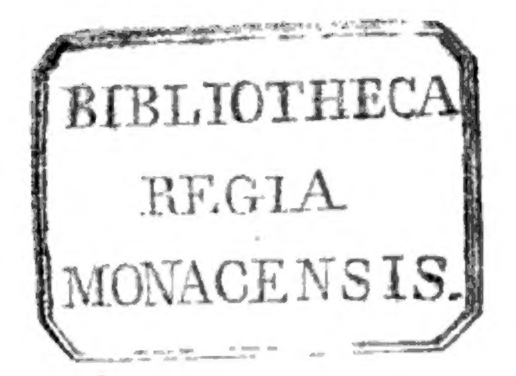
einem katholischen Geistlichen.

Zweite Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Sulzbach,
Druck und Verlag der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung.
1851.

Digitized by Google


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Erzählungen

über

die zehn Gebote Gottes.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Sie haben mich beinahe umgebracht auf Erden, dennoch verließ ich deine Gebote nicht.“ Ps. CXVIII, 87.

„Ich will meinen Geist euch mittheilen und machen, daß ihr nach meinen Geboten wandelt, und meine Aussprüche behaltet und vollziehet.“ Ezechiel XXXVI, 27.

„Glaubet nicht, daß ich gekommen sey, daß Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen sie aufzuheben, sondern sie zu erfüllen.“

Jesus Christus bei Matth. V, 17.

„So heben wir also das Gesetz auf durch den Glauben? das sey ferne! sondern wir bestätigen (durch den Glauben) das Gesetz.“ Paulus im Briefe an die Römer III, 31.

„Jene, welche die Gebote Gottes bloß aus Furcht oder Eigennutz halten, beobachten sie in der That nicht, sondern scheinen nur sie zu halten, weil in ihnen nicht der Glaube durch die Liebe wirket, sondern irdisches Verlangen, oder fleischlicher Trieb. Hartherzig gegen ihre Mitbrüder, und ohne Liebe zu Gott, mehr anf ihren Eigennutz, als auf die Einigkeit der Kirche bedacht, lassen sie sich durch jede Kleinigkeit verleiten, nach des Irenäus treffendem Ausdrucke, den Leib Christi zu zerreißen.“

St. Augustinus, Lib. III. cont. epist. II. Pelag.

Digitized by Google

Vorwort.

Die Gebote, welche der Herr auf Sinai dem Volke Israel durch Moses gab, waren die Grundlage des zeitlichen und ewigen Glückes für das Volk Israel im alten Bunde, und sind es noch für das Christenvolk im neuen Bunde, wenn sie nur im rechten Lichte aufgefaßt und auf die rechte Weise befolgt werden.

Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes, erklärte feierlich, daß Er nicht gekommen sey, diese Gebote aufzuheben, sondern sie zu erfüllen. *) D. h. Er zeigte durch sein Beispiel, wie sie erfüllt werden sollen. **) Er lehrte durch Worte, wie sie erfüllt werden müssen ***) und Er gab Kraft, damit Jeder, der an Ihn glaubt, sie erfüllen könne. †)

Die nachstehenden Erzählungen sollen nun den Leser auf den tiefen Sinn dieser heiligen Gebote aufmerksam machen und ihn zur treuen Befolgung derselben anspornen.

Der Verfasser hätte gar wohl einen höhern Schwung in Beziehung auf Darstellung, Sprache u. s. w. nehmen

---

*) Matth. V, 17. — **) Joh. XV, 10. — ***) Matth. V, 17—48. — †) Joh. I, 16. 17. und Röm. III, 31. X, 4.

können; allein er wollte dieß absichtlich vermeiden, denn er schrieb für das Volk, auf dessen Fassungskraft, Ansichten und Fehler gar so selten Rücksicht genommen wird, welches doch den größten Theil des Publikums bildet.

Die Erzählungen sind ganz aus dem Leben des Volkes und aus spätern Zeiten hergenommen, damit sie um so leichter Eingang finden, und nicht zu schiefen Ausreden Veranlassung geben, womit das Volk so gerne sich entschuldigt, wenn man Beispiele aus der heil. Schrift oder aus dem Leben der Heiligen erzählt.

Daß der Verfasser die Geschichten in gedrängter Kürze erzählen mußte, wird jeder Leser selbst einsehen. Es geschah, theils um nicht weitlaüfig zu werden, theils um sie der Fassungskraft des gemeinen Mannes mehr anpassend darzustellen. Absichtlich aber suchte er zu vermeiden, seine Erzählungen mit süßtändelnden, nichtssagenden Umschreibungen oder mit frappanten Verwickelungen und Entwickelungen nach Art der Romane auszuschmücken, um entweder das ästhetische Gefühl zu nähren, oder die Phantasie in Spannung zu versetzen und unversehens zu überraschen.

An Erzählungen der Art, die zwar die Absicht haben mögen, unschuldiges Vergnügen zu bereiten, haben wir einen großen Ueberfluß; und so gut die Absicht der Verfasser seyn mag, so wird sie an den Lesern doch nicht erreicht, weil dieselben dadurch nicht auf das Eine, das noth thut, hingeleitet werden; es werden vielmehr nur Gefühle erregt, die bald nach den Fleischtöpfen Aegyptens lüstern werden, und in Romanen Befriedigung suchen. Auch da gilt so recht des Herrn vielsagendes Wort:

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet."

Jene Lieder, welche von andern Verfassern sind, wurden mit dem Anführungszeichen „" bezeichnet, um sie von denen des Verfassers unterscheiden zu können.

Der Verfasser wollte nichts anderes, als belehren und erbauen, und beides nach der Anleitung des göttlichen Wortes, wie es im Schooße der katholischen Kirche niedergelegt ist, und von ihr erkläret wird. Denn wer sich fest hält an des Herrn Wort, der bauet auf einen Felsengrund, den keine Regenfluth hinwegschwemmen, kein Windstoß erschüttern kann;*) und wer des Herrn Wort hält und beobachtet, wie die Kirche lehrt, der hält sich an die Saûle und Grundfeste der Wahrheit, welche die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen.**)

Der Verfasser kämpft gegen Aberglauben und Unglauben. Mit jedem also, der einen von beiden vertheidigen will, hat er nichts zu thun, und wird auf einen solchen nicht die mindeste Rücksicht nehmen.

Belehrungen aber, die in Liebe und nach der Wahrheit gegeben werden, wird er dankbar annehmen und gewissenhaft benützen.

Euch ihr Lieben, die ihr diese Erzählungen leset, und zwar leset in der Absicht, in welcher sie der Verfasser schrieb, nämlich zu eurer Belehrung und Erbauung, euch möchte ich noch einige Worte in das Herz hinein schreiben:

1) Leset jedes Wort aufmerksam, wendet jedes Wort auf euch selbst an, benützet Alles zu euerer Besserung und zu eurem Heile;

*) Matth. VII, 25. — **) Matth. XVI, 18. 1 Tim. III, 15.

2) Bittet, daß euch Gott Licht zum Verstehen, und Kraft zur Vollbringung seines göttlichen Willens verleihen möge;

3) Vergesset nicht, sondern beherziget tief, daß ihr ohne Glauben an Christus die Gebote nicht halten könnet, sondern daß ihr zuerst durch diesen Glauben jene Weisheit und jene Kraft erhalten müsset, welche zum Erkennen und zum Vollbringen einzig nothwendig sind. Denn Jesus Christus sagte ja ausdrücklich: „Ohne Mich könnet ihr nichts thun. Ich bin der Weinstock; ihr seyd die Rebzweige.“ (Joh. XV, 5.)

Jeder Erzählung habe ich passende Stellen aus der heiligen Schrift des alten und neuen Testamentes vorangesetzt, welche ganz besonders betrachtet und beherziget werden sollen, denn sie sind weit wichtiger als die Erzählungen selbst, sie sind Gottes Wort.

Die Stellen aus den Kirchenvätern und andern heiligen Männern unserer Kirche sollen ebenfalls mit reifer Ueberlegung gelesen werden, denn sie sind die gründlichsten Beweise, wie zu allen Zeiten alle wahre Christen geglaubt, gelehrt und gelebt haben.

Und nun, meine Lieben, wandelt auf dem Wege der Gebote des Herrn, und ihr werdet zeitlich und ewig glücklich werden! Dieß ist der Wunsch und das Gebet

des

Verfassers.

Inhalt.

Seite.

Eine Erzählung statt einer Einleitung.

Der Pfingstabend 3

Das erste Gebot.

Des Glaubens Kampf und Sieg 31

Das zweite Gebot.

Der böse Franz und der gute Adolph 277

Das dritte Gebot.

Die Sonntagsfeier zu Thalheim 297

Das vierte Gebot.

Segen und Fluch 341

Das fünfte Gebot.

Die Johannispredigt 411

Das sechste Gebot.

Der Unschuld Triumph 435

Das siebente Gebot.

Die ungleichen Brüder 563

Das achte Gebot.

Die Macht böser Zungen 589

Das neunte und zehnte Gebot.

Der Sünde Stufengang 649

Eine Erzählung

statt einer

Einleitung.

„Menschensohn, rede gleichnißweise!“ Ezech. XVII, 2.

„Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen!“
Matth. XIII, 35.

„Thuet nichts zu dem Worte, das Ich zu euch spreche, und nehmet nichts davon; haltet die Gebote euers Gottes, die Ich euch gebiete!“ 5 Mos. IV, 2.

Wenn du die Stimme des Herrn, deines Gottes, hörest, daß du alle seine Gebote thust und haltest, so wird dich der Herr, dein Gott, höher, denn alle Völker machen . . . Und es werden über dich kommen alle diese Segnungen und dich treffen; wenn du nur seinen Geboten gehorchest.

Wenn du aber nicht hören willst die Stimme des Herrn, deines Gottes, um zu thun und zu halten alle seine Gebote und Vorschriften . . . so werden alle diese Flüche über dich kommen und dich treffen. 5 Mos. XXVIII, 1. 2. 15.

„Wer meine Gebote hat (d. h. sie kennt und versteht) und sie hält, der ist es, der Mich liebt!“ Joh. XIV, 21.

„Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.“ 1 Joh. V, 3.

„Wer meine Gebote im Gedächtnisse hat und im Leben hält; wer seine Reden und Sitten darnach einrichtet; wer sie im Innern hat und im Thun hält, oder noch besser: wer sie im Thun hat und im Innern behält, der ist es, sagt Christus, der Mich liebt.“ Der heil. Augustin.

„Durch Verachtung eines jeden Gebotes fügen wir dem Herrn Schmach zu, denn kein Gebot wird uns gering vorkommen, wenn wir mit einem guten Willen, und ohne Zweifel auf seinen Urheber Acht haben.“ Der heil. Hieronymus.

Der Pfingstabend. *)

Die Wittwe Maria saß mit ihren zwei Kindern, einem blühenden Knaben von etwa acht Jahren, und einer Tochter von zwölf Jahren, in der Wohnstube ihrer kleinen Hütte, welche von einem Garten umgeben war, in welchem fruchtbare Baúme standen, die wirklich in der schönsten Blüthe prangten; denn es war ein lieblicher Maiabend, und, was ihm noch eine höhere Bedeutung gab, der Vorabend vor dem heil. Feste der Pfingsten.

Die stille Frühlingsfeier der Natur, und die höhere Erinnerung an das, was die Kirche am folgenden Tage feierte, gaben den Empfindungen der frommen Mutter eine himmlische Richtung. Ihr Auge schwamm in Thränen, die, wie die Perlen der Thautropfen von den Blumen, auf das Buch herabfielen, das geöffnet vor ihr dalag. Sie blickte beim

*) Diese Erzählung ließ der Verfasser früher auf dringendes Ansuchen eines Freundes in die Zeitschrift „Palmblätter" (Jahrg. 1833, Februar-Heft) einrücken. Sie ist also nicht aus den Palmblättern entlehnt, sondern Original des Verfassers, wie alle nachstehenden Erzählungen.

offenen Fenster hinaus in den Garten, von welchem liebliche Wohlgerüche ihr entgegenkamen, und dann wieder in das Buch. — Vor tiefer Rührung konnte sie lange kein Wort hervorbringen. Die zwei Kinder feierten diese heilige Stille mit der Mutter; aber dießmal kam ihnen die Pfingstfeier nicht so freudig vor, wie sonst; denn sie bemerkten an der Mutter eine tiefe, wehmüthige Stimmung, die ihren kindlichen Herzen sehr wehe that.

Maria unterbrach endlich die feierliche Stille mit einem tiefen Seufzer, dann sagte sie: Ach! wie wunderbar gab doch Gott von jeher seinen heiligsten Willen den Menschen zu erkennen! Die ganze Natur ist eine immerwährende Offenbarung Gottes, ein lebendiges Zeugniß, daß Ein Gott ist, der Alles erschaffen hat, daß dieser Eine Gott noch lebt, daß er noch väterlich für die Menschen sorgt, und daß Er voll Allmacht, Weisheit und Liebe ist. Diese große Wahrheit verkündet dieser schöne Frühlings-Abend auf eine so milde und doch so tief eindringende Weise! Mein ganzes Herz ist voll stiller Anbetung, so daß ich nur staunen und danken kann.

Aber was die Natur nur im Allgemeinen andeutet, das spricht Gott in seinem heil. Worte so deutlich, so bestimmt aus, daß dem armen, von so vielen Verirrungen umnachteten Menschenherzen gar kein Zweifel mehr übrig bleibt. O, was wären wir doch ohne Sein Wort? Wanderer in einer Wüste bei einer furchtbaren Nacht! Daher ist auch mein Herz voll dankbarer Rührung, wenn ich nur das Wort des Herrn so ansehe, und bedenke, wie Gott Alles hat schreiben lassen zu unserer Beleh-

rung, Zurechtweisung, Besserung und Unterweisung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes vollkommen und zu jedem guten Werke tüchtig werde.*)

Aber wenn das Wort des Herrn in der kirchlichen Feier nachhallet, oder wenn die Kirche das Geschichtliche desselben uns wieder durch Festtage vergegenwärtiget, so erhält das heil. Wort für ein fühlendes Herz eine ganz besondere Bedeutung. Man kann sich da so recht in die Zeit hinein versetzen, in welcher der Herr seinen Willen auf eine besondere Weise zu erkennen gab, und dieß ist beim Lesen der heil. Schrift ganz besonders merkwürdig; da entfaltet sich erst der tiefe Sinn des heil. Wortes ganz in seiner großen Bedeutung; da empfindet das Herz die Nähe dessen, der mit dem Worte und durch das Wort zu dem Menschen spricht.

Dieß ist vorzüglich der Fall bei der Gesetzgebung des Herrn auf Sinai, die Gott durch seinen treuen Diener Moses so genau und umständlich, mit all ihren erhabenen Nebenumständen hat aufzeichnen lassen.**) Und daran erinnert uns am morgenden Feste die Kirche. Aber diese Feier wird noch weit herrlicher, als eine Erinnerung an die Ankunft des heil. Geistes, den Jesus Christus nach Seiner Auffahrt gen Himmel herabsendete***) und der erst dem Worte des alten Bundes Gnade, Kraft und Leben gibt. Wie herrlich stimmt also in der

---

*) 2 Tim. III, 16. 17.

**) 2 Mos. XIX. XX. u. s. w.

***) Apost. Gesch. II.

heil. Geschichte des alten und neuen Bundes Alles zusammen!

Bei den Offenbarungen Gottes finden wir, liebe Kinder, nur zu oft die große Untreue der Menschen, und diese ist es, die heute mein Herz ganz besonders betrübt.

Wie der Mensch in gesunden und glücklichen Tagen oft so leichtsinnig dahin lebt, sich um Gott und sein heiliges Wort wenig bekümmert, sondern nur seinem eigenen Willen folgt, so macht er es auch in den Tagen der Leiden, der Trübsal und vorzüglich in zweifelhaften Lagen des Lebens. Ach, da ist es gerade so, als wenn Gott uns keine Verheißungen gegeben hätte; als wenn Er uns verlassen habe; da murret man, wie die Israeliten, sobald es ihnen an Nahrung fehlte, da doch die wunderbaren Führungen des Herrn schon Beweise genug seyn sollten, wie Er retten und helfen kann, wo nach menschlicher Ansicht an keine Rettung noch Hülfe zu denken ist. Eher müssen Felsen dem Moses Wasser, eher Raben dem Elias Nahrung bringen, bevor Gott seine Verheißungen unerfüllt lassen sollte.

Indeß bleibt es immer wahr, daß es ein trotziges und verzagtes Ding ist um das menschliche Herz, und unser eigener Wille ist das größte Hinderniß, den Willen Gottes zu erkennen.

„Ja, erwiderte Klara, so hieß die Tochter, das ist recht wahr, liebe Mutter, unser eigener Wille hindert uns, den Willen Gottes zu erkennen, und unsere Leidenschaften machen uns unfähig, auf die Stimme des Herrn zu horchen, daher kommt mir so schön vor, was Gott vom Volke Israel forderte,

bevor er zu ihnen sprechen wollte von Sinai aus: „Gehe hin zum Volke und heilige sie heute und morgen, und lass' sie waschen ihre Kleider.“ *)

„Nur ein geheiligtes, von allen Befleckungen gereinigtes Gemüth ist fähig, Gottes Wort zu vernehmen und zu verstehen; dem unreinen dagegen ist Alles unrein. Die still horchende Maria erfuhr bei den Füßen Jesu, was die zwar gutmeinende, aber so selbstthätige Martha nicht verstehen konnte; und der Geist des Herrn kam erst auf die Jünger herab, als sie durch Stilleseyn und Harren von ihren Herzen alle Sorgen entfernt hatten, und voll kindlicher Ruhe des Herrn Verheißungen erwarteten. Auch dieß ist mir so merkwürdig, was du so eben gelesen hast, daß dem Volke Schranken gesetzt werden sollten, damit es den Berg nicht besteige und seine Grenzen nicht berühre. O, durch unser voreiliges Eingreifen in die Rathschlüsse Gottes vereiteln wir nur zu oft dieselben, und wollen Gott vorlaufen! Dieß erklärte uns der Herr Pfarrer besonders recht deutlich, als wir in der biblischen Geschichte lasen. Ich kann es freilich nimmer so sagen, wie er es erklärt hat, etwa so viel weiß ich noch, daß er zum Stilleseyn, zur kindlichen Hingebung ermahnte, wenn man Gottes Willen erkennen will.“

Ach, der gute Seelenhirt hatte recht! erwiderte tief seufzend die Mutter, wenn er noch leben würde, so könnte ich bei ihm guten Rath mir erholen; aber

*) 2 Mos. XIX, 10.

auch dieser einzige Freund ist uns entzogen, und so weiß ich keinen Rath, keinen Ausweg in meiner Lage.

„Mutter, fragte Karl weinend, warum bist du doch so traurig, und sprichst immer, daß wir nicht recht verstehen, was dir fehlt? Gott kann ja einen bessern Rath geben, als alle Menschen, wir wollen recht kindlich auf Ihn vertrauen und betend seinen heiligen Willen abwarten, der uns, wie du schon so oft gesagt hast, dann am klarsten geoffenbaret wird, wenn wir auf keines Menschen Rath uns mehr verlassen können, und morgen ist ja Pfingsten, das Fest der Offenbarung Gottes, da wird sich der Herr auch an uns nicht unbezeugt lassen!"

„Ja, dieses wird Er, der Ewigtreue, sprach die Mutter mit einem thränenvollen Blicke zum Himmel; Er wird uns eingeben, was wir thun sollen: bleiben im Elende, oder demselben entgehen. Nur möchte ich ohne Gottes besondere Fügung keinen Schritt wagen, weil man dadurch meistens einem noch größeren Elende entgegen geht."

Zwar sehe ich wohl ein, liebe Kinder, fuhr die Mutter weinend fort, daß wir uns hier nicht länger mehr halten können. Als eine Vertriebene, und gleichsam als Wittwe kam ich mit euch vor fünf Jahren hier an, da ich unser Vaterland, unsere Güter, ja sogar meinen Gatten, euern so lieben Vater, verlassen mußte; in Noth und Kummer zog ich euch auf, indem ich mich von der Arbeit meiner Hände nährte, und dabei oft so recht augenscheinlich erfuhr, daß Gott Wittwen und Waisen nicht verlasse; wie oft kam mir in den Sinn: dieses oder jenes zu thun; und wenn es an sich noch so unbe-

deutend war, so floß doch oft eine neue Nahrungsquelle daraus für uns hervor, und ich erkannte mit Dank die wunderbare Leitung Gottes. Aber nun scheint es, als wenn Gott sich meiner nicht mehr annehmen wolle. Hier können wir uns nicht mehr länger halten; unsere alten Wohlthäter sind gestorben; die meisten unserer Nachbarn hassen und erklären mich für eine Zauberin, weil ich mich in ihr Unwesen nicht fügen kann, sondern die Stille liebe; in unser Vaterland kann ich in diesen Umständen nicht zurückkehren, weil ich gewiß glaube, daß euer Vater nicht mehr lebe, und zweifle, ob wir unsere Güter wieder erhalten. Wenn also der Herr nicht ganz besonders seinen Willen uns zu erkennen gibt, so müssen wir in der Welt herumirren, und unsere Zukunft kann nicht anders als jammervoll seyn. Dieß ist es, liebe Kinder, was mein Herz so tief betrübet, und was ich euch nicht entdecken wollte, um nicht auch euch zu betrüben! Was mein Herz leidet, wenn ich an euern Vater denke, das kann ich euch nie ganz erklären. Von Tag zu Tag warte ich auf eine Nachricht, ob er noch am Leben sey; aber alle Bemühungen waren umsonst, alle Seufzer blieben unerhört.

Allein auch hierin erkenne ich eine besondere Anordnung Gottes, eine Offenbarung Seines Willens, der meinem Willen ganz entgegen war, und der nur mein ewiges Heil befördern will.

Unser eigener Wille, fuhr die Mutter nach einer Weile fort, unser eigener Wille ist der gefährlichste Götze, dem wir so gar gerne opfern möchten, den aber Gott verabscheuet, weil er nur zum Verderben

führet, o wie gut ist es, daß Gott oft diesen Götzen zertrümmert!

„Nicht wahr, sagte Klara, wie Moses im heiligen Unwillen das goldene Kalb zernichtete? Dieses war mir immer recht merkwürdig, und an Aaron sehe ich, wie verabscheuungswürdig ein Lehrer ist, der nach dem Willen des Volkes handelt und Gottes Willen entgegenstrebet."

„Ja, fiel Karl ein, da sagte letzthin der Herr Pfarrer, als er diese Geschichte uns erklärte, so wie Aaron machen es viele Menschen, die ihrem eigenen Willen folgen und Gottes Willen umgehen; sie thun oft so Vieles wider Gottes Willen, und dürften manchmal nur Weniges thun, wenn sie denselben erfüllen würden. Die Folge davon ist sehr oft zeitlicher Verlust, Schande vor den Menschen und Mißfallen vor Gott."

Du hast gut aufgemerkt, Karl, fuhr Maria, von Karls Aufmerksamkeit gerührt, weiter. Ganz anders handelte der eingeborne Sohn des ewigen Vaters. Er opferte seinen Willen ganz dem Willen seines himmlischen Vaters auf, und sagte: „Dieß ist meine Speise, daß ich den Willen Desjenigen vollbringe, der mich gesendet hat!" *)

Gerade dadurch, daß Christus seinen Willen ganz dem Willen Gottes unterwarf, konnte er die Menschheit erlösen, die durch Ungehorsam gegen Gottes Willen so tief gesunken war. Und nur derjenige, der seinen Willen dem Willen Christi unterwirft, kann seiner Erlösung theilhaftig werden; denn

*) Joh. IV, 34.

aus unserm sinnlichen Eigenwillen kommt Verderben, aus dem Willen Jesu Christi kommt Vergebung und Gnade. Daher sagt der Apostel: „Obwohl Er (Christus) Gottes Sohn war, so hat Er doch durch Erduldung seiner Leiden Gehorsam gelernet. Nachdem Er aber vollendet war, ist Er Allen, die Ihm gehorsam sind, Urheber der ewigen Seligkeit geworden.“ *)

Das rechte Kennzeichen der ersten Christen war, daß sie nicht mehr sich selbst lebten, sondern nur dem Herrn, wie es der heil. Apostel Paulus so deutlich ausgesprochen hat: „Keiner von uns lebt sich selber!“ **) und ein großer Lehrer der frühern Christen sagt: „Er, der Christ, stirbt täglich und lebt dadurch Gott; Christus lebt in ihm, nicht er selber!“ ***)

Das war ja die große und liebevolle Absicht Gottes, fuhr die Mutter fort, die Er bei der Gesetzgebung auf Sinai hatte. Er wollte den Menschen seinen heiligsten Willen recht deutlich zu erkennen geben. Sie sollten ihren eigenen sinnlichen Willen brechen, tödten, um dem Willen Gottes gemäß leben zu können. Da aber der sinnliche, eigene Wille zu stark war in ihnen, so war die Erfüllung dieses Gesetzes für die Menschen unmöglich, weil es ihnen an Kraft fehlte. Indeß blieb es doch, wie Paulus sagt, ein Zuchtmeister für die Menschen; sie konnten da die Heiligkeit Gottes, ihre eigene Ver-

*) Hebr. V, 8. 9. Vergleiche Röm. V, 19.
**) Röm. XIV, 7.
***) St. Hilarius in Ps. 64.

dorbenheit und die Nothwendigkeit eines Erlösers von Sünde, eines Kraftverleihers zum Guten und eines Seligmachers fühlbar erkennen.

Deßwegen sagt Johannes*): „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit aber ist uns durch Jesum Christum geworden.“

Das Pfingstfest der Juden unterscheidet sich also vom Pfingstfeste der Christen, wie sich der Buchstabe vom Geist; Seele vom Leibe unterscheidet.

O wie gut meinte es doch Gott mit den Menschen; wie liebevoll sind Seine Gebote; wie will Er damit gar nichts anderes, als nur unser Bestes! — Und wenn die Menschen die Gebote Gottes ganz so erfüllen würden, wie sie Jesus in der Bergpredigt **) erklärt hat, o wie schön wäre es in der Welt, wie glücklich würde jeder Mensch seyn! Aber dazu ist nothwendig, daß man nicht nur den Buchstaben des Gesetzes, sondern auch den Geist kennt, der dem Gesetze Kraft und Leben gibt; daß man nicht bloß mit den Juden die Schrecken des Gesetzes von Sinai aus hört; sondern daß man mit den ersten Jüngern und Jüngerinnen Jesu das Wehen des heil. Geistes vernimmt.

Recht bedeutungsvoll also ist die zweifache Erinnerung der Pfingstfeier, und recht gesegnet würde sie für jeden Christen seyn, wenn er nicht bloß an das dächte, was ehemals an diesem Feste geschah, sondern wenn er wirklich das an seinem Herzen erführe, was ehemals geschehen ist. Auch dieses ist

*) Joh. I, 17.
**) Matth. V, 17 — 48.

mir noch merkwürdig, daß auf Sinai das Gesetz gegeben wurde unter dem Brausen eines starken Gewitters, und daß in Jerusalem der Ankunft des heil. Geistes ein starkes Wehen des Sturmwindes voranging. So enge ist in der Gnadenhaushaltung Gottes Alles mit einander verbunden. Von Sinai her weheten noch die Stürme des Gesetzes, aber sie wichen den Feuerflammen des Geistes, der sich den Jüngern und Jüngerinnen Jesu mittheilte.

Während Mutter und Kinder sich selig in der Erinnerung an das Pfingstfest unterhielten, erfüllte eine dichte Finsterniß das Zimmer; von Westen zogen schwarze Gewitterwolken heran; fürchterlich rollten die Donner durch die Luft, und zackende Blitze flammten in die Finsterniß hinein. Alle drei wurden von einer schauervollen Ehrfurcht ergriffen. Der Schrecken des Gewitters schon an sich selbst, und noch mehr ihre bisherigen Unterhaltungen, hatten ihre Gemüther auf das Höchste bewegt. Lange standen sie in stummer Bewunderung da; am allertiefsten aber war die Mutter ergriffen.

Klara unterbrach endlich die schaudervolle Stille, indem sie sagte: „Es ist, als wenn der Herr uns heute die ganze Geschichte der Gesetzgebung auf Sinai recht vergegenwärtigen wollte. So oft ein schweres Gewitter heranzieht, so stellt sich mir diese heilige und ehrwürdige Geschichte in ihrer ganzen wichtigen und bedeutungsvollen Größe vor meine Seele hin.“

Ach, sprach die Mutter, möchte sich doch auch das Pfingstfest des neuen Bundes in unsern Herzen verwirklichen; möchte die Gnadenwirkung des heil.

Geistes in uns fühlbar werden, die Schrecken der Gesetzgebung in eine kindliche Ehrfurcht, und den todten Buchstaben derselben in Kraft und Leben umwandeln! Denn das Gesetz bewirkt Furcht, die Gnade aber Liebe, der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig.

Ich weiß noch etwas, das der Herr uns thun sollte, sagte Karl, wenn uns das Pfingstfest recht erfreulich werden sollte. Der liebe Gott sollte der Mutter in den Sinn geben, wo unser Vater ist und wo wir hingehen müssen, daß wir von diesen bösen Menschen fort und zu unserm Vater kommen können.

Die kindliche Einfalt, mit welcher dieses Karl sagte, machte auf das Herz der Mutter einen tiefen Eindruck. Sie sprach mit Thränen im Auge: der heil. Sonnabend vor Pfingsten, und vorzüglich jedes schwere Gewitter, bringt deßwegen in mir eine so wehmüthige Erinnerung hervor, weil gerade an diesem Abende und unter einem schreckenvollen Gewitter mir das allergrößte Unglück begegnete. Da, liebe Kinder, da wurde mir euer Vater gewaltsam entrissen!

Wir, euer guter Vater und ich, saßen vor sieben Jahren am Vorabende des Pfingstfestes in unserm Gartenhause beisammen, und dachten über die hohe Bedeutung des Festes mit tiefer Rührung nach. Du, liebe Klara, spieltest auf dem Schooße deines Vaters, und du, guter Karl, schmiegtest dich schlafend an meine Brust. Wir versetzten uns so recht lebendig in die Zeit der Gesetzgebung und in die feierlichen Stunden zurück, in welchen Jesus den

verheißenen Geist auf seine Jünger herabsendete. Euer Vater hatte diese heil. Schrift vor sich, die heute offen vor uns daliegt; schwarze Gewitterwolken zogen am Firmamente heran; es fing furchtbar zu donnern, zu blitzen und zu regnen an. Dieses Alles rührte das sanfte Herz euers guten Vaters, und er sprach mit tief bewegter Empfindung: Armes Vaterland, hättest du dich doch fest gehalten an die Gebote deines Gottes, hättest du der Stimme des Herrn noch ein Gehör gegeben, und du könntest glücklich seyn! Aber nun hast du seine Gesetze verachtet; den Einsprechungen seines heil. Geistes widerstrebt, und so ist das Schreckbarste: Unordnung, Verwirrung, Empörung dein Loos geworden; armes, armes Frankreich!

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, so erschallten rauhe Männerstimmen; wilde Krieger drangen mit Ungestüm zu uns herein; rissen unter Fluchen und Verwünschungen dich, liebe Klara, hinweg von dem Schooße deines Vaters, und deinen guten Vater schleppten sie fort, der mir nur noch die Worte zurief: Marie, halte dich fest an des Herrn Gebote, und wir werden uns wieder sehen!

Ich sank bewußtlos zu Boden. Aber aus meiner Ohnmacht entriß mich ein treuer Knecht unseres Hauses, der mich aufhob und sprach: Um Gotteswillen, gnädige Frau, ermannen Sie sich; es ist noch Zeit zur Rettung; das Gewitter und die herannahende Nacht können Ihre Rettung begünstigen! Er nahm euch beide auf seine Arme; ich ergriff noch dieses Evangelienbuch und eilte ihm nach. In einer Stunde hatten wir das Rheinufer erreicht, wo wir

ein Schiff trafen, das uns aufnahm, und an die Grenzen eines friedlichen Landes brachte. Unser Knecht fuhr wieder zurück, um noch zu retten, was etwa zu retten sey. Allein, er kam nicht wieder!

Für uns war der Aufenthalt in der Nähe des Rheines ganz unmöglich; ich mußte also mit euch weiter fort, und schlug meinen Weg südwärts ein. Unter welchen Empfindungen, und mit welchen harten Beschwerden ich mich fortbringen mußte, dieß kann ich euch unmöglich schildern.

Am zweiten Tage traf ich einen Wagen an, auf dem sich mehrere unglückliche Flüchtlinge unsers Vaterlandes befanden. Einer derselben stieg ab, erkundigte sich um meine Verhältnisse, und als ich ihm etwas davon sagte, so nahm er mich auf den Wagen, und so war ich doch den größten Gefahren entgangen.

Ich merkte bald, daß er ein Geistlicher sey; er nahm sich meiner, und vorzüglich euerer, ganz besonders an, und als wir einige Tage zurückgelegt hatten, so trennte sich die ganze Reisegesellschaft. Der Geistliche aber blieb bei uns.

Nach vielem Umherirren kamen wir in dieses friedliche Thal; der Geistliche wurde in kurzer Zeit als Pfarrer hier angestellt, und so geringe seine Einkünfte waren, so sorgte er doch so für mich, daß ich mich fortbringen konnte. Allein, mit dem Tode dieses Mannes, und noch anderer edler Menschenfreunde, scheint uns Alles verlassen zu haben. Er versicherte mich zwar noch vor seinem Tode, daß er an einen angesehenen Mann in der Nähe unserer Heimath sich gewendet habe, der sichere

Nachricht

Nachricht von Allem geben kann und wird. Allein nun sind schon zwei Jahre vorüber, ohne daß ich etwas erfahren habe. Mich ferner fortzubringen, ist mir eine Unmöglichkeit. Möchte doch der Herr einmal auf meine Thränen herabsehen, und mir einen Ausweg verschaffen!

Mutter, sprach Klara, die Deutschen haben ein schönes Sprichwort:

Wenn die Noth am größten,
Dann ist Gott am nächsten!

Dieses wird sich auch an uns bewähren; Gott ist nahe, dieß ist schon der größte Trost! Gott hilft, dieß muß unsere Hoffnung seyn. Wir dürfen nur ruhig abwarten; am ruhigen Warten liegt Alles. Es ist ja Gott ein Leichtes, uns einen Wink zu geben, was wir thun sollen.

Unter diesen Gesprächen vergaßen die guten Menschen beinahe das Gewitter, welches immer heftiger wurde. Auf einmal erschütterte ein gewaltiger Donner das ganze Haus; Mutter und Kinder sahen sich erschrocken an; endlich sagte die Mutter: Kinder, wir stehen immer in Gottes Hand; es ist eine große Thorheit, wenn man ein Gewitter so knechtisch fürchtet; aber es ist auch eine Verwegenheit, darüber zu spotten. Das Gewitter hat etwas Ehrwürdiges an sich; Gott spricht da gewaltig durch die Elemente, und zeigt so recht seine Allmacht. Man muß dabei sich in Gottes Gegenwart stellen, sein Herz in kindlicher Ehrfurcht vor ihm demüthigen, und alle Vorsichtsmaßregeln treffen, welche der gesunde Verstand befiehlt, und die Erfahrung lehrt. Vorzüglich soll man nicht in der Nähe des Ofens

stehen, die Stubenthüren öffnen, nie soll man auf freiem Felde zu stark laufen, oder unter einen Baum sich hinstellen.

Indem die Mutter so redete, rief Karl, der sich indeß zum Fenster gemacht hatte: Ei, der große Lindenbaum da unten an der Straße ist ganz zersplittert; in den hat gewiß der Blitz geschlagen! Ich will hingehen und sehen, ob Niemand darunter gestanden ist.

Da Karl nicht nachließ, zu bitten, so erlaubte es die Mutter, daß er nachsehen dürfe; er ging fort, lief aber gleich wieder zurück und sagte, daß ein fremder Mann todt auf der Straße liege. Mutter und Tochter eilten zu dem Unglücklichen hin. Karl aber mußte einen Nachbarn zu Hülfe rufen.

Sie fanden den Fremden ganz ohne ein Zeichen des Lebens. Maria öffnete die Kleider, vorzüglich am Halse und auf der Brust, sie blies ihm in den Mund, goß mit der Hand kaltes Wasser ihm in das Gesicht; Klara mußte ihm die entblößten Fußsohlen mit ihrer Schürze reiben, die sie in das Wasser getaucht hatte, und als der Nachbar kam, so brachten sie ihn in ihr Haus. Maria ließ den Dorfbader rufen, tauchte indeß die Tücher in Wasser und Weinessig, und legte sie dem Unglücklichen auf das Haupt; sie bemerkte einige Zuckungen an ihm und hatte also Hoffnung, daß er gerettet werden könne. Als der Dorfbader kam, wurde ihm eine Ader geöffnet, und der Ohnmächtige fing an sich zu erholen, er öffnete die Augen; Maria gab ihm einige stärkende Tropfen mit Wasser vermischt, und so kam

er immer besser zu sich; schlief aber bald ein, und fand sich nach diesem Schlafe sehr erquickt. Maria schickte sich an, eine Suppe zu bereiten. Der Fremde setzte sich indeß auf, fand auf dem Tische das Evangelienbuch, öffnete es, ließ es mit einem lauten Schrei aus der Hand fallen, und erhob sich in der heftigsten Bewegung. Die beiden Kinder, die eben mit der Mutter in die Stube traten, staunten nicht wenig über die heftigen Bewegungen des Fremden, der ihnen bei ihrem Eintritte hastig entgegenrief: „Um Gottes Willen, Frau, wo habt ihr dieses Buch her?"

Maria staunte und erwiderte: Dieses heiligste Buch ist mir doppelt wichtig; schon deßwegen, weil es Gottes Wort ist, und bisher der einzige Trost in allen meinen Leiden war; dann noch, weil es das einzige Andenken ist, das mir in meiner schmerzvollen Trennung von meinem unvergeßlichen Richard, meinem Gemahl — —

Kaum hatte Maria den Namen Richard ausgesprochen, so eilte der Fremde auf Maria zu, drückte sie heftig an seine Brust und rief: „O Maria, mein theures Weib, hier ist dein Richard, der Herr sey gepriesen!"

Eltern und Kinder konnten kaum sich fassen bei dieser überraschenden Scene. „Herr, sey gepriesen für diese Stunde! Kinder, seht hier euern Vater!" war Alles, was Maria stammeln konnte.

Klara und Karl umfaßten den Vater unter lautem Schluchzen, und der Vater drückte sie sprachlos an sein Herz.

Sie erholten sich allmählig wieder, und feierten unter stillen Umarmungen im frommen, dankbaren

Aufblicke zu Gott die ersten Freuden dieses so glücklichen Wiedersehens. Diese stille Freudenfeier unterbrach endlich der Vater und sprach:

Guter Gott, wie herrlich weißt du Alles auszuführen! Maria, wie merkwürdig ist mir der heutige Abend!

Ja, recht merkwürdig! fiel Maria, ein; nicht wahr Lieber, es war gerade der heil. Pfingstabend, als wir unter einem heftigen Gewitter so grausam getrennt wurden; und gerade dieß Gewitter machte mein Entkommen möglich, ohne dieß wäre ich nie durchgekommen.

Und gerade dasselbe Gewitter, sprach Richard, verursachte auch mein glückliches Entkommen aus den Händen meiner Feinde. Als sie mich fortgeschleppt hatten, schlug der Blitz in den Thurm jener Kirche, wohin ich gebracht wurde, und bald stand das ganze Gebaüde in Flammen. Die dabei entstandene Verwirrung machte es mir leicht, zu entfliehen; ich ergriff die Flucht, und kam glücklich in derselben Nacht noch über den Rhein.

Mehrere Jahre wanderte ich in Deutschland umher, ohne nur eine Spur von dir zu entdecken. Seit drei Jahren kehrte ich nach Straßburg zurück, wo ich durch Mithülfe des Präfecten den größten Theil unserer Güter erhielt. Allein der Besitz derselben machte mir nur das Vermissen Deiner schmerzvoller; ich wendete mich überall hin, fand aber nirgends eine Auskunft. Als ich nun einmal vor einem Jahre in Geschäften zu dem Präfecten kam, so sagte er

mir, daß ein emigrirter Geistlicher, der in Deutschland angestellt sey, und einem Freunde in Straßburg geschrieben habe, daß in seinem Pfarrsprengel sich eine Frau mit zwei Kindern befinde, die allem Anscheine nach meine Frau seyn könne. Diese Nachricht machte mich ohnmächtig vor Freude; ich ging auf der Stelle zu dem Herrn, der den Brief empfangen haben sollte, allein dieser war abwesend, und kam erst nach einem halben Jahre zurück. Alle Versuche um eine bestimmte Auskunft waren umsonst.

Als er endlich zurückkam, so eilte ich zu ihm; allein er hatte den Brief verlegt, und konnte ihn nicht mehr finden; nur konnte er mir beiläufig sagen, daß sich diese Frau in Bayern aufhalte. Ich machte mich auf der Stelle fort. Da ich aber Dich nirgends erfragen konnte; so ließ ich mein Fuhrwerk eine Stunde von hier zurück, und wollte zu Fuß nach München gehen, um schneller dorthin zu kommen und mich um Dich zu erkundigen. Da überfiel mich das heftige Gewitter, und ein Blitzstrahl, der in die Linde fuhr, streckte mich besinnungslos zu Boden.

Aber gerade so mußte es gehen, sagte Maria; Du würdest auch in München mich nicht erfragt haben. Denn der selige Herr Pfarrer kaufte um einen billigen Preis dieses Häuschen, und schenkte es mir; ich war in der ganzen Umgegend wenig bekannt, und befinde mich in einer solchen Lage, daß ich mich jetzt nicht länger hätte aufhalten können. Um so anbetungswürdiger aber ist die treue Sorgfalt Gottes gegen uns, daß sie gerade in dieser

Zeit Dich hieher geführt hat. Doch, fuhr sie fort, lieber Richard, Du bedarfst einer kräftigen Labung, wir wollen nun heute das Erstemal wieder mit einander essen, und dann das Weitere besprechen.

Klara eilte sogleich in die Küche, um noch Einiges zu bereiten, und dann setzten sich Eltern und Kinder im traulichen Kreise, das erstemal wieder an einen Tisch zusammen. Der Vater säumte nicht, der hold heranblühenden Klara seinen Beifall über die schmackhafte Speise zu bezeigen, die sie während so kurzer Zeit bereitet hatte. Karl gab eben so Beweise erlangter Bildung, und zeigte verschiedene Geschenke, die ihm der ehrwürdige Pfarrer zur Belohnung seines Fleißes gegeben hatte. Unter lauter Lobpreisungen über Gottes wunderbare Führungen floß ihnen die Zeit hin, und der kleine Karl freute sich vorzüglich, weil sein Herzenswunsch so in Erfüllung gegangen war, daß nämlich Gott auch ihnen seinen Willen so über alles Erwarten zu erkennen gegeben habe, daß er ihnen nicht nur in den Sinn gab, wo der Vater sey; sondern den Vater sogar selbst zugeführet habe. Das ist ein herrlicher Pfingstabend! rief er öfters aus. Klara aber feierte in stiller Freude die seligen Stunden dieses so glücklichen Wiedersehens, und fand darin, daß gerade die heilige Schrift das Werkzeug dieses so glücklichen Wiederfindens war, einen besondern Beweis von Gottes wunderbarer Führung.

Ja, sprach Maria, wenn dieses Buch des Lebens mir früher doppelt ehrwürdig war, so ist es uns jetzt dreifach.

Beinahe die ganze Nacht verfloß unter den seligsten Unterredungen, und der Vater sagte öfters: Ja, meine Lieben, Gott gibt uns seinen Willen sehr deutlich zu erkennen; er ordnet und lenket Alles so, daß es gut geht, wenn wir ihm folgen. Er spricht so vernehmlich an unser Herz und will nur unsere Beihülfe. So wunderbar er uns jetzt hier zusammengeführet hat, weil wir die Gelegenheiten benützten, die er uns anbot, so wunderbar führet er uns und alle Menschen in seiner Herrlichkeit zusammen, wenn wir seine heiligen Gebote halten, die er auf Sinai gegeben hat. Er, der Liebevollste, wollte ja nur unser Bestes. Wer seine Gebote hält, wird glücklich, und zwar zeitlich und ewig; wer sie übertritt, wird zeitlich und ewig unglücklich. Seine Gebote sind die Wegweiser zur zeitlichen Ruhe und zur ewigen Seligkeit. Wir wollen es in Demuth dem Herrn geloben, unser ganzes Leben hindurch auf dem Wege seiner heiligen Gebote zu wandeln, und nicht abzuweichen weder zur Rechten noch zur Linken; seine Gnade wird unserer Schwachheit zu Hülfe kommen, wenn wir sie im Gebete und stiller Zurückgezogenheit erflehen, wie die Jünger zu Jerusalem. Denn wir feiern morgen nicht blos die Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai, sondern hauptsächlich die Sendung des heil. Geistes, der allein den Verstand erleuchtet, damit wir Gottes Wort erkennen; das Herz erwärmet, damit wir es aufnehmen, und den Willen stärket, damit wir es befolgen können. Ohne Christus wird uns das Gesetz nur zum Fluche, weil wir keinen Versöhner für unsere Uebertretungen, und keinen Kraftverleiher zur

Befolgung haben. In Christus wird es uns zum Heile, durch Christus zur Gnade, mit Christus zum Leben.

Was das Samenkorn in der Erde wäre ohne Sonne, das ist die Erkenntniß des göttlichen Wortes ohne Christus, ohne seinen heiligen Geist! Nur durch Ihn kommt Kraft und Leben in das göttliche Wort; nur Er bereitet den Willen zur Annahme desselben, und so gestaltet sich das heilige Wort in uns zur göttlichen Frucht. Die Früchte des heil. Geistes aber sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Glauben, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit. *) An diesen Früchten erkennet man den Christen, wo diese offenbar werden, da ist Gottes Geist, da ist das Pfingstfest des neuen Bundes im Herzen gefeiert worden.

Mutter und Kinder vernahmen die Worte des Vaters mit der größten Freude und hingen gleichsam an dessen Lippen bei jedem Worte, das er redete. Auch von dem theuern Vaterlande und der aus den Graüeln der, leider auch durch manche Sünde der Obrigkeit, herbeigeführten Revolution, hervorgegangenen neuen Ordnung der Dinge wurde Manches gesprochen. Maria hatte es ihren Kindern nie verhehlt, daß gerade auch der Adel einen großen Antheil an der herbeigeführten Revolution hatte, indem er zuerst von dem christlichen Glauben und Wandel abfiel, den gottlosen Schriften seinen Beifall gab, und anstatt durch Stiftung guter Schu-

*) Gal. V, 22. 23.

len und ähnlicher Anstalten, wie durch sein Beispiel das Volk zur Gottesfurcht und Tugend zu erziehen, durch sein so tief einwirkendes Beispiel auch den großen Haufen zur Gottlosigkeit, und endlich zur Revolution brachte. Daher sprachen sie auch von den wohlthätigen Anstalten, die sie zur Bildung und Beglückung ihrer Untergebenen in ihrem schönen Vaterlande errichten wollten.

Da nun die Mitternacht schon lange vorüber war, so befahl der Vater, daß Mutter und Kinder sich zur Ruhe begeben sollten.

Da diese sich nun entfernt hatten, so verließ Richard das Haus, kehrte zu seinem Fuhrwerke zurück, und bei den ersten Strahlen der Morgensonne kam er vor die Wohnung seiner Frau gefahren. Diese Nachricht verbreitete sich bald in der Umgegend, und es versammelten sich Viele, welche neugierig und bewundernd die herrlichen Pferde und die prächtige Kutsche anstaunten. Richard sagte zu ihnen: ich bin der Mann jener fremden Frau, die früher von einigen guten Menschen hier aufgenommen, von Vielen aber unter euch bös behandelt wurde, weil sie die Einsamkeit liebte, mit vielen Leiden zu kämpfen hatte, euer rohes Betragen nicht dulden, viel weniger annehmen konnte; und die ihr nun gar aus eurer Mitte vertreiben wolltet! Aber Gott hat ihr Gebet erhöret, und ihre Schmach in Ehren umgewandelt, weil sie auf ihn hoffte, seine Gebote hielt und still duldete. Ihr aber habt das wichtigste Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!" schändlich übertreten. Oder saget:

wie würde es euch gefallen, wenn ihr durch Feinde aus eurer Heimath vertrieben würdet, in ein fremdes Land kämet, und wenn man euch verspotten und alle möglichen Unbilden zufügen würde? Und dieß habt ihr meiner unglücklichen Frau gethan! Habet ihr auch schon einmal über das nachgedacht, was ihr heute feiert! Aber das sollt ihr wissen, der Gott, der einst die Gebote auf Sinai gab, und am heutigen Tage den Geist der Liebe auf seine ersten Jünger herabsendete, der lebt noch und wird diejenigen richten, die seine Gebote nicht halten. Erflehet euch heute den Geist, der euch des Herrn Gebote lehren, und Kraft zur Erfüllung geben kann; damit ihr nicht aus dem Munde eures Richters die Worte hören müsset: „Ich war fremd, und ihr habt mich nicht beherberget!"

Unter den Umstehenden erblickte Richard einen alten Greis, der voll tiefer Rührung war; er fragte Maria, ob sie ihn kenne? Ja, sagte sie, es ist der alte Nachbar Leopold, der einzige, der mir mit seiner wackern Familie noch beistand, und der dich in das Haus tragen half. Richard rief ihn herbei, nahm ihn freundlich bei der Hand, ebenso auch seinen wackern Sohn, und sagte: „Liebe Männer, ihr habt euch als wahre Christen bewiesen, indem ihr euch um eine solche arme und verlassene Frau annahmt, ohne auf eine Vergeltung hoffen zu können. Nehmet jetzt also vor Allem diesen meinen Dank hin, und seyd versichert, daß ich euch stets dankbar bleiben werde. Doch den heutigen Tag will ich noch mit euch hier zu Tische seyn!" Nach diesem gingen alle zusammen in die benachbarte Kirche.

Nach dem Gottesdienste besuchte Richard den Amtmann, der über die Umwandlung, welche mit der armen emigrirten Familie vorgegangen war, ganz erstaunte. Er entschuldigte sich, indem er seine Nachlässigkeit gegen die Familie wohl fühlte. Richard aber dankte ihm für den dürftigen Schutz, den er der Familie gönnte, und bat ihn, eine Urkunde aufzusetzen, in der er das Haüschen, welches seine Frau bewohnte, dem alten Manne und seiner gutmüthigen Familie als Geschenk bestimmte. Dem Orte selbst versprach er, damit die Sitten der Einwohner von Grund aus gebessert würden, eine Schulstiftung. Erfreut nahm der Amtmann diese Erklärung an, und das ganze Dorf wurde über dieses Benehmen des vornehmen Herrn mit Beschämung und Freude erfüllt. Mit Dankgefühl und herzlicher Fröhlichkeit wurde das letzte Mittagsmahl in der kleinen Hütte verzehrt. Ein achtzehnjähriger noch jüngerer Sohn des alten Leopold, welcher der gnädigen Frau so viele Gefälligkeiten erwiesen hatte und der dem Richard besonders gefiel, sollte nach München geschickt und zum Schullehrer gebildet werden, und dann die neue Schule übernehmen dieß wurde noch besonders bestimmt. Das war das höchste Glück des alten Leopold, der schon lange seinen Mitmenschen eine bessere Bildung wünschte, wie er selbst in seinem Vaterorte erhalten hatte, welches durch die Bemühungen eines eifrigen Pfarrers eine gute Schule — damals noch eine wahre Seltenheit — besaß, und deren Einwohner auch an Sittlichkeit und ländlicher Bildung in der ganzen Umgegend sich auszeichneten.

Nachdem sie nun Alles in Ordnung gebracht hatten, stiegen alle vier in die Kutsche, und Leopold schlug beim Fortfahren die heil. Schrift auf, und traf gerade diese Stelle: „Zeige mir, Herr, den Weg deiner Gebote, daß ich ihn wandle mein Leben lang!" *) Amen! riefen Mutter und Kinder, und reisten so unter dankbaren Lobpreisungen der Heimath zu.

*) Ps. 118, 33.

Das erste Gebot.

„Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande der Aegypter geführet, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremde Götter neben Mir haben. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß von dem, was im Himmel oben, oder auf der Erde unten, oder was unter der Erde im Wasser ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen; denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott, der die Missethaten der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht, bei denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit thut bis in's tausendste Geschlecht bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten."

2 Mos. XX, 2—6.

„Der Gerechte lebt in seinem Glauben.“ Habak. II, 4.

„Ohne Glauben . . . . ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ — Hebr. XI, 6.

„Der Endzweck des Gebotes ist Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und unverfälschtem Glauben.“ 1 Tim. I, 5.

„Wenn Einige von ihnen nicht glauben, wird wohl ihr Unglaube die Treue Gottes aufheben? das sey ferne!“ Röm. III, 3.

„Wer an ihn (an den Sohn Gottes) glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ Joh. III, 18.

„Was nützt es, meine Brüder! wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, hat aber die Werke nicht?“ Jak. II, 14.

„Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet; unser Glaube.“ 1 Joh. V, 14.

„Der thätige Glaube ist wahrhaftig der Grund des Gottesdienstes, das Band der Liebe, die Stütze des Gehorsams. Er befestigt die Heiligkeit, er reiniget das Herz; er hält die Gebote, erfüllet das Gesetz, und vollbringt die Verheißung; er bildet Gottes Freunde und Freunde Christi.“ St. Chrysostomus serm. 33. de fide Abrah.

„Wer an Gott glaubt, nicht bloß mit den Lippen und nach dem Buchstaben, sondern nach dem ganzen Inhalt des Wortes, der hat auch zugleich den Inhalt der Weisheit und Erkenntniß, der ist und wird über alles andere zugleich belehrt.“ St. Augustinus de vera relig.

„Was würdest du dazu sagen, wenn ein Arzt zu einem Kranken kommen, und statt des Gebrauches der Arzneimittel, sich nur mit abergläubischen Dingen abgeben wollte? Damit würdest du nicht zufrieden seyn. Eben so wenig können wir zufrieden seyn, so lange wir noch etwas erblicken, was sich mit dem Christenthume nicht vereinigen läßt.“ Der heil. Chrysostomus.

„Nicht der ist ein Schwärmer, der mit Paulus glaubt an Christus, durch den Glauben wohnend im Christen, sondern der ist ein Schwärmer, welcher sein dichtendes Ich für den Geist Christi, und seine selbstgemachten Gedanken für Eingebung Gottes hält.“ Joh. Mich. v. Sailer, Bischof zu Regensb. Nachfolge Christi III. B. Cap. 24.

„Wer das Leben des Glaubens, der Liebe und der Zuversicht Mystik, und Mystik Unsinn nennet, der hat eine neue Lästerung der alten Wahrheit erfunden; denn er verketzert die Gottseligkeit, und schändet seine eigene Vernunft.“ Derselbe.

Des Glaubens Kampf und Sieg.

1.

An einem schönen Frühlingsmorgen reiste Jakob, ein frommer Jüngling, vom elterlichen Hause fort, um sich in der Fremde besser auszubilden.

Die Sonne stieg am heitern Himmel majestätisch aus der purpurnen Morgenröthe hervor; und in der ganzen Natur herrschte eine feierliche Stille, die nur vom Gesange der Vögel unterbrochen wurde.

Jakob wanderte mit gesenktem Haupte eine Weile fort; denn die Trennung von seinen geliebten Eltern hatte sein kindliches Herz mit tiefer Wehmuth erfüllt, so sehr er sich auch früher auf die Reise gefreut hatte. Allein der Anblick der Schöpfung erheiterte bald sein düsteres Gemüth, und über dem Gedanken an Ihn, auf dessen Wort Alles entstand, nämlich an Gott, vergaß er Eltern und Heimath. Ohne daß er es recht wußte, stimmte er sein Morgenlied an:

Es ist ein Gott; denn Ihn verkündet
Der ganzen Schöpfung Herrlichkeit!
Doch nur ein glaubend Herz empfindet
Die Größe seiner Lieblichkeit!

Was die Natur mir schwach andeutet,
Zeigt Gottes Wort so deutlich an:
Es ist ein Gott, der Alles leitet,
Den nur der Glaub' erkennen kann!

Dieß ist des heil'gen Wortes Lehre;
Die himmlisch hoch das Herz erfreut,
Das nur in Gott sucht Ruhm und Ehre,
Und vor Ihm wandelt alle Zeit.

Ach Gott, gib mir den Kinder-Glauben,
Der Dich so ganz erfassen kann;
Laß keinen Spötter ihn mir rauben,
Führ' mich auf Deines Wortes Bahn!

Als Jakob die letzten Worte sang, wurde er rückwärts mit einem Stocke berührt, und da er umsah, so brummte ihm eine tiefe Baßstimme entgegen:

Ha Junge, du bist auch erst aus dem Neste geflogen?

Jakob erwiderte etwas schüchtern: Wie meint ihr das?

Ha, sagte der Fremde, ich meine, du kommst so eben von deiner Mutter her.

Ja, antwortete Jakob, und ich freue mich, daß ich noch eine Mutter habe.

Nun das ist recht, erwiderte der Fremde; aber Kerl, du mußt noch ganz anders werden, wenn du in die weite Welt hinauskommst, und die alten Weibergrillen fahren lassen. Unser einer singt andere Lieder; mit solchen, wie du so eben gesungen hast, würdest du tüchtig ausgelacht werden, und wenige Kameraden finden.

Jakob.

Jakob. Heißt ihr das eine alte Weibergrille, wenn man an Gott, an sein Wort glaubt, sich dessen freut und fest daran halten will?

Der Fremde. Ei, wozu solche Dinge? Unser Einer glaubt auch an Gott, aber da braucht man kein so Wesen zu machen; man lebt lustig, und thut wie die Andern.

Jakob. Dieß ist mir sonderbar. Wenn ich an Gott so glaube, wie ich nach dem ersten der zehn Gebote glauben soll, so muß ich Ihn zuerst kennen lernen; wenn ich Ihn kennen lerne, so muß ich Ihn lieben, und wenn ich Ihn liebe, so muß mein ganzes Herz von Ihm erfüllt seyn; ich muß in Ihm leben und schweben; es muß mir immer so seyn, als wenn Er vor mir dastünde, und da muß ich mich Seiner freuen, weil Er so unaussprechlich liebenswürdig ist.

Der Fremde. Dumme Gans, wer wird jetzt so schulmeistern; dieß habe ich schon lange vergessen, was du daher plauderst. Ich sagte dir schon, daß ich an Gott glaube, und das erste Gebot habe ich schon vergessen, bevor du die Sonne gesehen hast.

Jakob. Verzeiht mir, mein alter Schulmeister hatte auch solche Redensarten; aber der hieß denjenigen eine dumme Gans, der wieder vergaß, was er gelernt hatte. Und was ihr da sagt, daß ihr an Gott glaubet, kann ich nicht recht begreifen. Der Apostel Jakobus sagt: „Die Teufel glauben auch, daß nur Ein Gott sey und zittern." *) Die Teufel fürchten sich noch vor Gott.

*) Jakobus II, 19.

Hört, Freund, in einer so wichtigen Sache darf man nicht gleichgültig seyn; denn es hängt eine ganze Ewigkeit davon ab!

Der Fremde. Ei Kerl, du hättest ein Pfaff werden sollen, weil du so predigen kannst!

Jakob. Ein Pfaff? da wollt ihr sagen: ein Geistlicher? deß würde ich mich freuen; denn ich kenne keinen ehrwürdigern Beruf, als den Beruf eines Geistlichen, der Gottes Stelle unter den Menschen vertreten, die Menschen zu Gott zurückführen, und für eine ganze Ewigkeit vorbereiten soll. Uebrigens halte ich die Religion für keine Handwerkssache, die nur den Geistlichen angehört, sondern sie muß jedem Menschen das Heiligste und Wichtigste seyn, wie der heil. Apostel Petrus sagt: „Seyd allezeit bereit, euch gegen Jeden zu verantworten, der Rechenschaft fordert wegen der Hoffnung, die in euch ist.“ *)

Mit einem Worte: Ich bin Christ, und glaube als solcher fest an Gottes Wort, halte mich an seine Gebote, und vorzüglich an das erste, welches die Wurzel **) von allen übrigen ist: „Du sollst glauben an Einen Gott!“

Und den Inhalt dieses Gebotes in seiner ganzen tiefen und allumfassenden Bedeutung kennen zu lernen, nach der Lehre der heil. Schrift und nach dem Sinne der katholischen Kirche, soll mir die erste und wichtigste Angelegenheit in meinem ganzen Le-

---

*) 1 Petr. III, 15.

**) Hebr. XI, 6. Conc. Trid. sess. VI, 6—8.

ben seyn und bleiben. Denn ist dieses Gebot in mir Geist und Leben geworden, ist der Glaube an den dreieinigen Gott in mir lebendig, dann ist der Baum des Lebens in mein Herz gepflanzt, und die übrigen Gebote gehen daraus so hervor, wie die Früchte aus dem Baume. Und daran, lieber Freund, soll mich kein Mensch irre machen! Dieß ist jetzt mein fester Entschluß, und der Herr wird mir Weisheit und Kraft geben, daß ich ihn auch ausführen kann.

Der Fremde. Da wirst du also ein Kopfhänger und ein Betbruder werden wollen! Du wirst weit damit kommen.

Jakob. Wenn ihr das Leben des Glaubens nicht von Kopfhängerei und dergleichen Äußerungen einer falschen Frömmigkeit unterscheiden könnet, lieber Freund, dann habt ihr eine ganz unrichtige Vorstellung von wahrer Frömmigkeit. Ich aber unterscheide hier wohl zwischen Aberglauben und wahrem Glauben; zwischen dem Leben aus Gott und zwischen erzwungener Andächtelei, die mir ebenso zuwider ist, wie die spottende Frechheit eines Menschen, der sich um Gott nichts bekümmert.

Der Fremde. Junge, du hast Kopf und Herz am rechten Orte, du gefällst mir nicht übel. Selig, wer so seyn kann; ich kann es nicht; wir taugen auch nicht zusammen, und damit gehab dich wohl! Ich gehe links diese Straße nach B.

Jakob. Lebet auch ihr wohl!

Jakob fühlte sich glücklich, weil er dieses Reisegefährten los war, sah aber auch ein, daß er es nun mit ganz andern Menschen zu thun habe, als da er noch im elterlichen Hause war, wo er so selige

Stunden in frommen Unterredungen mit seinen Eltern und seiner geliebten Schwester Therese verlebte. Wenn in stillen Abendstunden der Vater eine Stelle aus dem Evangelium vorlas, das Gelesene in ein Gespräch umwandelte, und das Gespräch zu andachtsvollen Gebeten sich gestaltete, so daß sie Ihn nahe fühlten, an den sie glaubten; und wenn dann der Vater seine Mütze abzog, wenn sein frommes Auge in Thränen der Freude schwamm, und er mit gerührter Empfindung ausrief: „O, wenn der Glaube an Gott schon so selig macht, wie selig muß erst das Schauen machen! Meine Lieben, laßt uns so an Ihn glauben, als sähen wir Ihn; laßt uns im Glauben vor Ihm wandeln, wie Abraham that!" Jakob fühlte ein Heimweh nach seinem väterlichen Hause, und rief aus: „O ihr seligen Abendstunden häuslicher Erbauung, wie gesegnet waret ihr mir! Ihr schönen Morgensterne am Himmel meiner harmlosen Kindheit strahlet sanft hinüber in mein ferneres Leben, wenn Nächte des Unglaubens, oder der Leidenschaften, oder der Zweifel die Ruhe meines Herzens stören, und den Grund meines Heiles, meinen Glauben an Gott, diese heilige Leuchte in mir, verdunkeln oder gar auslöschen wollen! O wie selig wäre ich doch, wenn ich mit dem Apostel sagen könnte: „Was ich aber noch lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt, und sich selbst für mich dargegeben hat!" *) Aber Glaube! Glaube! großes, vielsagendes Wort, wer

*) Galater II, 20.

erfaßt dich ganz! Ach wie selten bist du unter den Menschen! Ja wohl gilt für uns die schreckenvolle Frage des Herrn: „Wenn der Menschensohn kommt, wird Er wohl Glauben finden auf Erden?“ *) Ja, wenn der Glaube in Worten, oder in äußerlichen Ceremonien bestände, dann wären Viele zu finden; aber der Glaube ist ja ein inneres göttliches Leben; Vereinigtseyn mit Gott durch Christus im heil. Geist; der rechte Glaube muß das ganze Wesen des Menschen durchdringen, muß den Menschen Gott ähnlich machen, und kann nur an den Früchten erkannt werden. Ach Gott, dieser Glaube — wie selten ist er geworden! Und habe ich diesen Glauben? O wenn ich die Weisheit, den Muth, die Freudigkeit, die Kraft der Apostel und der ersten Christen bedenke, so kann ich nur seufzend beten: Herr, hilf meinem Unglauben ab, gib mir Glauben, Glauben nur wie ein Senfkörnlein groß!“

Unter solchen Gedanken kam Jakob zu einer großen Linde, deren erquickender Schatten ihm sehr willkommen war bei der schwülen und drückenden Sonnenhitze. Er setzte sich auf den grünen Rasen nieder, griff in seine Tasche und zog ein Buch heraus. Es war das Evangelium. „Theures Unterpfand der ewigen Vatersorgfalt Gottes, und der Bruderliebe Jesu Christi, sprach er, was wären wir Menschen ohne Dich! Wie selig können wir durch Dich werden, wenn wir das glauben und vollbringen, was in Dir enthalten ist!“

---

*) Lukas XVIII, 8.

Sein Vater hatte ihm auf das vordere Blatt die Worte geschrieben:

„Wodurch bessert ein Jüngling seinen Weg? Wenn er treu hält deine Worte" (o Herr!)*)

Und seine Schwester schrieb darunter: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschieht das Bekenntniß zur Seligkeit."**)

Die Mutter, welche nicht schreiben konnte, machte ein Kreuz hin.

Jakob überlegte dieses Alles in seinem Herzen. Ja, sprach er zu sich, wenn ich mein ganzes Thun und Lassen nicht richte nach des Herrn Gebote, so wandle ich gewiß den Weg des Verderbens; und wenn ich seine Gebote halten will, so muß ich im Herzen glauben. Im Herzen glauben, dieß will viel sagen, deßwegen befiehlt auch das erste Gebot Glauben, weil der Glaube der Grund und die Quelle ist, aus welcher alle andern Gebote hervorgehen. Mir leuchtet jetzt diese Wahrheit, welche einmal mein Lehrer aussprach, recht klar ein. Nemlich: „Wer das erste Gebot nicht hält, nicht hat, wer nicht davon im Herzen durchdrungen ist, wer durch den Glauben nicht belebt, erneuert, erleuchtet und erwärmt wird, der kann die übrigen Gebote so wenig halten, so wenig ein Todter sich bewegen und thun kann, was nur einem Lebenden möglich ist!"

Dann betete er: „Herr! gib mir Glauben, damit ich in Dir leben kann und Du in mir." „Das

---

*) Psalm 118, 9.

**) Römer X, 10.

Beste, fuhr er fort, hat doch die gute Mutter hinzugethan, wie denn die fromme Einfalt mit Wenigem oft Vieles sagt: Ein Kreuz. Ja da vereiniget sich Alles; das ist das Zeichen unserer Wiedervereinigung mit Gott; im Kreuze ist Heil und Leben; das Kreuz ist das große Gottessiegel, mit welchem alle Verheißungen versiegelt sind, und durch welches Alle Kraft und Leben erhalten!"

Jakob schlug das Evangelium auf und traf die Stelle:

„Wahrlich, wahrlich! Ich sage euch: wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben." *)

„Großes, unaussprechlich theures Wort, rief er aus, gesprochen aus dem Munde des menschgewordenen Gottes, der da wiederholt, was er im alten Bunde befohlen hatte. Glauben an Ihn, und dem Glaubenden eine so große Verheißung gibt: das ewige Leben!"

„Wie selig sind wir schon, weil wir glauben dürfen; wie doppelt selig, weil dem Glauben das Höchste und Beste verheißen wird, das ewige Leben!"

Jakob stand auf, und setzte seine Reise bis zum nächsten Städtchen W. fort, wo er Abends ankam, um in der sogenannten Herberge zu übernachten. Bei seinem Eintritte in die Zechstube traf er mehrere Handwerksbursche, von denen einige spielten; andere sich wegen Vertheilung der sogenannten Zehrpfennige stritten; wieder andere, welche ziemlich berauscht

*) Joh. VI, 47.

waren, und verschiedene Gespräche führten. Später kamen noch immer mehrere hinzu.

Der Wirth kümmerte sich wenig um seine Gäste; sie durften thun, was sie wollten, wenn er nur bezahlt wurde; es schien ihm also Gewissen und Pflicht um Geld feil zu seyn.

Jakob meinte, in eine ganz andere Welt versetzt zu seyn; so etwas hatte er bisher weder gehört, noch gesehen. Ueberall die größte Ausgelassenheit, Frechheit im Reden und Handeln; er konnte nur in der Stille seufzen, und zu sich sagen: „Ja, wahrlich, da trifft ein, was der Apostel sagt: „Viele wandeln, wie ich euch oft gesagt habe, jetzt aber unter Thränen sage, als Feinde des Kreuzes Christi; deren Ende Verderben, deren Gott der Bauch ist, die sich in ihrer Schande rühmen, die irdisch gesinnt sind!" *) Ja wahrlich, fuhr er fort, sie suchen ihre Ehre in der Schande. Da ist jeder Gedanke an Gott entfernt; sie leben ohne Gott, ohne Christus, und wandeln im Sinne der Welt, in den Lüsten des Fleisches, regiert vom Geiste des Unglaubens. **) Diese fleischliche Gesinnung aber ist Feindschaft gegen Gott; die nach ihr wandeln, können Gott nicht gefallen; ***) also können sie nicht an Gott glauben. Hier ist also Unglaube in den Handlungen, welche nur aus dem Unglauben des

*) Philipp. III, 18. 19.
**) Epheser II.
***) Römer VIII, 5—9.

Herzens hervorkommen, wie schlechte Früchte aus dem Safte eines schlechten Baumes!"

Was aber den guten Jüngling bis zur Empörung reizte, war dieß, daß diese rohen, wilden Menschen noch wegen ihres Glaubens (wie sie den Unterschied der äußerlichen Religion nannten) sich untereinander theils verspotteten, zuletzt aber rauften. Er hätte Feuer vom Himmel herabrufen mögen über diese Frevelthat; denn es waren da Menschen von verschiedenen Religionsbekenntnissen, nämlich Katholiken, Lutheraner und Reformirte. Diese Menschen, die nun alle durch ihr Betragen so deutlich bewiesen hatten, daß sie gar keinen Glauben an Gott, an Christus, an den heiligen Geist, keinen Glauben an das Wort Gottes haben, diese stritten sich um äußere Formen, die sie ebenfalls nicht beobachteten, noch weniger verstanden; und brachten somit die elendesten Gründe zum Vorschein.

Jakob konnte nur mit Gewalt sein empörtes Gemüth beruhigen; aber durch sein ganzes Betragen zeigte er, daß er das Benehmen dieser Menschen verabscheue. Er hätte sich gerne noch in der Nacht von da entfernt, wenn er nur einen Ausweg gewußt hätte. Er sah mit Wehmuth, wie diese Menschen den Inhalt eines ihm bekannten Liedes ganz erfüllten, das er in der Stille für sich wiederholte:

Wir glauben All' an Einen Gott,
So spricht der Heuchler freche Rott',
Und lästern ihn durch Thaten doch,
Den sie im Mund' bekennen noch.

O Laster, dem kein Laster gleicht,
Das in der Höllen Tiefe reicht,
Wie sehr entehrst du unsern Gott,
Wie schändest du das erst' Gebot!

Zwei, die sich durch Frechheit besonders auszeichneten, und sich damit schon lange gerühmet hatten, daß sie sich mehrere Jahre ohne Arbeit, blos vom Herumstreichen erhalten hatten, die Menschen durch Verstellungskünste zum Mitleiden zu bewegen wußten, und die Gaben dann wieder verschwendeten, diese zwei machten sich nun auch über den stillen Jakob lustig. Einer von ihnen hieß Franz, der andere Dietrich.

Als Jakob ihren Spott nicht achtete, sondern den Wirth bat, ihm sein Schlafzimmer anzuweisen, so hielten sie ihn mit Gewalt zurück, wollten ihm Branntwein beibringen, wovor er sich kräftig verwahrte; hierauf überhaüften sie ihn mit Lästerungen und Verwünschungen, die er aber stillschweigend ertrug, und ihnen nur dieß erwiderte: „Freunde, ich habe euch kein Leid gethan; ich bin Christ, und will meinen Glauben an Gott nicht durch Laster verlaügnen. Uebrigens verlange ich Ruhe, oder ich muß die Polizei um Hülfe anrufen!"

Diese ernsten, ruhigen Worte machten auf die Wüstlinge einen tiefen Eindruck, so daß sie schwiegen. Jakob entfernte sich und ging zu Bette.

Wie froh war der gute Jüngling, daß er nun diesem wilden Getümmel entronnen war! Er durchsuchte sein Herz in der Einsamkeit vor Gott, und fand, daß auch in seinem Fleische nichts Gutes wohne, und daß er eine große Neigung in sich ver-

spürt hatte, sich diesen Menschen gleichzustellen. Nur die ernsten Ermahnungen seines frommen Vaters, dessen kräftige Hinweisung auf die Nähe Gottes, der überall gegenwärtig ist, verbunden mit der dringendsten Bitte, seinen Glauben an Gott ja doch nie dem Willen böser Menschen zum Opfer zu bringen, dann die Kraft von Oben, um welche er in der Stille gefleht hatte, so wie der glaubende Hinblick auf Christus, dieses allein hielt ihn zurück. Er flehte demnach um Vergebung zu Gott, und um Weisheit und Gnade, ähnliche Versuchungen zu besiegen.

Franz und Dietrich aber schwuren, nicht zu ruhen, bis dieser Glaubensheld, wie sie ihn spottend nannten, entweder durch Verführung oder durch Verfolgung gestürzet seyn würde. Um nun diesen Höllenplan auszuführen, wurden einige von der Gesellschaft unterrichtet, sich gegen ihn als die besten Freunde zu bezeigen, aber seine Reden und Handlungen genau zu beobachten. Da merkte man keinen Unterschied mehr zwischen Katholiken und Lutheranern u. s. w.; sondern alle waren hierin Eines Sinnes.

Der gute, arglose Jakob ahnete indeß nichts Böses, er schlief ruhig, und als er am andern Morgen erwachte, dankte er seinem Gott, bat um Licht und Kraft, alle Versuchungen zu überwinden, und setzte sehr frühe seine Reise fort.

2.

Jakob sah nun klar ein, daß es leicht sey, zu sagen: Ich glaube an einen Gott! daß es aber

schwer sey, dieses erste und wichtigste aller Gebote sogar unter einem Volke zu halten, welches sich Christenvolk nennet, und um so mehr verpflichtet ist, nicht nur den Buchstaben des Gebotes, sondern auch den Geist desselben, nicht bloß zu verstehen, sondern wirklich zu haben.

Indeß betete er um so inniger zu Gott, daß Er das Licht des Glaubens an Ihn immer heller seinen Verstand möchte erleuchten, und sein Herz erwärmen lassen, weil hier nicht bloß göttliche Erkenntniß, sondern auch göttliche Kraft nothwendig ist.

Gott immer besser kennen zu lernen, und Ihn immer inniger lieben zu können, das war sein ernstes Vorhaben, womit sich seine Seele beschäftigte, und zwar der Gott, wie die heil. Schrift Ihn bezeichnet, nicht wie die eigene Vernunft Ihn sich bildet nach Gutbefinden.

Er sah aber auch ein, was der Apostel sagt, daß der Glaube nicht Jedermanns *) Sache sey, daß der Mensch denselben sich nicht selbst geben könne, daß er nicht aus dem Menschen, sondern aus dem Himmel komme, von Oben herab, vom Vater der Lichter, **) daß er nicht erlernet, oder aus Büchern herausgelesen, sondern nur erflehet werden könne; er sah auch ein, daß er dann ein ganz anderer Mensch werden müsse, sobald ihn der Glaube ganz durchdrungen habe; daß er aber nicht vorher, sondern erst durch diesen Glauben anders werden könne.

---

*) 2 Theß. III, 2.

**) Jak. I, 17.

Der Gedanke an die Glaubenshelden, wie sie bezeichnet sind im alten Testamente, und an das, was der Apostel Paulus von ihnen sagt in seinem Briefe an die Hebräer im XI. Capitel, erfüllte seine Seele mit einer heißen Sehnsucht nach jenem Leben aus Gott und in Gott, welches allein der wahre Glaube ist, und welcher nur durch Christus von dem heiligen Geiste erhalten werden kann.

Die großen Glaubenshelden Abraham, Joseph, Moses, Gedeon, Elias u. s. w. standen in ihrer ganzen Größe vor seinem Gemüthe da.

„Wenn diese, so sagte er zu sich, schon durch den Glauben an den verheißenen Erlöser so erleuchtet und so gestärkt wurden, daß sie verstehen und thun konnten, was einem Menschen nach seinem Verstande und nach seinen natürlichen Kräften unmöglich ist, was soll nicht erst der Glaube an den schon gekommenen Erlöser und Seligmacher der Menschen bewirken, der nun Alles vollbracht hat, zur Rechten des Vaters sitzet, und dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, der so zuversichtlich Glauben an Sich fordert, dem Glaubenden alle Dinge möglich macht, und ihm das ewige Leben verheißt? Und das empfanden auch die ersten Christen; denn Johannes sagt: „Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube!“ *)

„O welch ein Licht, welch eine Kraft, welch eine unaussprechliche Seligkeit muß der wahre Glaube in ein kindliches Gemüth ausgießen, das von ihm

*) 1 Joh. V, 4.

erfüllt und belebt ist! rief er seufzend aus, ach, daß ich Glauben hätte, nur wie ein Senfkörnlein groß!"

Der Gedanke aber an die gestrige Gesellschaft erfüllte sein ganzes Herz mit tiefer Wehmuth. „So tief sind diejenigen versunken in Unwissenheit und Bosheit, o eingeborner Sohn Gottes, sprach er seufzend, die sich nach deinem Namen nennen, die du theuer erkauft hast! Armes, armes Christenvolk! Ja wohl: „Wenn der Menschensohn kommt, wird Er wohl Glauben finden auf Erden?" *)

„Doch, sprach er, sich selbst unterbrechend, hat der Herr seine vielen Tausende noch gewiß, die ihre Kniee vor dem Götzen dieser Zeit nicht beugen, und den Glauben treu bewahren, den Gott durch Moses verkünden ließ, und den Jesus Christus hergestellt, mitgetheilt, belebt hat, und durch seinen heiligen Geist noch immer denjenigen mittheilet, die darnach verlangen, treu jene Mittel benützen, und gewissenhaft jene Bedingungen erfüllen, unter welchen er allein mitgetheilt wird."

Wie er so fortwandelte, so erinnerte ihn Alles an das, womit sein Herz beschäftiget war, an den Glauben an Gott.

Die Sonne, **) welche Licht und Wärme auf der Erde verbreitet, war ihm ein gar liebliches

---

*) Lukas XVIII, 8.

**) Ein geistvoller Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sagt: „Durchgehends bemerkt der Landmann die prächtige Natur nicht, er hat keine Empfindung für sie, oder

Gleichniß von der erleuchtenden und wirkenden Kraft des Glaubens an Gott. Blumen und Kraüter waren ihm die schönsten Bilder wahrer Christen. „Jede Blume, jeder Grashalm, sagte er, richtet sich nach der Sonne. Alles strebt zu ihr empor. Bei einer *bloß* gemalten Sonne würden sie umkommen. Und wir, wir Christen, sollen nicht von Ihm erwärmt, erleuchtet und belebt werden wollen, der sich das Licht der Welt nannte? Wir sollen nicht zu Ihm anstreben, wir sollen uns bloß mit seinem Namen begnügen, oder mit Worten von Ihm, ohne Ihn selbst zu haben, ohne Ihn selbst zu besitzen?"

Die Baüme erinnerten ihn recht lebhaft an das, was der Glaube im Christen wirket, nämlich an die Früchte, die der lebendige Glaube hervorbringt; denn: Ein guter Baum bringt gute Früchte.*)

er ist ihrer gewohnt; sobald man aber auf dem Lande ein Gemüth entdeckt, das von den Scenen der Natur gerührt wird, so schreibe man den Namen auf, er ist merkwürdig oder wird es gewiß!"

Ein deutscher Dichter spricht seine Empfindungen über die Natur sehr schön aus:

„Der Glaube war's, der laut das Taggestirn begrüßte:
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heil'gen Wüste,
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
In Flammen naht sich Gott. Empfangt ihr Morgentöne!
Fall' an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf, schmücke dich mit seiner ganzen Schöne,
Du, seine hochbegabte Braut!"

*) Matth. VII, 17.

Der Hinblick auf die Heerden, die er weiden sah, sagte ihm: Wie die Vernunft den Menschen vom Thiere unterscheidet, so unterscheidet der Glaube den Christen von dem gewöhnlichen Menschen; wie der Mensch durch die Vernunft über das Thier erhaben ist, so ist der Christ durch den Glauben über den gewöhnlichen Menschen erhaben.

Diese Betrachtungen entflammten sein ganzes Herz mit heiliger Begeisterung, und er sang das alte ihm so liebe Lied:

„Der Glaube bricht durch Stahl und Stein,
Der kann die Allmacht fassen;
Der wirket Alles ganz allein,
Wenn wir ihn wollten lassen.

Wenn einer nichts als glauben kann,
So kann er Alles machen;
Der Erde Kräfte sieht er an
Als gar geringe Sachen!"

Der Inhalt dieses Liedes hallte lange in seiner Seele nach. „Ja, sprach er zu sich, wenn wir Christen recht verstehen würden, was der Glaube ist, und wenn wir fühlen könnten, was er wirkt, o wie würden wir flehen um ihn, wie würden wir ringen nach ihm!"

Unter solchen Empfindungen und Selbstgesprächen war Jakob vor einem Städtchen angekommen, und da es Mittag war, wollte er dort ausruhen und sich erquicken, hatte sich aber fest entschlossen, in keine Herberge zu gehen, und sobald als nur möglich Arbeit zu erhalten suchen; denn er hatte den Grundsatz: ein Handwerksjunge, der lange her-

umlauft

umläuft ohne Arbeit, wird mit Recht entweder für einen untauglichen oder sittenlosen Menschen gehalten.

Als er durch das Thor hineingegangen war, so kam er an die Handwerksstätte eines Schlossermeisters. Jakob trat hinein und fragte bescheiden, ob er nicht in Arbeit stehen könne. Der Meister wollte sich den Anschein eines großen Menschenkenners geben, stellte verschiedene Fragen, die aber Jakob ganz einfach beantwortete. Der Meister sagte ihm endlich zu, und lud ihn gleich zum Mittagessen ein, was Jakob mit Dank annahm.

Er hatte sein Felleisen kaum abgelegt und ein wenig ausgeruht, so war das Mittagessen schon bereitet. Jakob merkte gleich, wo er zu Hause sey; denn der Meister setzte sich an den Tisch ohne nur zu beten, und die Uebrigen machten es ihm nach. Jakob erstaunte darüber, betete aber zuerst still, und dann erst setzte er sich.

Darüber machte sich nun Meister S. lustig, und sagte: „Kerl, du bist noch nicht weit in der Welt gekommen, sonst würdest du dich nicht lächerlich machen.“

„Lächerlich, versetzte Jakob, womit?“

Der Meister: „Weil du betest; dieß thun wohl bei uns die alten Weiber, aber nicht vernünftige Männer.“

Jakob. „Ich bete deßwegen, weil ich glaube, daß Ein Gott ist, von dem Alles kommt, den wir Menschen um Alles bitten, und dem wir für Alles danken sollen, und diesen Glauben öffentlich durch Handlungen zu bekennen, halte ich für keine Schande,

sondern für den größten Ruhm. Wenn dieß übrigens bei euch als Schande gelten soll, so muß ich offenherzig sagen, daß ich Anstand nehmen würde, bei euch zu arbeiten.“

Diese unbefangene und kräftige Erklärung machte den klug seynwollenden Schlossermeister S. stutzend. Er machte dem Jakob gute Hoffnung, und so blieb dieser.

Die Meisterin, welche von ihrem aufgeklärten Manne Vieles zu leiden hatte, und schmerzvoll empfinden mußte, was es um einen Ehemann ist, der ohne Glauben an Gott lebt, und seine eigene Vernunft zu seinem Gott macht, freute sich innig, einen Menschen im Hause zu haben, der kindlich an Gott glaubt, diesen Glauben frei und offen bekennt, und was die Hauptsache ist, ihn im Leben offenbart, wie sie dieß wohl an Jakob abnehmen konnte.

Der edle Jüngling fing nun an zu arbeiten und bewies eine solche Geschicklichkeit und Treue, daß der Meister ihn deßwegen liebgewann.

Sein stiller Sinn, seine Ruhe und innere Freudigkeit, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchteten, flößten Jedem Hochachtung ein, der ihn sah; denn er hielt sich in allen seinen Reden und Handlungen genau an das Evangelium, und da er sich ganz der Leitung des heil. Geistes überließ, so sah man in ihm das Bild eines wahren Christen.

An jedem Abende kamen mehrere Bürger und Gesellen zu Meister S. Da wurden die ausgelassensten Reden geführt. Der Glaube an Gott war ihnen ein blinder Wahn; sie meinten, jeder Mensch dürfe nur seiner Vernunft folgen, mehr

brauche er nicht; dann spotteten sie über Alles, was heilig ist.

Jakob sah ein, daß er es hier mit Menschen zu thun habe, die allen Glauben abgeworfen hatten. Diese Erfahrung schmerzte ihn tief, weil er überzeugt war, wie unglücklich ein Mensch ohne Glauben für Zeit und Ewigkeit ist; denn der Apostel sagt: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." *)

Als er am nächsten Sonntag in die Kirche kam, so wunderte er sich über den schrecklichen Unglauben der meisten Einwohner in diesem Städtchen nicht mehr. Dem Prediger sah man es recht deutlich an, daß er nur um des lieben Brodes willen sein hohes Amt verwaltete. Da ward kein Grund zur Seligkeit angegeben; da war kein Leben, kein evangelischer Sinn, sondern ein elendes Geschwätz, so daß die heilige Pflanze des Glaubens nicht nur nicht in die Gemüther eingepflanzt wurde, sondern sogar ersterben mußte, wenn noch ein Keim in einem Gemüthe war. Von Jesus Christus, von dem das treffende Sonntags-Evangelium, so wie jedes Evangelium des ganzen Kirchenjahres, handelte, hörte man in der Predigt wenig, da Er doch der einzige Gegenstand einer jeden Predigt seyn sollte, weil nur in Ihm Vergebung der Sünden, Kraft zum Guten und ewiges Leben zu finden ist. Dagegen eiferte er gewaltig gegen Abnahme des Besuches beim öffentlichen Gottesdienst, Geringachtung der Geistlichen u. s. w.

---

*) Hebräer XI, 6.

Beim Meßopfer und bei allen Verrichtungen bewies dieser Geistliche eine solche Gleichgültigkeit, daß man es ihm ansah, er selbst müsse von der Kraft des Glaubens an Christus noch nicht viel empfunden haben. Jakob wunderte sich nun über den überhandnehmenden Unglauben nicht mehr. Er konnte seinen Schmerz kaum unterdrücken, leerte aber sein gepreßtes Herz in einem Briefe an seine Eltern aus.

Auf diesen Brief antwortete ihm seine Schwester wie folgt:

„Liebster Bruder!

Gnade und Friede von Gott durch Jesum Christum lassen Dir unsere Eltern wünschen, und ich versiegle diesen Wunsch mit einem heißen Seufzer, den ich zu Gott emporsende!

Wer bedarf so sehr der Gnade, als wir bei den vielen Gefahren von Innen und Außen! Wer bedarf so sehr des Friedens von Gott, als wir!

Aber dem Herrn sey Preis, Er gibt Gnade und Frieden Jedem, der an Ihn glaubt, der sich fest hält an Seine Gebote, und nicht fremden Götzen nachlauft.

Die Mutter weinte über die Schilderung, welche Du von den glaubenslosen Einwohnern zu R. machtest, und meint, Du solltest Dich bald entfernen, auf daß Dein Glaube nicht Schiffbruch leide. Der Vater aber sagt, Du sollst Dich festhalten an das, was Gott befiehlt in seinem ersten Gebote, welches Jesus Christus zur Hauptbedingung gemacht hat für Alle, die durch Ihn gerettet, und selig werden wollen. Wenn Du so an Gott glaubest, wie Moses, daß

Du beständig in der Nähe Gottes wandelst, im Geiste immer zu Ihm aufblickest, so könne es Dir nicht wohl fehlen; denn der Herr werde Dich retten aus aller Noth; nur sollst Du Dich keiner Gefahr aussetzen.

Bei uns, liebster Bruder, geht es auch anders, als ehemals. Unser Herr Pfarrer ist fort; und nun sehen wir erst recht ein, wie viel an einem Seelsorger gelegen ist, der mit apostolischer Kraft belehret, ermahnet, zurechtweiset, warnet und straft; der durch Gebet und einen frommen Wandel seine Worte versiegelt.

Ach, wie bald schleicht sich Lauheit, und nach und nach jede Art von Unglauben, Aberglauben und Sittenlosigkeit ein! Wie bald wird es auch in den Menschenherzen Nacht und Winter, wenn die Sonne ihre Kraft verliert, oder wenn sie nicht mehr einwirken kann!

So, liebster Bruder, so sieht es bei uns aus! Aber der Vater sagt, wir wollen nur um so mehr im Glauben an Gott, an Christus, an den heil. Geist uns befestigen und nach Heiligkeit des Lebens trachten.

Laß uns also fest halten in diesem Glauben, den Gott auf Sinai anbefohlen, den der Sohn Gottes auf Golgatha versiegelt, und den der heil. Geist am ersten Pfingstfeste den Aposteln mitgetheilet hat, dann mag es gehen, wie es will, wir werden doch siegen und uns wieder sehen!

Lebe wohl!

Deine

Schwester Theres M.“

So sehr Meister S. unsern Jakob liebte, weil sein Fleiß und seine Treue ihm Vortheile brachten, so sehr haßte er ihn wegen seines frommen Sinnes, und er spottete bei jeder Gelegenheit über die heiligsten Gegenstände des Glaubens, die aber Jakob nie einer Erwiderung würdig hielt.

Eines Abends aber entstand folgendes Gespräch zwischen Jakob und seinem Meister:

Der Meister: Jakob, du wärest ein herrlicher Mensch, aber daß du gar so bigott bist, dich nicht in die Welt schicken willst, nicht mit Andern mitmachest und so strenge an dem Glauben hängst; dieß macht dir keine Ehre, und du kommst so nicht durch die Welt. Ich glaube auch, daß ein Gott ist, ein guter Allvater, der uns liebt, aber kein Tyrann, der so strenge ist, und sogar seinen Sohn hätte morden lassen sollen für uns. Und warum sollen wir denn in einem andern Leben unglücklich werden, wenn es eines gibt? So grausam ist Gott nicht, wir müssen uns viel plagen, und thun doch manches Gute und Nützliche, das nicht unbelohnt bleiben kann. Schau, dieß ist mein Glaubensbekenntniß!

Jakob. Lieber Meister, da ihr nun einmal aufrichtig redet, so will ich mich nun auch offen an euch aussprechen; denn euer bisheriges Spotten verdiente wahrlich keine Antwort, sondern nur Mitleiden. Der Glaube an Gott ist für unsern unsterblichen Geist gerade das, was das Leben für unsern Körper ist. Wir sind durch die Sünde von Gott getrennt, also elend, zu unwissend, um Gott zu erkennen, zu schwach, um wahrhaft gut, zu sün-

dig, um selig werden zu können. Wir brauchen in unserer Unwissenheit einen Lehrer, der uns Gott kennen lehrt, der uns von unserer Sündhaftigkeit überzeugt, der unsere Sünden hinwegnimmt, uns Kraft zum Guten verleiht, und uns das ewige Leben gibt.

Dieß hat nun Gott gethan. Im alten Testamente hat Er die Menschen darauf vorbereitet; durch Seinen eingebornen Sohn hat Er Alles vollendet; durch den heiligen Geist theilet Er es allen Menschen mit in Seiner heil. Kirche. Die erste Bedingung zur Annahme ist der Glaube, d. h. eine gründliche Ueberzeugung, daß Gott so ist, wie Er Sich geoffenbaret, und daß Er Alles erfüllen werde, was Er verheißen hat, verbunden mit einer gänzlichen Hingabe an Gott und ein gänzliches Hineinleben in Gott.

Jetzt saget mir, lieber Meister, kann da ein Mensch zu viel glauben von dem, was Gott bekannt gemacht hat?

Und wie schrecklich wäre es, sich Gott anders vorzustellen, als Er sich selbst geoffenbaret hat! Wer hat Ihn denn gesehen? Euer Allvater ist nur ein Götze, den eure Vernunft ausgebrütet hat, aber nicht der Gott, wie Er Sich selbst in der heil. Schrift zeigt. Und ist Gott ein Tyrann, wenn Er die Sünde hasset? Ist Gott ungerecht, wenn Er Seinen eingebornen Sohn hingibt für uns, um dadurch die Größe unserer Sünden, und die noch erhabnere Größe Seiner Liebe zu offenbaren?

Und wenn ihr für eure Arbeiten das ewige Leben als Lohn erwartet, so saget mir, was ihr

denn schon um des ewigen Lebens willen gethan habt?

Da könnten ja auch die unvernünftigen Thiere einen Lohn erwarten, denn manches Thier muß mehr arbeiten und nützet oft mehr als mancher Mensch. Leset nur einmal in der Schrift, beobachtet euer eigenes Herz, überdenket euer ganzes Leben, und euer Gewissen wird euch etwas anderes sagen!

Mein lieber Meister, Gott fordert nicht umsonst Glauben von uns, und macht diese Forderung zum ersten Gebote, also zum Grundstein der Erkenntniß und Verehrung Seiner, so wie aller Pflichten, die wir Menschen einander schuldig sind. Wahrlich, wenn ihr nur Glauben hättet wie ein Senfkörnlein, so würdet ihr anders sprechen, und aber auch anders handeln; o wie selig würdet ihr dann werden!

Der Meister. Junge, du machst mir warm, und kannst in vielen Stücken recht haben. Aber in der katholischen Kirche muß man noch gar Vieles glauben, was in der heiligen Schrift nicht befohlen wird, und was oft der Vernunft widerspricht, dabei wird man irre und wirft zuletzt Alles weg!

Jakob. Lieber Meister, ich finde mich zwar außer Stand, euch gehörig zu belehren; ihr solltet darüber mit einem Geistlichen reden. Aber ich meine kurz so: Zuerst müssen wir wissen, was die Vernunft ist. Sie ist eine Gabe Gottes, wurde aber durch die Sünde sehr verdunkelt, und durch die Leidenschaften immer mehr geschwächt. Soll nun Gott nicht mehr seyn, als diese Gabe in uns, und ist es nicht Pflicht, daß wir den Geber höher achten als die Gabe? Soll Gott nicht etwas thun

können, was wir nicht begreifen können? Dann wäre Er ja nicht mehr, als wir. Je reiner und ungetrübter aber die Vernunft ist, desto lieber unterwirft sie sich Gott, und dieß ist Glaube.

Was ihr von der katholischen Kirche saget, so muß da wohl unterschieden werden, was Lehre der Kirche ist und was nicht.

Die Hauptsache in der Kirche ist Lehre und Kraft — oder Gotteswort und Sacramente. Das ist ja auch die Hauptsache des Glaubens.

Das Meßopfer ist die unblutige Erinnerung und Darstellung des Kreuztodes Jesu, also der Mittelpunkt unsers Glaubens, unsers Hoffens, unserer Liebe. Daß bei uns von Manchen sehr oft die Heilsordnung umgekehret wird, d. h. daß man die Menschen zuerst gut machen will, bevor sie glauben, ist wohl wahr, und gerade so viel, als wenn man von einem Todten verlangen wollte, daß er Geschäfte verrichte, bevor er zum Leben erweckt ist. Allein dieß ist nicht die Lehre der Kirche. Daß es manche Ceremonien, Gebräuche u. s. w. gibt, die mit dem Evangelium nicht wohl zu vereinbaren sind, und somit den Menschen nicht zu dem wahren Ziele führen, ist leider zu bedauern. Aber dieß will die Kirche wieder nicht. Indeß steht es uns nicht zu, darüber zu urtheilen; dafür sind die Geistlichen da. Ich weiß nur, was mir aus dem Unterrichte bekannt ist, den mein trefflicher Geistliche mir gab, und was ich in guten Büchern fand. Uebrigens haben ja wir Katholiken neben der heil. Schrift noch andere Quellen, woraus die Glaubens-

wahrheiten abgeleitet werden, z. B. die Tradition oder Ueberlieferung.

Der Meister. Eben das Wort: Tradition (Ueberlieferung) hat mich ganz zurückgestoßen; ich hörte immer davon reden, aber nie wurde gesagt, was sie ist, und wo man sie denn finden könne.

Jakob. Ich meine, die Ueberlieferung sey nichts anderes, als die Beobachtung und Haltung alles dessen, was Jesus Christus gelehret und angeordnet hat, so wie es vom Anfange an war. Und in diesem Sinne ist sie schön und gut. Dadurch wissen wir auch, was zur heil. Schrift gehört, daß sie wirklich Gotteswort ist; was die ersten Christen glaubten, und wie sie dieses und jenes beobachteten. Daß mit diesem Worte oft schrecklicher Mißbrauch gemacht wird, ist leider zu bedauern, denn da gilt oft, was Christus sagt: „So hebet ihr ja mit eurer Ueberlieferung Gottes Gebote auf. Ihr Heuchler!“ *)

Wer aber einmal göttliches Licht, göttliches Leben in sich hat, der weiß gar wohl das Tödtende vom Belebenden; das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Gegenstand des Glaubens ist nur Gott, und alles das, was Er gelehret und angeordnet hat.

Meister S. wollte nichts weiter wissen, sondern verwunderte sich nur darüber, woher Jakob so viel Erkenntniß und doch dabei sein Handwerk so trefflich erlernet habe. Als ihm Jakob darauf erklärte, daß

*) Matth. XV, 6. 7.

er das erstere in seiner frühesten Jugend, und dann vorzüglich in jenen Freistunden, die so Vielen durch Müßiggang, Spiel und Trinkgesellschaften verschwinden, da sie doch zu etwas Höherm sollten angewendet werden, erlernte, so entfernte sich Meister S., weil ihm sein Gewissen bittere Vorwürfe machte.

Jakob hatte nun Ruhe, und wurde allgemein hochgeachtet, weßwegen ihn aber auch Viele anfeindeten.

An einem Abende kam ein Handwerksbursche zu Jakob, der sich vorzüglich gut gegen ihn bezeigte, und nach und nach sich immer vertrauter mit ihm machte. Jakob sagte, er meine, ihn schon einmal und zwar in der Herberge zu W. gesehen zu haben. „Ach ja! sagte dieser, da war ich bei dieser gottlosen Gesellschaft, aber ich bereue es sehr.“ Dieser war Dietrich. Er kam täglich zu Jakob, ging mit ihm spazieren, ließ sich von ihm belehren, und gab sich für seinen besten Freund aus.

Eines Tages nun wurde Jakob vor das Gericht abgeholt. Er staunte, ging aber im Gefühle seiner Unschuld freudig hin.

Aber wie war es ihm, als man ihm nach vielen Fragen erklärte: Einer seiner besten Freunde habe angegeben, daß er ihm künstliche Schlüssel zur Oeffnung aller Schlösser verfertigt habe. Jakob konnte sich kaum erholen; er betheuerte seine Unschuld, aber da trat Dietrich, den man gleichfalls vorgeladen, und nun hereingerufen hatte, zur Thüre herein, und behauptete frech und kühn seine Aussage.

Jakob wurde also in Verhaft genommen, und eine nähere Untersuchung gegen ihn eingeleitet.

Das Gerücht davon verbreitete sich mit vielen Zusätzen sehr schnell, und Jakob mußte für den schändlichsten Heuchler gelten.

Seine Feinde triumphirten nun gewaltig, und überall hieß es: Da sieht man, was hinter einem solchen Frömmler steckt. Ja wohl, sagten Andere, stille Wasser gründen tief; wir haben ihm gleich nicht recht getraut u. s. w.

Viele Gutgesinnte aber waren sehr betrübt, und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Jakob seufzte aber in seinem Gefängnisse zu Gott, an den er sich nur um so fester anschloß. Er sah wohl ein, daß diese Prüfung von Gott komme, und ihm gewiß höchst heilsam seyn, und Segen bringen werde. Ja er hielt sich einer solchen Gnade unwerth, weil Gott sonst nur große Glaubenshelden so prüfe, z. B. den ägyptischen Joseph, den Daniel, den Petrus u. a. Nun konnte er erfahren, was das heiße und wie wahr es sey: „Alle, welche gottselig leben wollen in Christo Jesu, werden Verfolgung leiden!" *) Aber er glaubte auch, daß ihn der Herr gewiß erretten werde. Nur dieß Eine schmerzte ihn, daß mit ihm zugleich die heiligste Sache Gottes gelästert werde, und daß seine Eltern, wenn sie es erfahren sollten, sich tief betrüben würden.

Da nun der Richter bei allen Erkundigungen die allerbesten Zeugnisse für Jakob erhielt, und da dieser, weil er durchaus schuldlos war in Betreff der gegen ihn vorgebrachten Klage, nichts eingestehen

*) 2 Tim. III, 12.

konnte, so wurde er nach vierzehntägiger Verwahrung entlassen, ohne daß seine Unschuld erklärt wurde, weil Dietrich auf seiner Angabe bestand.

Jakob sah also wohl ein, daß er in R. sich nimmer aufhalten könne; denn die Meisten führten immer das elende und verwerfliche Sprichwort an: Es muß also doch etwas daran seyn.

Er benachrichtigte seine Eltern von der ganzen Sache. Allein seine Feinde waren ihm zuvorgekommen, und hatten in seinem Vaterorte die nachtheiligsten Lügen verbreitet, so daß dort seine Eltern viel zu leiden hatten.

Wie viel Unheil, Jammer und Verderben richten doch boshafte Menschen an! Wie werden sie einst dastehen am großen Gerichtstage, wo ihre Bosheit mit ihren schrecklichen Folgen wird offenbar werden!

Jakob ergriff nun seinen Wanderstab und reiste fort. Sein Glaube war durch das Vorgefallene nur mehr belebt, und bestärkt worden, und somit hatte er nichts verloren, sondern nur gewonnen. Er hatte also Ursache, seinem Gott für diese Prüfung zu danken, und für seine Feinde zu beten.

3.

Jakob wanderte nun, ohne zu wissen wohin, im kindlichen Glauben an Gott fort, dessen Führung er sich ganz übergeben hatte.

Nach ungefähr sechs Monaten kam er zu dem Flecken J. Vor demselben sah er eine Menge Leute, die in den Fluß hinabschauten, und dieß und jenes sagten. Jakob erkundigte sich, und da sah er, daß

im Flusse sich Einer in Lebensgefahr befinde. Erstaunt fragte er, warum ihm denn Niemand zu Hülfe eile? „Es ist nur ein Jude,“ hieß es. Im Augenblick warf Jakob Felleisen, Rock und Stiefel von sich, und schwamm dem Unglücklichen nach. Schon hatten die Fluthen denselben untergetaucht, und Jakob selbst wurde fortgerissen. Er ermannte sich wieder; der Jude kam auch zum Vorschein, Jakob ergriff ihn beim Rock; nach gefahrvollen Kämpfen kamen beide an das jenseitige Ufer, und wurden glücklich gerettet. Jakob wendete nun Alles an, was ihm die Vorsicht eingab, um den Unglücklichen ganz zu retten, was ihm auch gelang; denn der Jude öffnete die Augen, schaute um sich und rief: „Gotteswunder, ein Engel hat mich gerettet!“

„Kein Engel, versetzte Jakob, sondern Gott hat euch gerettet durch einen sündigen Menschen.“

Da Jakob sah, daß der Jude außer Gefahr war, so lief er der Brücke zu, um sein Felleisen und seine Kleider zu holen. Die rohe Menge aber empfing ihn mit Hohnlachen, so daß er nur staunen konnte über diese Unmenschlichkeit. Er achtete aber nicht darauf, nahm Alles zusammen und lief seinem Geretteten zu, der sich indeß aufgerichtet hatte, und Jakob lächelnd und dankend empfing.

Jakob zog ein Hemd aus seinem Felleisen, gab dem Juden ein Stückchen Brodrinde, und sagte ihm, daß er sich nun umkleiden solle, was dieser auch that; dann legte Jakob seine Kleider auf ihn, und hieß ihn ruhen. Auch dieß befolgte der Israelite. Er schlief sanft ein, und wurde sehr erwärmt. Nach einer Stunde erwachte er wieder und befand sich

ganz wohl. Da brach ihm nun erst das Herz über Jakobs Liebe und Sorgfalt; er wußte nicht, was er thun solle, um ihm zu danken. „Nichts, sagte Jakob, dürft ihr mir thun; denn ich habe auch nichts, als meine Pflicht gethan.“

„Großer Gott, sprach der Jude, gibt es auch noch so gute Menschen unter den Christen!“

„Wer nicht gut ist, erwiderte Jakob, der ist kein Christ!“

„Aber gegen einen Juden?“ versetzte dieser.

„Gerade gegen euch, sagte Jakob. Denn auf euch ruhet ein schwerer Fluch, aber auch große Verheißungen, wenn ihr nur glauben würdet.“

Der Jude war ganz Verwunderung; so etwas hatte er noch nie erfahren und noch nie gehört, und sprach dann: „Ja, mein Sohn, wenn alle Christen so wären, wie du, so würde ich glauben, daß euer Christus der Messias sey!“

Jakob. Die wahren Christen müssen noch besser seyn, als ich bin, sonst stünde es übel. Uebrigens hättet ihr noch größere Beweise in euern heiligen Schriften, wenn ihr sie nur mit dem vergleichen würdet, was schon geschehen ist, und ihr würdet glauben. Z. B. Nur die Weissagung Jakobs über Juda, daß sein Scepter nicht wird von ihm genommen werden, bis daß Schiloah komme, dem die Völker anhangen werden. *) Wo ist nun Jakobs Scepter noch? Ist er nicht kurz zuvor genommen worden, ehe Christus kam? Und solche kräftige unumstößliche Beweise hättet ihr noch die Menge. Aber

*) 1 Mos. XLIX, 8—10.

jetzt ist keine Zeit dazu, ihr bedürfet Erquickung und Ruhe. Nur dieß muß ich euch noch sagen, daß es weit seliger für mich und für euch wäre, wenn eure Seele von dem Unglauben an Christus, somit vom ewigen Verderben gerettet würde, als daß ich euer Leben vom Wassertode gerettet habe."

„Sohn, sprach der Jude, du hast mein ganzes Herz gewonnen, und die Hälfte meines großen Vermögens soll dein seyn, wenn du mit mir gehest."

„Was du mir von Jakobs Weissagung sagtest, und das neunte Kapitel im Propheten Daniel, dieß hat mich schon oft unruhig gemacht; aber euer Christenvolk ist halt gar nicht so, wie unsere Propheten die Anhänger des Messias schildern. Wenn ihr Christen die begnadigten Mitbürger im Reiche Christi seyn sollet, so liegt auf euch wahrlich ein größerer Fluch, als auf uns, weil ihr durch euer Leben uns Aergerniß gebet, und uns somit von dem Glauben an den Messias abhaltet! Wenn du die heil. Propheten gelesen hast, so wirst du wissen, wie herrlich sie das Volk schildern, das am Reiche des Messias Theil nehmen wird. Ihr Christen aber seyd nicht so, ihr unterscheidet euch nicht durch herrliche Tugenden von uns Juden. Entweder ist euer Christus nicht der rechte Messias, oder ihr seyd keine wahren Nachfolger Christi. Uebrigens wirst du wissen, mein Sohn, wie strenge uns Gott befohlen hat in seinem ersten Gebote, an Ihn allein zu glauben, und für dieses Gebot lasse ich mein Leben!"

„Ihr habt recht, versetzte Jakob, wenn ihr euch strenge an das erste der zehn Gebote haltet: Nur müßt ihr wissen, daß in diesem Gebote der Glauben

an

an den Einen wahren Gott befohlen wird, wie Er Sich vom Anfange her bis auf unsere Zeiten geoffenbaret hat; und dazu gehört unzertrennlich auch der Messias; denn Er ist euer Jehova. — Der führende, rettende und heiligende Gott ist ja Einer; und dieß ist, was wir Vater, Sohn und Geist nennen!"

„Was aber eure Ansichten von den Christen betrifft, so habt ihr unrecht. Es kommt nicht darauf an, wie die Christen leben, sondern darauf, wie sie leben sollten. Wenn sie nach der Lehre und nach dem Beispiele unsers Herrn und Meisters leben und handeln würden, dann würden sie gewiß so seyn, wie die Propheten die Anhänger des wahren Messias schildern. Unser Erlöser hat es aber vorhergesagt, daß Wenige auf dem schmalen Wege wandeln werden. Der große Haufe geht freilich die breite Straße des Verderbens; aber es hat immer ausgezeichnete Christen unter allen Ständen, in jedem Geschlechte und Alter gegeben, welche sich durch einen kindlichen Glauben und durch ein frommes Leben auszeichneten, und die man deßwegen mit Recht Heilige nennt."

Der Jude. Gotteswunder, wenn es so ist?

Jakob. Ja, so ist es; ihr dürfet nur auch unsere heiligen Schriften lesen, ihr würdet glauben und euch freuen!

Der Jude. Ja, ich will es thun; ich wollte es schon oft!

Jakob. Sehet, hier hab' ich das Evangelium; es ist mir das liebste Andenken an meine Eltern; ihr sollt es haben, wenn ihr es in Ehren haltet!

Der Jude. Ja, das will ich. Aber dir, mein Sohn, was soll ich dir geben?

Jakob. Nichts. Ihr gehet nun euern Weg und ich den meinigen. Danket Gott, der euch gerettet hat, und bittet Ihn, daß Er euch zur Erkenntniß Seines Sohnes führe, damit ihr selig werdet!

Der Jude. Dieß will ich. Muß dir aber sagen, wie ich heiße, ich heiße Salomon Hirsch. Du mußt aber mit mir!

Jakob. Ich gehe nicht mit!

Der Jude. Ach gehe doch und nimm jetzt nur diese goldene Uhr zum Andenken an mich!

Nachdem nun der Jude lange in Jakob gedrungen hatte, mit zu gehen, und da Alles umsonst war, so ließ er nicht nach, bis dieser die Uhr annahm. Hierauf schieden beide von einander.

4.

Jakob reiste nun fort, und empfand einen solchen Gottesfrieden in seinem Herzen, der unaussprechlich ist. Das große Geheimniß des Glaubens, nämlich die Erlösung der ganzen Menschheit durch Jesus Christus, strahlte in seiner erhabenen Größe und Seligkeit in sein Herz.

„Einen Menschen vom zeitlichen Tode retten, sagte er zu sich, wie ist dieß schon etwas so Großes. Und nun erst die ganze Menschheit vom ewigen Tode retten, und ihr die ewige Seligkeit geben; einen Retter von Sünde und Hölle zu haben; mein Gott, mein Gott, welch' eine Seligkeit!“

Dann sprach er wieder: „Hier bei der Rettung dieses Juden habe ich recht gesehen, was Glaube sey. Es ist das Ergreifen der angebotenen Hülfe. Jesus Christus reicht uns seine Gnadenhand, wir *dürfen* sie nur ergreifen, und uns ziehen lassen. *Weiter* können wir nichts. Das ist's, was Paulus *sagt*: „Aus Gnade seyd ihr erlöst geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch, denn es ist Gottes Gabe, nicht aus den Werken, damit sich Niemand rühme." *) Christus hat unsere Sünden hinweggenommen; Er hat uns das ewige Leben erworben; und dieß umsonst, wir können aus eigener Kraft nichts wahrhaft Gutes thun. Aber was wir können, das müssen wir thun, nämlich die Erbarmungen Gottes in Christo erkennen, und dieselbe dann freiwillig mit voller Ueberzeugung und mit heißer Sehnsucht erflehen; uns derselben würdig machen, und wenn wir sie erlangt haben, dafür danken, Gott in Christo über Alles lieben, und aus Dankbarkeit und Liebe die Sünde hassen, dem Guten nachjagen, und ganz für Ihn leben, für Ihn, der für uns gestorben ist. Dieß ist das Leben des Glaubens; und wer in dieses neue Leben versetzet ist, wer also wahrhaft glaubt, der wird auch göttlich handeln, weil nicht mehr er, sondern weil Christus in ihm lebt."

„Aber ach, seufzte er, das Leben so vieler Christen, ist leider kein Leben des Glaubens, sondern ein Leben des Fleisches, nach den fünf Sinnen, nach

*) Epheser II, 8. 9. Vergleiche Römer III, 22 — 28. XI, 6. Galater II, 16. 17.

dem Sinne der Welt! Sie verläugnen durch ihr Leben den, welchen sie mit dem Munde bekennen, und machen seinen Namen verhaßt vor Juden und Heiden! Welch ein schweres Gericht wird dieses Christenvolk treffen, das weder kalt noch warm, sondern lau ist! *) Doch, fuhr er fort, ich will nicht Andere, ich will nur mich verklagen, und meine Seele zu retten suchen im Meere des Verderbens!"

Jakob reiste noch einige Wochen. Auf dieser ganzen Reise aber beschäftigte sich sein Herz ganz damit, was der Christ, und zwar der katholische Christ, nach dem ersten Gebote in seinem ganzen Umfange zu wissen und zu glauben habe. Von dem ganzen großen Gebiete dieses katholischen Glaubens war ihm die Schöpfung ein Bild, in welcher Alles so verschiedenartig und doch so zusammenhängend ist. Die Sonne, welche Alles erleuchtet, erwärmet, belebet und beweget, war ihm das schönste und trefflichste Gleichniß von dem heiligen Geist; aber nur ein Gleichniß, denn das Unbegreifliche kann nicht mit dem Begreiflichen ganz verglichen werden.

In H. erhielt Jakob bei einer Schlosserswittwe Arbeit. Er fand aber hier bald das Gegentheil von R. Wie dort bei Meister S. der frechste Unglaube zu Haus war, so war bei Frau Rösch der gröbste Aberglaube herrschende Religion. Jakob arbeitete hier so ganz, wie es sich für einen christlichen Dienstboten geziemt, nach der Anleitung des Apostels: „Knechte, gehorchet den leiblichen

*) Offenbarung III, 15. 16.

Herren mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens, gleich wie Christo; nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen, und mit gutem Willen dienen, gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen, weil ihr wisset, daß, was er Gutes thut, vom Herrn zurück empfängt, er sey Knecht oder Freier!" *)

Madame Rösch, Jakobs Meisterin, freute sich auch herzlich, einmal einen solchen Gesellen erhalten zu haben. Sie machte ihn daher zum Obergesellen, dem sie Alles übertrug.

Diese Frau Rösch war sehr reich, und galt für die frömmste Bürgersfrau im ganzen Städtchen. Sie ging täglich in die Kirche, und wenn sie gehindert wurde, so war sie so zornig, daß den ganzen Tag kein Mensch um sie seyn konnte. Jeden Sonntag beichtete sie und ging zur Communion. Dann saß sie den ganzen Tag, aufgeputzt wie ein Pfau, am Fenster, las in Pater Cochems Himmelsschlüssel, und tadelte mitunter jeden Menschen, der auf der Gasse vorüberging. Vorzüglich aufgebracht war sie über die Kleiderpracht; denn sie wußte von Jedem, der in der Kirche war, wie er gekleidet war. Ueber jedes Vergehen, das bekannt wurde, konnte sie bis zum Rasen böse werden. Wenn im Viehstalle etwas fehlte, so war es eine Hexerei; wenn sonst etwas nicht von Statten ging, so mußte die Sache ver-

*) Epheser VI, 6—8.

bannt seyn. Und da wußte sie dann allerlei Segenssprüche und Mittel, die wirklich zum Entsetzen waren, so daß die unschuldigsten Menschen in Verdacht kamen, welche sie dann auch heimlich auf dem Kirchenwege ihren Betschwestern nannte; denn diese waren ihre Tagszeitungen und standen ganz in ihrem Solde.

Wenn ein Unglück bevorstand, so suchte sie durch Versprechungen von Wallfahrtsgängen u. dergl. den lieben Gott zur Abänderung zu bewegen.

Vorzüglich besorgt war sie für die armen Seelen im Fegfeuer, weit mehr, als für ihre eigene arme Seele. Sie glaubte, daß das Weihwasser dieselben erquicke, womit sie dann sehr verschwenderisch war, und dasselbe auf die Gräber, oder an bestimmte Plätze hinsprengte. Wenn aber ein Nothleidender sie um Hülfe ansprach, der wurde mit Vorwürfen abgespeist. „Die armen Seelen, sagte sie, können Alles erbitten, wenn man für sie recht betet.“

Ablässe wußte sie genug zu gewinnen, und so glaubte sie ganz sicher, daß es ihr gar nicht fehlen könne, weil sie gute Werke im Ueberflusse ausübe.

Bei ihrem Tod, so sagte sie, müssen alle Muttergottesen (d. h. alle Marienbilder) in der ganzen Welt zusammenkommen und ihr beistehen. Nur zwei nahm sie aus; denn auf diese hielt sie nicht viel, nämlich zwei schöngemalte Marienbilder in ihrer Pfarrkirche. Ueber diese war sie gar aufgebracht, weil durch Aufstellung derselben zwei gekleidete Figuren entfernt wurden, auf welche sie sehr viel hielt. Kurz, man würde nicht fertig werden, wenn man das ganze Religionswesen dieser Frau schildern

wollte. Zwar hatten sehr viele Einwohner dieselben Ansichten, wie Frau Rösch, nur trieben sie es nicht so eifrig. Wenn dann Jemand es gewagt hätte, zu widersprechen, so wäre er als ein Ketzer und Lutheraner verhaßt worden, und übel weggekommen; denn die Lutheraner waren ihnen schon gar ein Graüel.

Jakob sah dieses schreckliche Unwesen mit tiefbetrübter Seele an; hielt es aber für rathsam nichts zu sagen, bis sich eine schickliche Gelegenheit zeigen würde.

Seinen Eltern schrieb er indeß seine ganze bisherige Geschichte.

In H. waren mehrere Menschen, die man Mystiker, Astermystiker, Pietisten u. s. w. nannte, und über welche Frau Rösch besonders loszog Deßwegen meinte Jakob, daß sie gewiß besser seyn müssen, als die übrigen. Wenn er aber um die Ursache dieser Namen fragte, so konnte ihm kein Mensch einen Grund angeben.

Jakob hörte, daß sie in einem gewissen Hause zusammen kommen. Von dieser Zusammenkunft wurden die nachtheiligsten und lächerlichsten Dinge ausgesagt. Da er aber wußte, daß man es den ersten Christen gerade so machte, so entschloß er sich, in ihre Versammlung zu gehen.

Es kamen da mehrere Personen zusammen. Man las ein Capitel aus der heil. Schrift, betete, sang ein frommes Lied, und ermunterte sich gegenseitig zum Glauben an Jesus Christus, und zu einem heiligen Wandel. Dieses gefiel dem Jakob außerordentlich wohl, und er ging erbauet und gestärkt

aus der Versammlung nach Haus. Als er wieder hinkam, so fand er das Nämliche. Was ihm aber bedenklich vorkam, war, daß sich Mehrere aus verschiedenen Familien versammelten, was nothwendig Aufsehen erregen mußte.

Jakob sah ein, daß diese Menschen recht gut werden könnten; wenn sie gehörig geleitet würden. Da sie sich aber selbst überlassen waren; da sie sich, wenigstens Einige, für so weit gefördert glaubten in der Erkenntniß des Christenthums, daß sie über Alles absprachen, was ihnen nicht zusagte; da sie vorzüglich manche lieblose Äußerungen über solche machten, die sich nicht zu ihnen hielten, und vor Allem, da er merkte, daß sie sich vom öffentlichen Gottesdienste absonderten, und ihre Erbauungsstunden als den besten Gottesdienst anrühmten, so trug er Bedenken, nochmal in ihre Versammlung zu gehen.

Wenn er aber das sittenlose Betragen der übrigen Einwohner zu H. betrachtete, das doch nichts Anderes, als eine öffentliche Verläugnung des christlichen Glaubens theils mit Worten, am meisten aber mit Thaten war, wenn er die lieblosen und dummen Urtheile über jene Menschen, welche oben genannte Versammlung besuchten, hörte, so wußte er nimmer, was er denken sollte. Sein frommes Herz litt bei diesem Gewirre sehr viel.

„Wohin soll man sich doch wenden? sprach er öfters zu sich selbst. Auf einer Seite Glaube ohne Liebe, Glaubensstolz; auf der andern Unglaube oder Aberglaube verbunden mit Leichtsinn und Sittenlosigkeit!“ Doch der Gedanke: Sorge du für Dich,

und überlaß die Sorge für Andere Ihm, dessen Eigenthum die ganze Welt ist; der allein die Herzen erforschet, und der die Seinen kennt; dieser Gedanke beruhigte den guten Jüngling allemal wieder. Er bemühte sich um so mehr, sein Heil zu *wirken* in Furcht und Zittern, und die köstliche Perle, seinen Glauben, unverfälscht zu bewahren.

Eines Tages hörte Jakob einen großen Lärmen auf der Straße. Alles Volk strömte dem Marktplatze zu, und endlich vernahm er, daß ein großer Verbrecher öffentlich auf den Pranger gestellt, und dann in das Zuchthaus abgeführt werden soll. Er ging auch hin. Aber welch' ein Entsetzen durchschauerte ihn, als er in dem Verbrecher den Dietrich erkannte.

Man las seine Vergehungen nach seinem eigenen Geständnisse vor, und darunter bekannte er vorzüglich mit vielen Reuebezeigungen die falsche Angabe gegen einen Schlossergesellen, Namens Jakob M., von welchem er vor dem Gerichte zu R. aussagte: derselbe habe ihm künstliche Schlüssel zum Erbrechen der Schlösser verfertiget. Er verlange, daß man die Unschuld dieses frommen Jünglings öffentlich vor demselben Gerichte anzeigen sollte.

„Armer Dietrich, dachte Jakob, so weit hat dich dein Unglaube gebracht, welcher der einzige Grund aller deiner schändlichen Handlungen war. So brandmarket der Unglaube in seinen Folgen schon vor dem Gerichte der Welt; wie schrecklich wird er erst brandmarken vor dem Gerichte Gottes!"

Da Jakobs Name öffentlich genannt wurde, so wurde die Sache auch allgemein bekannt, und gab

zu verschiedenen Lobsprüchen und Nachreden Anlaß. Jakob berichtete auch dieß seinen Eltern.

An einem Sonntage Nachmittags saß Frau Rösch wieder an jenem Fenster ihres Wohnzimmers, von wo aus sie bequem auf die Straße sehen, und Alles, was auf derselben vorging, beobachten konnte. Ihre Füße ruheten auf einem Gestelle so, daß die silbernen Schuhschnallen, von der Sonne bestrahlt, schimmerten; auf ihrem Schooß lag Pater Cochems Legende, und eine Brille darauf. Sie langte ihre silberne Tabacksdose hervor, schlug mit den Fingern darauf, und sprach in einem ganz vornehmen Tone und mit freundlicher Miene zu Jakob, der ebenfalls im Zimmer saß und in einem Buche las: „Wie, Obergeselle, nehme er hier eine Prise!“

„Ich danke, Frau Meisterin!“ sprach Jakob. „Jakob, fuhr Rösch fort, indem sie ihre Prise Taback gar sorgfältig in die Nase zu bringen suchte, um die goldenen Spitzen ihres Halstuches nicht zu besudeln; ich möchte einmal mit ihm aufrichtig reden, und ihm etwas Wichtiges anvertrauen. Er wäre ein rechter Mensch; und ich würde mich entschließen, ihm sogar meine Tochter Brigitte sammt meinem Geschäfte zu übergeben; aber mit seinem Glauben bin ich noch nicht im Reinen. Meine Brigitte ist so fromm, wie ich, und da wünschete ich, er sollte halt auch so seyn, dann wäre Alles richtig: Wie meint er?“

Jakob. Ich meine, da fehlt noch viel; besonders wenn ich so fromm werden soll, wie sie ist!

Rösch. Ei, ei, ich glaube, er hat keine Lust. Nicht wahr, die Mystiker, das sind seine Leute?

Ich habe schon gehört, und wenn dem so wäre, wie die böse Welt sagt, daß er zu ihnen gehe, so müßte er mir mein Haus meiden; denn ich könnte meinen guten Ruf nicht so verscherzen. Ich bin als eine gute Katholikin vor Geistlichen und Weltlichen bekannt!

„Frau Meisterin, entgegnete Jakob bescheiden und ruhig, schon längst hätte ich mich in religiöser Hinsicht gerne, und zwar ganz offen an sie ausgesprochen; aber es fügte sich nie recht. — Da sie nun aber diesen Gegenstand gerade selbst berührt, so glaube ich diese Veranlassung nicht unbenützt vorübergehen lassen zu sollen. — Höre sie also mit Ruhe an, was ich ihr mit aller Liebe, und gewiß nur aus guter Absicht jetzt sage. Das Zutrauen, das sie in mich setzte, da sie mir die ganze Führung ihres Geschäftes übergab, und womit sie mir jetzt sogar ihre Tochter zur Ehe anträgt, gibt mir das Recht, und macht es mir zur Pflicht, mit ihr über diese Sache ganz offen zu reden.

Daß sie nun, wie sie meint und sagt, gut katholisch ist, daran zweifle ich sehr; ich wenigstens möchte nicht in der Art katholisch seyn, wie sie es ist. Wenn sie gut katholisch wäre, so wäre Gottes Wort ja offenbar unwahr; denn dieß lehrt etwas ganz Anderes, als wie sie glaubt. Ja dieß verdammt ihren Glauben. — Und daß Jesus Christus und Seine Apostel besser wußten, was zum Heile führe, als sie und wir Alle, das wird sie doch glauben? — Ich bin davon fest überzeugt. — Nun sehe sie aber einmal, Frau Meisterin! die vielen Arten von Aberglauben, die sie hat! — Wie könnte

denn in einer solchen Dornhecke die zarte Pflanze des Himmels, der wahre Glaube an Gott, gedeihen. Dieß ist ja rein unmöglich!

Der wahre, lebendige Glaube an den lebendigen Gott, wie Er Sich von jeher geoffenbaret hat in Seinem heiligen Worte, und vorzüglich in Seinem eingebornen Sohne, ist ihr etwas Fremdes; und sie kann ja nicht glauben, weil sie vom Worte Gottes nichts weiß, und doch kommt der Glaube nur aus dem Worte Gottes, wie der heilige Apostel bezeugt:

„Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nicht gehört haben? So kommt also der Glaube vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Gottes!“ *)

„Wenn wir durch den Glauben an Christus, sagt der nämliche heil. Apostel, gerechtfertigt worden sind, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum! **) Und vorher sagt er schon, daß Christus um unserer Sünden wegen überantwortet, und um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist.“ ***)

„Vom Worte Gottes weiß sie ja gar nichts; wie kann sie denn sagen, daß sie an Gott glaube; noch weniger weiß sie, daß wir nur allein durch Christus Vergebung der Sünden, Gnade zu einem frommen, heiligen Leben, und einst das ewige Leben

---

*) Römer X, 14. 17.

**) Römer V, 1.

***) Römer IV, 25.

erhalten, wenn wir die Anstalten, die Jesus in seiner heiligen Kirche gemacht hat, so benützen, wie wir sie nach seinem heiligen Worte benützen sollen. Aber gerade die Lehre vom Glauben an Christus war den alten Pharisäern ein Aergerniß, und sind es denselben auch jetzt noch, denn diese wollen sich den Himmel selbst erkaufen, oder verdienen, und sind so stolz darauf, daß es schrecklich ist. Und doch wird der Glaube nur den Demüthigen verliehen, denen nämlich, die ihr Sündenelend fühlen, sich nicht zu helfen wissen, und im Gefühle ihrer Sündhaftigkeit und Schwachheit zu Christus kommen; der sie dann annimmt, wenn es ihnen Ernst ist, wie der Sünderin Magdalena; und der ihnen umsonst gibt, was sie brauchen. Wenn dieß nicht so wäre, wie ginge es denn den Armen?"

So liebevoll auch Jakob diese offene Erklärung ausgesprochen hatte, und so gut gemeint sie war, so konnte sich doch Frau Rösch vor Unwillen nicht mehr halten. Sie glühte vor Zorn, und brach in die wildesten Lästerungen aus. Jakob, der dieß wohl vorausgesehen hatte, aber ihr nun einmal die Wahrheit in Liebe sagen zu müssen glaubte, hörte sie ruhig an. Dieß erbitterte sie noch mehr. Endlich fragte sie spottend: „Nun, wie soll ich denn werden? Soll ich meinen Glauben verlaügnen, meine Andachtsübungen und guten Werke aufgeben? Er wird doch keinen neuen Glauben einführen wollen?"

Ruhig erwiderte Jakob: Diese Fragen verdienen eigentlich keine Antwort. Da ich es aber gut mit ihr meine, Frau Meisterin, so will ich ihr aufrichtig sagen, wie ich die Sache gelernt habe,

und sie verstehe. Sie soll ihren Glauben nicht aufgeben, sondern nur lernen, was Glaube sey. Jener Wirrwarr aber, den sie Glaube nennt, bringt so wenig gute Folgen für Zeit und Ewigkeit, so wenig Disteln Trauben bringen können. Werde sie zuerst demüthig, bete sie zu Gott um Glauben, und dann wird sie erfahren, daß es noch etwas Besseres gebe, als sie hat und kennt. Ich einmal glaube, was Gott geoffenbaret hat in seinem heiligen Worte, und was Er in seiner Kirche lehrt. Alles aber, was dieser Lehre entgegen ist, halte ich für Aberglauben und Unglauben. — Dieß, meine liebe Frau Meisterin, schloß, sie liebevoll und ernst anblickend, Jakob, dieß ist mein Glaubensbekenntniß kurz zusammen gefaßt!"

„So, so, sprach Rösch lächelnd, er hat ein kurzes Glaubensbekenntniß. Da würde es also nichts nützen, daß ich getauft und in der katholischen Kirche erzogen worden bin. Da wären wir und die Protestanten so ziemlich einander gleich. Glaube, Bibel, Gesang, das hört man immer von den Lutheranern. Nein, was die thun, das will ich nicht thun!"

Jakob. Ich bitte sie, Frau Meisterin, sollen wir denn das Gute, das die Protestanten haben, verwerfen? Sollen wir nicht gerade deßwegen dasselbe uns um so mehr aneignen? denn wenn wir dieses nicht thun, so sind wir ja schlechter daran, als sie; und wir machen es so wie die Juden mit den Samaritern. Aber gerade manche Samariter, welche die Juden so sehr haßten, waren besser als sie, und Christus stellte sie ihnen bei verschiedenen

Anlässen als Muster auf. Wenn die Juden Christum, also den Sohn Gottes, — recht verächtlich machen wollten, so hießen sie Ihn einen Samariter; und jetzt würde man Ihn einen Lutheraner nennen.

Ich will ihr nur nach meiner Einsicht kurz und deutlich sagen, was der Grund des wahren Glaubens eines Christen ist, und was das erste Gebot nach der Lehre Jesu und seiner Apostel enthält:

Die ersten Eltern fielen durch die Sünde von Gott ab, und unterwarfen sich dem, dem sie mehr glaubten als Gott, — dem Lügenvater und Argen. Nun ging in ihnen die größte Veränderung vor; das göttliche Leben war bis auf einen Funken getödtet, denn sie waren von Gott getrennt, ihr Sinn, der früher göttlich war, wurde irdisch, sinnlich und thierisch. Diesen Sinn haben wir geerbet, und daher kann kein Mensch aus sich selbst wahrhaft gut werden, folglich auch nichts Gutes thun.

Wenn nun der Mensch besser werden will, so muß er zuerst wieder mit Gott vereiniget werden. Dieß ist aber den Menschen aus eigener Kraft rein unmöglich; daher kam der Sohn Gottes vom Himmel herab, nahm unsere sündhafte Natur an, that Alles, um uns von der Sünde zu erlösen und selig zu machen. Er will uns durch sich mit Gott versöhnen, und uns wieder göttliches Leben mittheilen.

Jesus Christus hat uns also mit Gott versöhnet; Er hat unsere Sünden hinweggenommen; Er hat uns das ewige Leben erworben. Wer nun so an Ihn glaubt, daß er ganz mit Ihm vereiniget wird, oder daß er Christum mit all seinen Verdiensten annimmt, der wird durch den Glauben gerecht, d. h.

so, daß er vor Gott bestehen kann, also nur in Christus. Das Wort Gottes zeigt uns nun diesen Mittler, durch die heiligen Sacramente erlangen wir seine Gnade.

Also ist der Glaube an Christus der einzige Grund unserer Seligkeit. Aber dieser Glaube ist todt, wenn wir Alles bloß für wahr und gewiß halten, was uns das Evangelium lehrt, wenn dasselbe nicht in uns lebendig und wirksam wird, d. h. wenn Christus nicht in uns lebt und wirkt durch seine Gnade. Ist dieser Glaube in uns lebendig, und erhalten wir ihn, so ist es gerade so, wie wenn ein guter Baum in ein gutes Erdreich gepflanzt wird; da bringt er Blätter, Blüthen und dann Früchte. Es wäre also ein Unsinn, wenn man Früchte wollte, bevor ein Baum gepflanzt ist. Eben so bringt dieser Glaube gute Werke. Was aber nicht im Glauben geschieht, das ist Sünde, *) wohlgemerkt, so sagt der heil. Apostel Paulus, und er hat es gewiß am besten verstanden. Hieraus geht klar hervor, was Christus, was die Apostel lehren, und was die Kirche bestätiget.

1. Die Menschen sind durch die Sünde der ersten Eltern unrein, Kinder des Zornes, Knechte der Sünde geworden, und so sehr unter die Gewalt des Satans und des Todes gekommen, daß sie von Natur aus nicht befreiet und nicht besser werden können. Ihr freier Wille blieb aber geschwächt und gebeugt.

2. Der

*) Römer XIV, 23.

2. Der himmlische Vater sendete seinen eingebornen Sohn in die Welt, der vorher angekündet wurde, damit Juden und Heiden die Gerechtigkeit erhalten, und durch den Glauben an Ihn von der Sünde frei, und Kinder Gottes wurden.

3. Diese große Wohlthat erlangen nur diejenigen, welche wiedergeboren (geistig erneuert) werden. Denn wie in Adam Alle sterben, so sollen in Christus Alle lebendig gemacht werden.

4. Dieß geschieht durch die heilige Taufe, durch welche der Mensch aus dem Stande der Sünde herauskommt, und ein Kind Gottes wird.

5. Dieß geschieht ohne alle unsere Verdienste, bloß durch die Gnade Jesu Christi, welcher wir freiwillig uns unterwerfen, und uns von ihr leiten lassen müssen.

6. Um dieses zu können, müssen wir zuerst hören, was Gott geoffenbaret hat, und dann glauben. Die Hauptlehre dieser Offenbarung ist die:

Der sündhafte Mensch wird von Gott gerecht gemacht durch seine Gnade, durch die Erlösung, welche durch Christus geschehen ist. Der Mensch muß nun die Sünde hassen und Christum lieben.

7. So wird der Mensch aus einem Ungerechten ein Gerechter; aus einem Feinde ein Freund Gottes, und Erbe des ewigen Lebens.

8. Diese Gerechtigkeit hat uns Christus verdient durch Seine Leiden und Seinen Tod am Kreuze.

9. Dieser Glaube an Christus, der der Grund der Sündenvergebung und der Gerechtigkeit ist, wirket dann im Menschen gute Werke, wenn anders

der Mensch ihn wirken läßt und mitwirket. Eben so wird in dem nach der Taufe wieder in Sünden gefallenen Menschen die Gnade wieder hergestellt mittelst des heiligsten Sacramentes der Buße. Sehet, liebe Meisterin, das ist die Lehre der katholischen Kirche! Wenn also Jemand glauben sollte, er könne durch eigene Werke, ohne Christi Verdienst selig werden; oder die Gnade Christi helfe ihm nur dazu, wirke aber nicht Alles; oder er dürfe nicht mitwirken, so wäre er von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen.

Jetzt bitte ich sie, Frau Meisterin, sie wolle ihre Ansicht vom Glauben und ihr bisheriges Thun und Treiben mit dieser katholischen Glaubenslehre vergleichen, und dann wird sie finden, in welch einem schrecklichen Irrthume sie sey, indem sie glaubt, daß sie nicht verdammt werden könne, wenn sie gewisse Gebetformen täglich betet; oder durch gute Werke den Himmel verdienen will, die sie nicht aus Liebe zu Gott, sondern aus Liebe zu sich selbst verrichtet. Von ihren übrigen vielen abergläubischen Sachen will ich gar nichts sagen.

Wer wahrhaft an Christus glaubt, der wird trachten, Christus ähnlich zu werden in all seinem Thun und Handeln, soviel dieß Menschen möglich ist, eben so, wie wir durch die Geburt den ersten Eltern ähnlich sind. Nun vergleiche sie aber einmal ihr Leben mit dem Leben Christi! — Doch ich will schweigen. Christus selbst konnte die Pharisäer nicht zum Glauben an Ihn bewegen, weil sie nicht glauben wollten, wie werde ich es vermögen?

Und wahrlich! er vermochte es nicht. Frau Rösch konnte ihren frommen Zorn, wie sie ihn nannte, kaum unterdrücken; zwang sich aber doch, weil sie den Jakob höchst nothwendig brauchte; und widerlegen konnte sie ihm nicht. Dieß ist der Fall bei allen solchen Menschen. Sie wissen außerordentlich viel von Religion zu schwätzen, so lange Menschen um sie sind, die noch unwissender sind, als sie selbst; sobald man aber auf den Grund zurück geht, so müssen sie verstummen, und können dann höchstens lästern, und darin sind sie Meister. *)

Frau Rösch gab nun Jakob gute Worte, daß er ihr Geschäft wie bisher fortführen möchte; im Herzen aber faßte sie einen grimmigen Haß gegen ihn. Es ist nichts merkwürdiger, als wenn Menschen von einem solchen Schlage, von einem, den sie hassen, Vortheile zu erwarten haben; denn Habsucht und Ruhmsucht sind immer die Hauptgötzen, denen jeder Pharisäer huldigt, und denen er im Nothfalle jedes Opfer bringt; nur geschieht dieß Alles dem Scheine nach unter einem guten Vorwande und aus Liebe zu Gott. Rösch heuchelte also vor Jakob; sann aber innerlich auf Mittel, sich an ihm zu rächen. Dazu bot sich ihr bald eine ganz erwünschte Gelegenheit dar.

Jener Franz, welcher in der Herberge zu W. die Hauptrolle gespielt hatte, kam nach H. Als er er erfuhr, daß Jakob sich da befinde, so besuchte er ihn oft, und gab sich alle Mühe, sein Freund zu werden, was ihm aber nie gelang. Dafür gewann

*) 2 Petri II, 12.

er die ganze Achtung der Madame Rösch; denn er huldigte in Allem ihren religiösen Meinungen, und stellte sich so fromm, als sie es haben wollte. Es wurde nun ausgemacht, daß Franz noch das Schlosserhandwerk lernen sollte; denn er war ein Nagelschmied. Jakob war nicht dagegen. Nun wurde aber ein Plan ausgebrütet, nach welchem Jakob ganz zu Grunde gerichtet werden sollte; und dieß hielt Madame Rösch für ein gutes Werk, weil sie ihn für einen glaubensgefährlichen Menschen betrachtete.

Jakob war indeß ruhig; ließ sein Licht leuchten, und beschämte seine Widersacher durch seinen frommen Wandel, der die Frucht seines kindlichen Glaubens an Gott war, den er täglich zu stärken suchte im Worte Gottes, und zu beleben durch andachtsvolles Gebet. Er war gesonnen, Amsterdam noch zu besehen, und dann in seine väterliche Heimath zu reisen.

Vor seiner Abreise nahmen alle seine Freunde von ihm unter Thränen Abschied, da sie ihm eine bessere Erkenntniß des Glaubens, und somit eine unaussprechlich große Seligkeit verdankten.

Denn welch eine himmlische Ruhe, welch ein stiller Frieden, welch ein Vorgefühl des Himmels der wahre Glaube an den erlösenden und seligmachenden Gott in das kindliche Gemüth niedersenke, das ihn aufnimmt, dieß kann nur der fühlen, der es verkostet hat. Daher sagt ein gar frommer Schriftsteller: „Was Glaube sey, das weiß ja doch nur ein liebendes Herz!“ Jakob tröstete seine Freunde damit, daß gerade der Glaube die Herzen

vereinige, wenn sie auch getrennt seyen, denn er vereiniget sie in Gott. Sein Abschiedswort war:

„Lasset uns so an Gott glauben, daß wir Ihn auch einst schauen, und uns freuen dürfen mit unaussprechlicher Freude!“

Jakob nahm nun auch von seiner Meisterin Rösch Abschied, welche ihm in sein Wanderbuch das beste Zeugniß eingeschrieben hatte. Allein bei aller Freundlichkeit, die sie zu erzwingen suchte, konnte sie doch ihren innern Haß gegen Jakob nicht verbergen; ja sie sprach ihn sogar durch beißende und wehethuende Worte aus, welche Jakob nur durch mitleidsvolle Blicke erwiderte. Als sie ihm mit einer höhnisch lächelnden Miene viel Glück wünschte, so konnte sich Jakob nicht enthalten, kräftig zu bedeuten, daß dieser Wunsch ihr nicht aus dem Herzen komme. „Uebrigens, sagte er, liegt an ihrem Wunsche nicht viel, bedauernswürdige Frau!“

„Wir wollen es sehen,“ erwiderte Rösch, indem sich ihr Gesicht faltete, und ihr Haupt in eine bedeutungsvolle Bewegung setzte.

Franz, der neben Rösch stand, und den nun diese für ihren besten Freund erklärte, konnte dem redlichen Jakob, der ihm noch die Hand zum Abschiede reichte, nicht in das Gesicht sehen; mit scheuen und zur Erde gerichteten Blicken sagte er ihm ganz kalt ein Lebewohl.

Brigitte allein war gerührt. Jakob hatte herzliches Mitleid mit ihr, denn sie war an sich ein gutes Mädchen; aber ein Spielball der Launen und Ränke ihrer Mutter. Er befürchtete daher, sie werde von derselben mißbraucht und dadurch un-

glücklich werden. Mit Thränen in den Augen, und mit einem wehmuthsvollen Blick nahm sie von Jakob Abschied.

5.

Jakob trat nun seine Reise nach Amsterdam an. Wie er so allein auf der Straße fortwandelte, so dachte er über seine bisherigen Schicksale nach, und sein Herz ward tief gerührt über die wunderbaren Fügungen Gottes, so wie über die mächtige Rettung aus so manchen Gefahren. Er fühlte, was er bisher nie gefühlt hatte, nämlich die Liebe seines Gottes aus eigener Erfahrung; er empfand seine beseligende Nähe. Es war ihm, wie einst dem Erzvater Jakob, als er auf seiner Reise nach Mesopotamien, indem er sich vor seinem Bruder Esau flüchten mußte, im Traume den Herrn an der Spitze einer Leiter sah, auf welcher die Engel auf- und abstiegen.

„Dieser Gott, sprach er zu sich, lebt noch; ist noch derselbe liebende, sorgende und leitende Gott; ja Er ist uns jetzt noch näher in seinem Sohne, Er hat uns in und durch Ihn noch größere Beweise und schönere Verheißungen von seiner Mutterliebe und Vatersorgfalt gegeben. Die Haare meines Hauptes sind gezählt von Ihm; Er kennt mich mit Namen; Er ist mir nahe!“

Sein ganzes Wesen war Dank und Anbetung; er schwamm in einem Meere von Wonne und Seligkeit, so daß er Alles um sich her vergaß.

So im tiefen Nachdenken fortwandelnd, kam er an ein Wäldchen, vor welchem, umgeben von schattigen Bäumen, das Bild des gekreuzigten Erlösers

stand. Jakob sah es, und konnte sich nicht enthalten, vor demselben auf seine Kniee niederzufallen, und sein vollgedrängtes Herz auszuleeren. Ueber die Liebe Christi zu uns Menschen vergaß er seine bisherigen Schicksale; war ganz hingerissen von dem großen Gedanken, daß Gottes Sohn am Kreuze unsere Sünden getilgt, und ewiges Leben seinen glaubenden, treuen Verehrern erworben habe.

Er sang, was ihm sein gerührtes Herz eingab:

Jesus, wie liebst Du die Deinen,
Die sich ganz mit Dir vereinen!
Zwar auf dunkelm Dornenpfade,
Doch im Schatten Deiner Gnade
Führst, o ewig Treuer, Du,
Sie nur Deinem Himmel zu!

Laß mich nun im Glauben wandeln,
Stets nach Deiner Lehre handeln;
Gegen die Versuchung ringen,
Fliehen des Verführers Schlingen;
Leite mich auf schmaler Bahn,
Die nur führet Himmelan!

Nachdem sich Jakob aufgerichtet hatte, so erblickte er auf dem Seitenwege einen Mann, der stille stand, und ihn beobachtet zu haben schien. Dieser ging nun auf ihn zu; und bevor sich Jakob erholen konnte, stand eine ehrwürdige Gestalt vor ihm, die er mit Bewunderung betrachtete. Es war ein schon betagter, doch noch sehr rüstiger Greis, aus dessen ernstfreundlichem Gesichte etwas Erhabenes in Jakobs Seele strahlte; dessen Kleidung einen Geistlichen, dessen Haltung und Würde aber einen

Mann voll Weisheit und Frömmigkeit verkündete. Jakob konnte nichts sagen; denn ein gewisses Gefühl von Ehrfurcht durchdrang ihn.

Freundlich redete ihn der Greis an und sprach: „Fürchte dich nicht, mein Sohn; ich bin gerührt durch das, was ich von dir hörte und was ich an dir sehe; ich möchte nur deine bisherige Lebensgeschichte wissen, um die Veranlassung zu dem kennen zu lernen, was ich nun an dir bemerkt habe.“

„Nichts, erwiderte Jakob, ist mir lieber, als wenn ich mein volles Herz vor einem so ehrwürdigen Manne, wie Sie mir vorkommen, ausleeren darf. Nur möchten Sie es mir nicht verargen, wenn ich gerade so rede, wie es mir um's Herz ist, und wie ich die Sache ansehe.

Ich bin in großer Verwirrung. Mein ernstes Streben ging immer dahin, so vor Gott zu wandeln, und so an Ihn zu glauben, als wenn ich Ihn sehen würde. Vor Allem war mir der Inhalt des ersten der zehn Gebote der wichtigste Gegenstand, womit ich mich beschäftigte: denn darauf wurde ich immer durch meine fromme Eltern, und vorzüglich aber durch einen ausgezeichneten Geistlichen, welcher Pfarrer in meinem Geburtsorte war, in der Schule, in der Kirche, und auch durch Lesen christlicher Schriften, besonders durch öfteres Lesen der heil. Schrift, aufmerksam gemacht und darüber unterrichtet und belehrt. Ich weiß, daß der wahre Glaube der Grund, ja die Wurzel eines heiligen Lebens, also der Grund unserer Seligkeit sey; ja daß man, wie der heil. Apostel sagt, ohne Glauben unmög-

lich Gott gefallen könne;*) daß der Gerechte im Glauben lebe,**) und daß das Leben des Glaubigen nichts anderes, als ein immerwährendes Streben seyn müsse, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Allein ich habe seit einigen Jahren so viel gesehen, gehört und erfahren, daß ich oft nicht recht weiß, woran ich bin.

Ich kann mir da nicht selbst rathen, denn dazu bin ich zu unwissend und zu jung; und ich sehe ein, daß ein junger Mensch, der jetzt unter Menschen leben und sogar in der Fremde sich aufhalten soll, fest gegründet seyn müsse, wenn er nicht das heiligste Kleinod, nämlich seinen Glauben und damit den einzigen Grund aller Ruhe, alles Friedens, alles Trostes verlieren will, wozu ihn so Vieles von Innen und Außen immerwährend reizt. Wenn Sie mich nun anhören, mich belehren, zurechtweisen und stärken wollten, so könnte ich Ihnen nicht genug dafür danken. Aber ich weiß nicht, ob Sie Zeit dazu haben; auch weiß ich nicht, wer Sie sind, und wie ich mit Ihnen reden soll?"

„Ich, sprach der Fremde, bin Pfarrer in jenem Dorfe, das außerhalb des Wäldchens liegt, und gehe jetzt in die Stadt. Da dein Weg, wie ich merke, dich ebenfalls dahin führt, so können wir beinahe den ganzen Tag mit einander uns unterhalten. Rede also, wie es dir um's Herz ist, und wie ein Sohn mit seinem Vater. Ich habe dich

*) Hebr. XI, 6.

**) Röm. I, 17. Gal. III, 11. Habak. II, 4.

lieb und werde an dir thun, was in meinen Kräften steht. Zuerst wollen wir uns auf diese Ruhebank im Schatten niedersetzen; wir kommen noch frühe genug in die Stadt, und hier erzähle mir nun die Geschichte deines Lebens."

Beide setzten sich nun auf die Bank, und Jakob erzählte umständlich die ganze Geschichte seines Lebens, so wie Alles, was ihm seit dem Austritte aus seinem väterlichen Hause begegnete.

Als Jakob ausgeredet hatte, sprach der Pfarrer: „Nun, guter Jüngling, weiß ich deine Geschichte und kenne deine Grundsätze. Wir wollen jetzt fortgehen, über Alles ruhig nachdenken und darüber reden!"

„Die wichtigste Angelegenheit, womit sich dein Herz beschäftigt, fuhr der Pfarrer fort, ist also der Inhalt des ersten der zehn Gebote, welches wir Katholiken kurz so zusammenfassen: „Du sollst an Einen Gott glauben!" Dieß ist freilich eines der wichtigsten Gebote und der Grund von allen folgenden; deßwegen hat Gott es als das erste Gebot angegeben, und weitläufig sich ausgesprochen, wie wir im zweiten Buche Mosis am zwanzigsten Capitel Vers 2—6 lesen können.

Gott fordert in seinem heiligen Worte im alten Bunde immer zuerst Glauben an Ihn; und der eingeborne Sohn Gottes forderte immer zuerst Glauben von Allen, die durch Ihn gerettet und selig werden wollen. Die erste Frage, die der Priester an einen jeden stellt, der das heilige Sacrament der Taufe empfangen will, heißt: „Was verlangst du von der Kirche Gottes?" Und nur dann, wenn geantwortet wird: „Den Glauben," so beginnt er

die heilige Handlung. Ueberall wird also der Glaube als die Bedingung zur Erlangung dessen, was uns Gott in Christus mittheilen will, angegeben.

Da aber das Wort: Glaube, so inhaltsvoll, so vielumfassend ist; da es meistens nicht recht verstanden, noch weniger dessen tiefer Sinn erfaßt, da es von Vielen so verkehrt genommen, und oft so schrecklich mißbraucht wird, und da du, lieber Jüngling, wie ich merke, bei all deinen vielen Kenntnissen und bei deinem tiefen Nachdenken darüber, doch keinen richtigen Begriff davon hast, so will ich dir den Sinn dieses Wortes, und seine tiefe Bedeutung umständlich erklären:

Glauben, im allgemeinen Sinne, heißt etwas für wahr halten, was ich höre oder lese, ohne es gesehen zu haben. Wenn man aber einem Manne, der etwas erzählt, was man nicht gesehen hat, glaubt, so hat man auch das Zutrauen zu ihm, daß er ein wahrheitsliebender Mann sey, sonst würde man ihm nicht glauben.

Christlich glauben also heißt: Alles für wahr halten, was uns Gott geoffenbaret oder bekannt gemacht hat, und zwar so glauben, wie Christus will, daß es geglaubt werden soll.

Wer nun dieses Alles glaubt, so glaubt, wie es Gott geoffenbaret hat, und wie die katholische Kirche erklärt, nämlich, wie es vom Anfange an, zu allen Zeiten und von allen wahren Christen geglaubt worden ist; wer die Glaubenswahrheiten der heiligen Schrift nicht bloß als unfehlbare Wahrheiten, sondern als von Gott gegeben anerkennet, der hat den historischen oder geschichtlichen Glauben. Dieser

Glaube setzt aber das Wissen voraus. Wer diese Wahrheiten nicht weiß; kann sie auch nicht glauben. Es ist daher ein Unsinn, wenn man sagt: Ich glaube Alles, was Gott geoffenbaret hat, und was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, wenn man nicht einmal weiß, was Gott geoffenbaret hat.

Daher waren die Väter und Lehrer der Kirche in den früheren Zeiten des Christenthums so sehr bemüht, ihre Untergebenen gründlich im Worte Gottes zu unterrichten, und sie mit dem Inhalte der heiligen Schriften bekannt zu machen. Wie gründlich und lange anhaltend war der Unterricht, den man jenen ertheilte, die in die Christengemeinschaft aufgenommen wurden, damit sie, wie es der heil. Apostel Petrus von Glaübigen fordert: nur Christum den Herrn heilig in ihren Herzen halten und allezeit bereit seyn konnten zur Verantwortung gegen Jeden, der von ihnen Rechenschaft fordert über ihre Hoffnung. *)

Wie gründlich erklärten sie da die heil. Schrift, wie wir in den Schriften eines heiligen Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus u. s. w. sehen!

Ihre Gottesdienst-Ordnung bestand aus lauter Stellen der heil. Schrift, wovon unser lateinisches Meßbuch der schönste Beweis ist.

Dieser geschichtliche Glaube aber macht noch nicht selig; er ist nur die erste Grundlage zum Seligwerden.

---

*) 1 Petri III, 15.

In der heil. Schrift lernen wir Gott kennen, wie Er Sich geoffenbaret hat. Er erscheint schon im alten Bunde als die lautere Allmacht, Weisheit, Allwissenheit, Wahrhaftigkeit, Treue, Heiligkeit, Gerechtigkeit u. s. w. Im neuen Testamente aber erscheint Er in seinem eingebornen Sohne in seiner Menschenfreundlichkeit, in seiner namenlosen Vaterliebe zu uns Menschen voll erbarmender und vergebender Huld und Gnade.

Wenn nun der Mensch so seinen Gott kennen lernt, so muß er durchdrungen werden von heiliger Ehrfurcht, von tiefer Hochachtung, von kindlicher Liebe, von seliger Freude. Er fühlt sich hingezogen zu Gott; er wünscht mit Gott vereinigt zu werden; weil er nur in Gott alles das zu finden hoffet, was ihn wahrhaft ruhig und selig machen kann. Dieser Zug, dieses Wünschen ist Glaube im höhern Grade.

Dieser Glaube nun, der aus dem Hören des göttlichen Wortes kommt, überzeugt den Menschen, daß er Sünder sey; er wird als Sünder von der Furcht der göttlichen Gerechtigkeit heilsam erschüttert, wendet sich aber zur Barmherzigkeit Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist im Vertrauen, daß Gott ihm um Christi willen gnädig seyn werde. Es entsteht eine heiße Sehnsucht in ihm, Gott, wie Er Sich in Christus geoffenbaret hat, immer besser kennen zu lernen. Je mehr er Ihn kennen lernt, desto mehr wird er von der Größe der Sünde, und von der unaussprechlichen Liebe Christi zu den Sündern durchdrungen und gerührt werden. Es entwickelt sich dann in ihm eine recht innige Liebe zu Gott, und ein tiefer Abscheu gegen jede Sünde.

Das große Werk der Erlösung durch Christus wird dem betrachtenden und nachdenkenden Christen immer klarer und einleuchtender. Er lernt die namenlose Liebe des Sohnes Gottes, mit welcher Er Sich in die tiefste Erniedrigung hingab, immer besser erkennen; er wird durch die Aussprüche Jesu und seiner heiligen Apostel immer vollkommener überzeugt, daß er in Christus Vergebung der Sünden, Kraft zum Guten und ewiges Leben finden könne, wenn er seine Sünden wahrhaft bereue, und jene Mittel ergreife und gebrauche, durch welche er der Verdienste Jesu theilhaftig werden kann. Das Schreckenvollste, nämlich die Sünde, und mit ihr Fluch und Verdammung, wird durch Christus getilget; die Hölle verschwindet vor dem Blicke des büßenden Sünders, und dem glaubenden Blicke auf Christum schließt sich ein Himmel voll Gnade, Friede und Seligkeit auf. Dem unter der Last der Sünde, im Leibe des Todes nach Erlösung Seufzenden tönt die himmelsvolle Botschaft aus dem Evangelium entgegen: „Dich wird befreien die Gnade Gottes durch Jesum Christum, unsern Herrn!"*) Nicht nur das Schreckenvollste sieht der glaubende Christ durch Christus getilget, sondern das Herrlichste durch Ihn verheißen: Vergebung, Gnade und ewiges Leben. So entwickelt sich aus dem Glauben die Hoffnung; und diese herrliche Hoffnung entflammt das glaubende Gemüth mit der heiligsten Liebe zu Christus.

Diese Liebe wird aber erst recht tief gegründet, wenn der Christ die Geschichte der Erlösung näher

---

*) Römer VII, 24. 25.

betrachtet; wenn er beherziget, wie Christus ihm durch sein Kommen in die Welt; durch sein dreiund-dreißigjähriges Wandeln und Wirken in derselben in Niedrigkeit, Armuth und Verachtung; durch Leiden, Tod und Auferstehung eine so große Seligkeit bereitet hat.

Diese Liebe, nämlich die reine, heilige, thätige Liebe wünscht nichts sehnlicher, als den Willen dessen zu erkennen und zu vollbringen, der uns so sehr geliebt hat, geliebt hat bis in den Tod. Jeder Ausspruch aus dem Munde des göttlichen Erlösers wird ihm ein theures Vermächtniß, ohne dessen Befolgung er keinen Theil an der Herrlichkeit Christi zu haben glaubt. Er unterwirft sich jetzt freudig jeder Anordnung seines Gottes; denn er findet in derselben nichts Anderes, als lauter Spuren von Liebe zu den Menschen, lauter Quellen, aus denen Erbarmung, Liebe und Gnade strömen.

Nun versteht er den Ausspruch Jesu: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich liebet!" *)

Ein solcher Christ gibt sich ganz und freiwillig seinem Erlöser als Eigenthum hin. So wird der Glaube durch die Hoffnung lebendig, thätig durch die Liebe und somit der Mensch Gottes dadurch vollkommen und zu jedem guten Werke geschickt. **)

Allein der Christ, welcher seinen Glauben durch das Wort Gottes zu gründen und zu beleben sucht,

---

*) Joh. XIV, 21.
**) 2 Tim. III, 17.

wird bald sich überzeugen, daß die Liebe Christi mit seiner Himmelfahrt noch nicht geendet sey, und daß der Glaube an das, was Christus ehedem auf Erden gethan habe, noch nicht hinreiche zu seiner Heiligung, daß Christus vielmehr sein Gnadenwerk noch immer fortsetze unsichtbar durch seinen heiligen Geist, sichtbar durch eine Gnadenanstalt, in welcher der sinnliche Mensch durch sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade theilhaftig werden kann. Er wird sich überzeugen, daß Christus nicht bloß die Sünde tilgen, sondern auch den Sünder heiligen wolle, und daß von Seite des Sünders ein Mitwirken, ein Streben nach Heiligkeit, und ein Ergreifen alles dessen, was zur Heiligkeit erfordert wird, nothwendig sey.

So wird also der Glaube, den Gott im alten Bunde forderte, im neuen erst vollkommen und vollendet. Wie Christus je gekommen ist, nicht die Gebote aufzuheben, sondern sie zu erfüllen, so hat Er auch das erste Gebot vollendet. So umfaßt also der Glaube des wahren Christen nicht nur das alte, sondern auch das neue Testament; so erkennt er nicht nur Gott, wie Er Sich im alten Bunde, sondern auch, wie Er Sich im neuen geoffenbaret hat; er erblickt nicht nur den gesetzgebenden, sondern auch den begnadigenden und heiligenden Gott. Er erkennt in dem Einen wahren Gott drei Personen, wie sie die ganze heilige Schrift darstellt, die Eines im Wesen und verschieden in der Person sind. Er findet in der heiligen Schrift die Anweisung, wie er von der Sünde frei, gut und selig werden könne, und in der von Christus gestifteten Kirche findet er die Mittel dazu.

Die Alten nannten den Glauben auch ein übernatürliches Licht, und bezeichneten damit sehr scharfsinnig seine Kraft und seine Wirkung.

Was die Erde ohne Sonne wäre, das ist der Mensch ohne Glaube, finster und unfruchtbar, also *ohne* Erkenntniß des Guten und ohne Kraft zum Vollbringen des Guten. Der Glaube erleuchtet den Verstand und erwärmt das Herz, aber in einem höhern Sinne als die Sonne die Erde erleuchtet und erwärmt; daher nannte sie ihn ein übernatürliches Licht.

Der heil. Polycarpus nennt, in seinem Briefe an die Kirche zu Philippi, den Glauben die Mutter aller Glaubigen.

Dieß, lieber Jüngling, sprach der ehrwürdige Greis, ist es, was wir unter dem Worte Glauben verstehen. Freilich setzen die Gelehrten diese Lehre noch weiter auseinander, und stellen sie umfassender hin. Allein ich wollte hier nur kurz das andeuten, was deiner Fassungskraft und deinen Verhältnissen jetzt gerade anpassend ist. *)

---

*) Jene Leser, welche hierüber eine schulgerechte Erörterung wünschen, verweise ich vorzüglich auf das, was Möhler in seiner Symbolik §. 15. sagt. Auch was Allioli in seiner Bibelübersetzung in den Anmerkungen zu Röm. I, 17. und Gal. III, 8—11. schreibt. Vor Allem empfehle ich jenen, welche eine gründliche Uebersetzung wünschen, die herrliche Schrift: „Ansichten des Glaubens als Grundlage des praktischen Christenthums. Ein Versuch für nachdenkende Christen. Von Michael Wirth. Ulm bei Stettin.“

Jakob, der mit stiller Aufmerksamkeit und gerichteter Theilnahme zugehört hatte, dankte herzlich für diese Belehrung; stellte aber die Frage, ob er nicht einige Bedenklichkeiten, Zweifel u. s. w., die er auf dem Herzen habe, vorbringen dürfe? Als ihm der Pfarrer die Versicherung gab, daß er mit Freude jede Frage beantworten werde, so sprach Jakob: „Sie, ehrwürdiger Mann Gottes, haben mich nun belehrt, was Glaube sey, und was der Christ zu glauben habe. Allein da in den heiligen Schriften dem Glauben so große Kräfte, Verheißungen u. s. w. zugesichert werden, so muß doch der Glaube noch etwas Höheres seyn. Auch sagen Einige: der Glaube rechtfertige den Menschen; Andere dagegen behaupten: nicht der Glaube, sondern die Werke rechtfertigen. Sogar die heiligen Apostel Paulus und Jakobus sollen in ihren Briefen verschieden darüber sich aussprechen. Ferner weiß ich nicht, was denn eigentlich die Worte: Rechtfertigung und Gnade bedeuten. Welch ein Unterschied zwischen dem Glauben der Frommen im alten Testamente sey, und zwischen dem Glauben, welcher im neuen Testamente gefordert wird."

„Diese Fragen, lieber Jüngling, sprach der Pfarrer, zeigen von deinem reifen Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand, und ich will sie dir daher kurz beantworten."

„Was Glaube im höchsten und tiefsten Sinne sey, kann so wenig erklärt werden, so wenig man erklären kann, was das Leben sey. Wie das Leben, diese unsichtbare — aber im Menschen Alles wirkende Kraft, Leib und Geist miteinander ver-

bindet, so vereinigt der Glaube den Geist des Menschen mit Gott; daher nennt man den Glauben auch Religion; das heißt Verbindung.

Der Glaube ist eine Gnadengabe, weil Gottes *heilige* Kraft, ohne Verdienst des Menschen, erregend, erweckend und belebend auf ihn einwirkt; und Gott ihm seine Hülfe anbietet. Dem Menschen steht es nun frei, ob er sich anregen, erwecken und beleben läßt, und die Hülfe aufnimmt. Thut er dieß freiwillig, so wird er vom göttlichen Geiste aufgenommen; der Geist Gottes wirkt in ihm, und er wirkt mit demselben, und so wird der Mensch allmählig wieder zu jener Höhe empor gebracht, von welcher er durch die Sünde herabstürzte. Diese wirkende Kraft von Seite Gottes, und jenes freiwillige Mitwirken von Seite des Menschen ist also Glaube im höchsten Sinne. Durch diese gegenseitige Wirkung wird der Mensch der Verdienste des Leidens und Todes Jesu theilhaftig; er wird aus dem Zustande der Sündhaftigkeit in den Stand der Gnade und der Kindschaft Gottes versetzt; er wird also von der Sünde befreit und geheiligt; der innere Mensch wird erneuert und wirklich gerecht; er wird wahrhaft mit Christus vereinigt, und ein lebendiges Glied des Leibes Christi. Mittelst dieses höhern Lebens des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, welche dem Menschen mitgetheilt werden bei dieser Annahme von Seite Gottes, erlangt nun der Mensch auch jene Kräfte und jene Verheißungen, welche in den heiligen Schriften den Glaubenden gegeben und verheißen werden.

Ich habe damit nicht nur gesagt, was Glaube, sondern auch was Gnade und Rechtfertigung sey.

Der Glaube also, dem so hohe Kräfte und so große Verheißungen gegeben werden, ist der in Liebe thätige Glaube, der den Menschen mit unendlicher Hingebung an Gott, mit dem tiefsten Vertrauen auf Ihn, mit voller Demuth und inniger Liebe erfüllt; den Menschen von der Sünde befreiet, und ihn in eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit Christus zurück bringt. Gnade ist das, was uns Gott ohne unser Verdienst oder Hinzuthun aus lauter Erbarmung schenkt.

Rechtfertigung ist Vergebung der Sünde und Heiligung des Sünders. Der Sünder nimmt dadurch die Gerechtigkeit Christi auf in sein Innerstes, wodurch sein ganzes inneres Leben umgewandelt wird. Christus prägt sich im Glaubigen durch die Rechtfertigung lebendig ein und aus, so, daß dieser ein lebendiges Abbild vom Urbilde wird. *) Gerechtfertigt seyn, heißt eigentlich nichts anderes, als seyn, wie der Mensch werden soll, wenn er Gott wieder gefallen, wenn er mit Gott wieder vereinigt werden will. Daher die heilige Schrift, wenn sie einen ausgezeichneten Mann ganz schildern will, dieß kurze vielsagende Wort beisetzt: „Er war gerecht!“

Noch muß ich bemerken, daß es einen Unterschied zwischen der Rechtfertigung vor der Taufe, und zwischen der Rechtfertigung des nach der Taufe

*) Gebildete Leser wollen hiemit vergleichen, was Möhler in seiner Symbolik §. 14. sagt.

gefallenen Sünders gibt. Die erste Rechtfertigung geschieht mittelst des heiligen Sacramentes der Buße.

Wenn Einige behaupten, daß bloß der Glaube rechtfertige ohne die Werke; oder daß die Werke ohne den Glauben gerecht machen, so ist dieß nur ein Beweis, daß sie die Sache nicht verstehen. Der wahre Glaube, der den Menschen rechtfertigt vor Gott, äußert sich nothwendig durch gute Werke; diese sind Früchte des lebendigen Glaubens. Wo diese nicht sind, da ist auch kein Glaube.

Wenn die Werke rechtfertigen würden, dann wäre Christus umsonst in die Welt gekommen.

Wer Gott nicht kennt, der kann nicht an Ihn glauben, Ihn also auch nicht lieben, und weil er Gott nicht liebt, so thut er auch nichts aus Liebe zu Gott, sondern nur aus Selbstliebe. Und solche Werke haben vor Gott keinen Werth. Daher sagt der heil. Apostel: „Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde!" *)

Eben so verhält es sich mit dem Unterschiede, den Einige in den Briefen des heiligen Apostels Paulus und in dem Briefe des heiligen Apostels Jakobus finden wollen. Nur unverständige und streitsüchtige Menschen können hier einen Unterschied finden.

Der heilige Apostel Paulus schrieb gegen solche, welche meinten, der Mensch könne gerechtfertigt

*) Röm. XIV, 23. Die Vulgata sagt ausdrücklich: „Omne autem, quod non ex fide, peccatum est." Also nicht: Was aus Ueberzeugung kommt, wie Einer übersetzt hat. Denn Glaube ist mehr, als bloß eine Ueberzeugung.

werden durch Beobachtung des jüdischen Ceremonialgesetzes, oder durch eigene Werke. Diesen erklärt er umständlich, daß der Mensch nur durch den Glauben an Christus gerechtfertigt werden könne, und faßt im zweiten Capitel des Briefes an die Epheser Alles zusammen, indem er sagt: „Aus Gnade seyd ihr erlöst worden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es ist Gottes Gabe; nicht aus den Werken, damit sich Niemand rühme. Denn wir sind seine Schöpfung, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, die Gott vorbereitet hat, daß wir in ihnen wandeln!“ *)

Der heilige Apostel Paulus nennt also den Glauben eine neue Schöpfung zu guten Werken. Redet also von einem Glauben, der durch gute Werke sich offenbart.

Der heilige Apostel Jakobus dagegen schreibt gegen Menschen, welche behaupteten: Der Glaube ohne alle Werke rechtfertige. Diesen beweist nun der heilige Apostel deutlich, daß ein Glaube ohne Werke todt, also nichts sey, und somit den Menschen nicht rechtfertigen könne. Nur der Glaube sey der wahre lebendige, der sich durch gute Werke offenbare; und nur dieser mache gerecht vor Gott. Er sagt hiemit nur das, was Christus gesagt hat: „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“

Paulus weist nach, daß ein Mensch ohne Glauben so wenig gute Werke verrichten könne, so wenig ein Dornstrauch Trauben bringen kann.

---

*) Epheser II, 8—10.

Jakobus beweist, daß ein Dornstrauch eben deßwegen kein Weinstock sey, weil er keine Trauben, sondern nur Dornen hervorbringe.

Somit sprechen also die beiden heiligen Apostel das Nämliche aus. Der Unterschied zwischen dem Glauben der Frommen im alten und dem im neuen Bunde besteht darin: Jene glaubten auf die Verheißung hin, die ihnen Gott von einem Erlöser gab. Im neuen Bunde glaubt man an den gekommenen Erlöser. Jener Glaube war also unentwickelt; dieser ist entwickelt.

Daß die Frommen im alten Bunde alles Gute und Große im Glauben an den verheißenen Erlöser vollbrachten, beweist der heil. Apostel Paulus im Briefe an die Hebräer im eilften Capitel sehr deutlich. Daß sie aber die Verheißung nicht erhielten, sondern daß diese erst für die Glaübigen des neuen Bundes aufbehalten wurde, spricht er in den zwei letzten Versen dieses Capitels aus; fügt aber im folgenden zwölften Capitel gleich bei, wozu uns das Beispiel der Glaubenshelden des alten Bundes auffordern soll. Diese zwei Capitel sind äußerst merkwürdig, und verdienen besonders beherzigt zu werden.

Was der heil. Bernhard gegen Abelrod schrieb, ist mir ganz aus der Seele herausgeschrieben: „Ich folge den Gesinnungen des Apostels der Heiden, und weiß, daß ich nicht werde zu Schanden werden.“

Seine Bestimmung, was der Glaube sey, ist mir tröstlich, nämlich: Der Glaube ist ein fester Grund für das, was man hofft, eine

gewisse Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht!" *)

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, für diese Belehrung, sprach Jakob mit gerührtem Herzen; aber ich fühle noch mehr, als Sie aussprechen konnten. Ein Paradies voll herrlicher Seligkeiten öffnet sich mir, wenn ich die Aussprüche meines Herrn und Heilandes bedenke:

„Wahrlich, wahrlich sag' ich euch, wer an mich glaubt, hat das ewige Leben!" **)

„Wer an ihn (an den Sohn Gottes) glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet!" ***)

„Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen!" ****)

Aber warum glauben doch so Viele nicht? Warum wird der kindliche Glaube an Christus so oft verachtet, ja sogar gehaßt?"

„Daß wir mehr fühlen, als begreifen können, wenn vom Unsichtbaren, Ewigen, Göttlichen geredet wird, erwiderte der Pfarrer, ist ganz natürlich — denn dieß wirkt mehr auf den Geist, der göttlichen Ursprungs ist, und schon ein Dichter sagt:

„Was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

---

*) Hebräer XI, 1.
**) Johanni VI, 47.
***) Johanni III, 18.
****) Johanni VII, 38.

Uebrigens müssen wir uns wohl hüten, daß wir unsern Glauben nicht auf unsere Empfindungen gründen, die menschlich und somit veränderlich sind; sondern wir müssen ihn gründen auf das Wort Gottes, das allein ewig wahr und unveränderlich ist.

Warum so Viele nicht glauben, Einige sogar den wahren lebendigen Glauben verachten, ja hassen, kommt daher:

1. Der Glaube fordert einen Kampf, und diesen Kampf fürchten Viele. Schon ein Dichter, der die Kraft des Glaubens nicht kannte, aber ahnete, sagt:

„Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube;
Solch Gut will schwer errungen seyn!
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz!“

2. Viele kennen die hohe Seligkeit des Glaubens nicht; ja wissen nicht einmal, was Glauben sey, noch weniger wissen sie, was die heil. Schrift darüber sagt, und von denen fordert, die glauben wollen. Sie haben keinen rechten Begriff von Gott, von Christus, von dem heil. Geiste. Am allerwenigsten wissen sie, was das Erhabenes sey: Gottes Sohn ist Mensch geworden. Sie kennen die große Geschichte der Erlösung nicht; sie wissen nicht, wie elend der Mensch ist ohne Christus, und wie selig er werden kann durch Ihn.

Unwissenheit ist ein Hauptgrund des Unglaubens bei Vielen.

3. Der Glaube fordert Demuth. Aus dem Stolze aber entstand die erste Sünde. Was die Menschen von Gott trennte, das hält sie auch ferne von Ihm, — nämlich der Stolz; und dieser ist das Erbübel des menschlichen Geschlechtes.

Die Sadducäer wollten nicht glauben, weil sie zu stolz waren, sich als Sünder, und Christum als den Erlöser von Sünde anzuerkennen.

Die Pharisäer konnten nicht glauben, weil sie wähnten, sie selbst können ihre Sünden abbüßen, und sie selbst können sich selig machen. Der Herr spricht zu den ersten:

„Ihr irret, und verstehet weder die Schrift noch die Kraft Gottes!“ *)

Von den zweiten aber sagt Er:

„Wie könnet ihr glauben, da ihr Ehren von einander nehmet, und die Ehre, welche von Gott allein ist, nicht sucht!“ **)

Der Erlöser warnet daher so oft und so feierlich vor dem Sauerteige, d. h. vor der Lehre der Pharisäer, welche das göttliche Wort verdreheten und verfälschten, indem sie, statt eine innerliche Gerechtigkeit durch den Glauben zu lehren, nur eine äußerliche Gerechtigkeit lehrten, die in äußerlichen Bußübungen und gesetzlichen Werken bestand. Nicht aber im tiefen Gefühle seiner Sündhaftigkeit, nicht in der festen Ueberzeugung, daß Nichts und Niemand die Sünde tilgen und dem Sünder Verzeihung verleihen könne, als nur Gott.

---

*) Matth. XXII, 29.
**) Joh. V, 44.

Sie lehrten nicht, daß nur ein zerknirschtes Herz Vergebung zu hoffen habe; und daß wahre Buße in gänzlicher Umänderung des Herzens und Sinnes bestehe.

Sie hielten die Mittel für die Sache selbst; ihre Opfer und Ceremonien, welche nur ein Bild von der innern Gesinnung, und Vorbilder von dem Opfertode Christi und seiner Genugthuung waren, hielten sie für wirkliche Mittel zur Sündenvergebung. Der Grund war wieder nur ein geheimer geistiger Stolz, der sich selbst helfen will; also jener Hülfe nicht bedürftig zu seyn glaubte, die Gott durch seinen Sohn den Menschen anbietet. Daher vereitelten sie den Hauptzweck des ganzen alten Bundes, den Geist aller Anordnungen, nämlich die Sehnsucht nach dem versprochenen Erlöser und den Glauben an Ihn.

Daher spricht Jesus bei Matthäus am 23. Capitel ein so vielfaches, Schauer erregendes Wehe über die Pharisäer aus.

Solche Sadducäer und Pharisäer gibt es noch immer. Es sind dieß Menschen, welche in ihrer eigenen Weisheit den Grund des ewigen Lebens finden, oder durch eigene Werke das ewige Leben verdienen wollen. Es sind dieß Menschen, welche dem Worte Gottes nicht glauben. Einige glauben nun an gar nichts Höheres, und diese sind Unglaübige, also Sadducäer. Andere glauben etwas Anderes, als was Gott geoffenbaret hat; suchen ihr Heil in bloß menschlichen Lehren, Anstalten, Gebraüchen u. s. w., und diese sind Aberglaübige — also Pharisäer.

Diese Pharisäer waren am Anfange die erbittertsten Feinde Jesu, und sind es noch. Sie hielten das Volk auf die schlaueste Weise unter dem Scheine von Frömmigkeit und Rechtglaübigkeit vom Glauben an Christus ab; ja sie verketzerten den Sohn Gottes selbst, haßten und kreuzigten Ihn. Daher Jesus auch so strenge mit ihnen verfuhr.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß gerade alle Pharisäer Heuchler waren oder noch sind. Es gab und gibt gewiß Viele unter ihnen, denen es recht Ernst war und ist, selig zu werden; die den größten Eifer, und die beste Meinung hatten; allein in ihren verkehrten Ansichten von der Bekehrung und Rechtfertigung kommen sie nie zu ihrem Zwecke, ja sie umgehen das Verdienst Jesu, und machen sich und Andere der Gerechtigkeit verlustig, die allein aus dem Glauben an Jesus Christus kommt für Alle und über Alle, welche an Ihn glauben." *) Der heil. Apostel bezeichnet solche Besserdenkende ganz, indem er schreibt: Ich gebe ihnen das Zeugniß, daß sie Eifer haben, aber nicht nach Einsicht. Denn da sie die Gerechtigkeit Gottes nicht erkennen, und bloß ihre eigene geltend machen wollen, so unterwerfen sie sich nicht der Gerechtigkeit Gottes. Denn das Ende des Gesetzes ist Christus, zur Gerechtigkeit für Jeden, der glaubt. **)

---

*) Römer III, 22.

**) Römer X, 2 — 4.

Die erstern halten daher die Lehre des Glaubens für eine Thorheit, den letztern ist die Kraft des Glaubens ein Aergerniß.

Daher schreibt der heil. Apostel Paulus:

„Die Juden fordern Zeichen (d. h. äußerliche Werke von Heiligkeit, Herrlichkeit, Macht u. s. w.) und die Heiden suchen Weisheit: wir hingegen predigen Christum den Gekreuzigten, der den Juden zwar ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit ist. Den Berufenen aus den Juden sowohl als den Heiden (predigen wir) Christum als Gottes Kraft und Gottes Weisheit. *)

Viele würden von Herzen glauben, wenn sie einsehen würden, wie groß die Sünde und wie unglücklich der Sünder für Zeit und Ewigkeit ist; daß Niemand von der Sünde frei und selig werden kann, als nur der, welcher an Christum wahrhaft glaubt.

Dagegen wie unaussprechlich groß die Liebe Christi ist, der Sich freiwillig hingegeben hat als Sühnopfer für die Sünden der Welt, um die Sünder selig zu machen. Daher spricht der heil. Apostel mit so tiefer Rührung:

„O, wahrhaft und aller Annahme werth ist das Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in diese Welt, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der erste bin!“ **)

---

*) 1 Korinth. I, 22—24.

**) 1 Tim. I, 15.

Ein deutscher Dichter spricht in frommer Begeisterung ganz dieselbe Wahrheit aus:

„Wenn sie Seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen;
Ließen alles Andre steh'n,
Müßten nur aus Lieb' vergeh'n!“

Weil also so viele Menschen nicht recht wissen, was Christus ist, wie Er uns geliebt, was Er uns erworben hat, darum wandeln so Viele in Unglauben und im Aberglauben. Sie verstehen den vielsagenden Inhalt des ersten Gebotes und kennen dessen tiefe Fülle von Weisheit und Gnade nicht; daher ist es ihnen auch unmöglich, die übrigen Gebote zu verstehen, und noch unmöglicher, sie zu beobachten. Wir sollen solche Irrende bemitleiden, sie durch unser Beispiel erbauen und für sie beten.

Was die Verachtung und den Haß betrifft, von dem du sprachst, so muß ich dir sagen, daß dieß ganz natürliche Folgen des Unglaubens oder Aberglaubens sind. Durch die Sünde der ersten Eltern gewann das Böse die Herrschaft in dem Menschen, weil sie sich durch Ungehorsam gegen Gottes Gebote von Gott getrennt und dem Bösen, dessen Worte sie folgten, unterworfen hatten. Gott versprach aber einen Erretter und fügte bei: Er wolle Feindschaft setzen zwischen des Weibes Samen und zwischen der Schlange Samen; jener werde ihr den Kopf zertreten, diese aber werde ihn in die Ferse stechen.

Dieser Nachkomme des Weibes ist Christus, der verheißene Erretter.

Diese Verheißung war der Trost aller Frommen, d. h. Aller, die dem Worte Gottes glaubten. Aber gleich die ersten zwei Söhne der Stammeltern theilten sich in zwei Parteien. Kain glaubte nicht; in ihm war also der Schlangensame fruchtbar, denn der heil. Apostel Johannes sagt, er war vom Argen; *) Abel aber handelte im Glauben, **) und lebte folglich auch darin.

In jedem absichtlich Ungläubigen ist das Böse — die Frucht des Schlangensamens, den Satan durch seine Lügen in die Herzen der Stammeltern ausstreute, mächtig und wirksam.

In jedem wahrhaft Guten aber ist die Wurzel alles Guten, nämlich der Glaube lebendig. Und durch den Glauben werden sie Kinder Gottes, wie geschrieben steht: Ihr Alle seyd Kinder Gottes durch den Glauben, der in Christo Jesu ist! ***)

Wie nun Kain seinen Bruder zuerst beneidete, dann haßte — zuletzt ermordete; so hassen alle bösartige Un- oder Abergläubigen die wahren Gläubigen zu allen Zeiten; und so machen sie es noch. Es ist dieß die Feindschaft des Schlangensamens gegen den Samen des Weibes; es ist der Kampf zwischen Finsterniß und Licht. Diese Verachtung und dieser Haß ist nun der Fersenstich der alten Schlange. Ein Fersenstich ist nicht tödtlich, aber schmerzvoll; er treibt den frommen Glaubenshelden nur vorwärts;

*) 1 Joh. III, 12.
**) Hebr. XI, 4.
***) Gal. III, 26.

bewahrt ihn vor dem größten Feinde des Glaubens, vor der Lauheit und dient somit, wie alles Widrige, den Gott Liebenden zum Besten.

Jesus sagte daher:

„Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat! *) Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen hassen, und wenn sie euch ausschließen, schmähen und euern Namen als böse verwerfen, um des Menschen-Sohnes willen! Freuet euch an jenem Tage und frohlocket, denn siehe euer Lohn wird groß seyn im Himmel! Denn so haben ihre Väter den Propheten gethan." **)

Die heiligen Apostel preisen in ihren Briefen häufig diejenigen selig und glücklich, welche um Christi willen verfolgt wurden. Sie hielten das Verfolgtwerden für ein Kennzeichen des wahren Christen und als den größten Ruhm. Der heil. Augustin sagt: „Nicht die drückende, sondern die gedrückte Kirche ist die wahre."

Einer der größten Bischöfe in neuerer Zeit schreibt: „Verfolgen ist immer Spur des Antichristenthumes; verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen — das Erbtheil und das Siegel des Christenthumes."

Indeß kam Jakob früher, als ihm lieb war, mit seinem ehrwürdigen Begleiter vor dem Thore der Stadt N. an. Er meinte nun Abschied nehmen zu müssen, was ihm sehr schwer zu werden schien.

Dieß

---

*) Joh. XV, 18.

**) Luk. VI, 22. 23.

Dieß merkte der Pfarrer; er sprach daher zu ihm, daß er noch Zeit habe, mit ihm sich zu unterhalten, denn er gehe zu einem guten Freunde in der Stadt, Jakob könne mit ihm gehen, und dort gerade so, wie bisher, ungehindert Alles vortragen, was er auf dem Herzen habe.

Jakob war über dieses Anerbieten sehr erfreut, und begleitete seinen Lehrer in die Wohnung seines Freundes.

6.

Nachdem nun der Pfarrer mit Jakob in der Wohnung seines Freundes angekommen war, so wurde er von einem jungen Herrn und dessen Gemahlin auf das Zärtlichste, wie ein Vater von seinen Kindern, empfangen.

Jakob erfuhr bald, daß dieser ehrwürdige Mann früher in dieser Stadt angestellt war, und daß diese Eheleute in ihm ihren frühern Lehrer verehrten, der sie zu jener beseligenden Erkenntniß geführt hat, die allein unser Leben veredelt, unser ganzes Wesen mit Freude, Hoffnung und Seligkeit erfüllet, und jedes Band des Menschen verbindet, heiliget, nämlich zu der klaren und lebendigen Erkenntniß desjenigen, von dem geschrieben steht: Allen, die Ihn aufnehmen, gab er Macht Kinder Gottes zu werden, denen nämlich, die an seinen Namen glauben. *)

Jakob fühlte in diesem Hause das Wehen eines Geistes, den die Welt nicht nur nicht hat, sondern

*) Joh. I, 12.

nicht einmal kennt. Obwohl Alles, was er sah, von einem sehr großen Reichthum zeugte, so offenbarten doch die Bewohner des Hauses einen solch frommen Sinn, daß man es ihnen gar wohl ansehen konnte, ihre Herzen hängen nicht an irdischen Schätzen, sondern sie besitzen einen Schatz, der im Himmel ist, weil sie dorthin gerichtet waren.

Jakob wurde, nachdem man aus dem Munde des Pfarrers etwas von seiner Gesinnung vernommen hatte, wie ein Bruder behandelt. Er lebte daher neu auf, weil er sah, daß der Herr noch seine Leute habe, die ihre Kniee vor den Götzen dieser Welt nicht beugen, sondern mit ganzer Seele an den lebendigen Gott glauben, welcher Glaube allein den Christen zum Christen macht, weil er die Quelle alles Guten, gerade so wie der Unglaube, todte Glaube, die Quelle alles Bösen ist. — Deßwegen ja Christus das Nichtglauben an Ihn die Sünde überhaupt, also die Quelle alles Bösen — nennt, indem Er sagt: „Der heilige Geist werde, wenn er kommt, die Welt überzeugen: von der Sünde, von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben." *)

Wie man schon weiß, welche Früchte ein Baum bringe, sobald man sich überzeugt hat, daß er veredelt ist, welche Gattung ihm aufgepfropft oder eingeimpfet wurde, und daß der aufgepfropfte Fruchtzweig eingewachsen, der Stamm von andern wilden natürlichen Sprossen gereinigt ist, und somit jener Fruchtzweig das Haupt des Baumes ausmacht; eben

---

*) Joh. XVI, 8. 9.

so weiß man auch, welche Früchte ein Mensch bringen werde, sobald man überzeugt ist, daß der lebendige Glaube an den lebendigen Gott in ihm herrschend geworden ist.

Jakob überzeugte sich hier auch bald, daß das Christenthum bei gebildeten Menschen mehr in seinem ganzen Umfange, in seiner Tiefe und Kraft aufgefaßt werde, als bei Menschen niedern Standes, und somit auch herrlicher und kräftiger wirken könne. Bisher meinte er, reiche oder vornehme Leute bekümmern sich gar nicht um das Christenthum. Nun wurde er gerade vom Gegentheile überzeugt, besonders später, da noch mehrere angesehene Personen zu jener Familie kamen, bei welcher er nun sich so selig fühlte.

Da es schon Mittag war, als Jakob mit dem Herrn Pfarrer in dem Hause des Herrn von G. ankam, so verfügte man sich bald zu Tische, wozu auch Jakob geladen war. Er betrachtete zuerst lange und aufmerksam die beiden Eheleute, deren Äußeres schon ihm Ehrfurcht einflößte.

Herr von G. war ein junger, schöner Mann von etwa 30 Jahren, voll Leben und Jugendfeuer; er war sehr solid und anständig gekleidet, ohne jedoch daran ein Wohlgefallen zu zeigen, oder besonders geziert zu seyn. Sein Blick, seine Rede, sein ganzes Benehmen verkündete einen gesunden, klaren, durchdringenden Verstand, und ein edles, für alles Gute und Schöne begeistertes Gemüth.

Die Frau von G. schien noch jünger als ihr Gemahl, und war ein lebendiges Bild der Sanftmuth und Liebe. Jakob fand sie gerade so, wie der

Apostel Petrus im dritten Capitel seines ersten Briefes (V. 1 — 7) verlangt, daß alle christlichen Ehefrauen seyn sollen; sie war ihrem hohen Stande gemäß gekleidet, aber fern von aller Eitelkeit. Ein wahrer Adel, d. h. ein edler Sinn, der sich über das Niedrige und Gemeine hinweg und emporschwingt zum Höchsten, ein solcher Adel strahlte in stiller Majestät aus ihrem ganzen Wesen hervor.

Jakob, der das erstemal in einer solchen Gesellschaft sich befand, war Anfangs sehr schüchtern, und benahm sich etwas linkisch. Als er aber, nicht die Herablassung, (denn dieß elende stolze Wesen, das man so nennt, kennen wahre Christen nicht einmal dem Namen nach), nein, — als er das menschenfreundliche Wohlwollen, das in jedem Menschen das Ebenbild Gottes ehrt, und den Mitmenschen liebt, das in jedem wahren Christen aber den Erlösten durch Christus hochachtet, und die innere Größe dieser trefflichen Menschen bemerkte, so wurde er auf einer Seite von Liebe und auf der andern von Hochachtung ganz durchdrungen. Er konnte sich so benehmen und so äußern, wie früher vor seinen Eltern, die er ebenfalls hochachtete — aber auch liebte.

Der Pfarrer mußte am Tische seinen Platz zwischen diesem edlen Ehepaar nehmen, und Jakob kam dann ebenfalls zwischen dasselbe zu sitzen.

Nachdem der Pfarrer seine Bekanntschaft mit Jakob und ihre bisherige Unterredung erzählt hatte, so lenkte er wieder das Gespräch auf den Punkt ein, bei welchem sie vor ihrem Eintritte in die Stadt stehen geblieben waren. Er sprach: „Die Leiden,

womit Gott oft gerade die besten Menschen heimsucht, sind für uns Menschen nothwendig und äußerst wohlthätig, und haben noch vielseitige Nebenzwecke. Wir dürfen nur die vielen und schweren Prüfungen der Glaubenshelden im alten Bunde betrachten. Oft waren die Wege, welche der Herr sie führte, dem Anscheine nach entweder so hart, daß die Sinnlichkeit zum Empören, oder so verkehrt, daß der Verstand zum Raisonniren, und meistens so dunkel, daß der ganze Mensch zum Zweifeln gereizt werden konnte. Nur Eines konnte sie bewahren, nämlich der blinde Glaube an Gott. Ich sage, der blinde Glaube, d. h. kein Glaube, der ohne alle Gründe besteht, sondern der Glaube, der aus der festen Ueberzeugung an Gottes Allmacht und aus der kindlichen Liebe zu Gott hervorgeht.

Wenn Abraham seinen Sohn opfern, ja der zärtlich liebende Vater den kindlich liebenden Sohn tödten sollte, da er die Verheißung hatte, daß seine Nachkommenschaft so zahllos werden sollte, wie der Sand am Meere, da er in einem Alter war, wo nach dem Gesetze der menschlichen Natur kein Kind zu hoffen war, wie viel gehörte dazu, um so ruhig sich verhalten zu können, wie Abraham es that? Und was ihn so ganz willenlos machte, das war der fromme Kinderglaube.

Manchmal will die Vorsehung durch besondere Menschen schon auf Erden etwas Großes ausführen. Sie legt daher eine Ahnung davon in solche Menschen. Diese Ahnung von etwas Großem, deren sich solche Menschen nur dunkel bewußt werden, kann sie leicht zum Stolze und später, wenn Gott durch sie

sein Werk ausgeführt hat, zum Eigendünkel verleiten, so daß sie Gott die Ehre rauben und sich selbst beimessen, wie wir dies an Saul sehen. Weil nun solche Menschen sich selbst unglücklich machen, und viel Verderben bereiten würden, so führet sie die Vorsehung durch viele Prüfungen und Erniedrigungen hindurch, besonders, wenn sie verlaufen wollen, wie dieß die Geschichte des Erzvaters Jakob, und noch deutlicher die herrliche Geschichte Josephs so trefflich ausweist.

Wenn nun ein solcher Schüler der Vorsehung in allen Proben treu aushält; sich in glücklichen Tagen durch keine Lust, und in unglücklichen durch kein Murren oder Verzagen nur im Geringsten zu einer Sünde oder zu einem Unrecht verleiten läßt, so führt die göttliche Vorsehung nicht nur ihr herrliches Werk durch solche Menschen aus, sondern sie läßt auch dieselben den Segen des herrlichen Werkes genießen.

Wie schön zeigt dieß wieder Josephs Geschichte, welche ich ein Meisterstück der göttlichen Vorsehung nennen möchte.

Hätte z. B. Joseph den Kaufleuten, an welche seine Brüder ihn verkauften, zu entrinnen gesucht; hätte er in Putiphars Hause sich dem natürlichen Kummer überlassen, und seine Pflichten versaumt; oder hätte er nur im Geringsten der Versuchung Gehör gegeben; hätte er im Kerker dem Mißmuth oder der Verzweiflung sich hingegeben; hätte er nicht jede Gabe, die Gott ihm verlieh, bei jeder Gelegenheit, die Er ihm anbot, treu benützt, so hätte er den ganzen Plan Gottes, den Er durch ihn aus-

führen wollte, vereitelt. Gott hätte freilich sein großes Werk durch einen andern, oder auch ohne einen Menschen, ausführen können; aber Josephs Geschichte hätte erbärmlich geendet.

Was hielt ihn aufrecht in allen Lagen? War es nicht der kindliche Glaube an den lebendigen, allgegenwärtigen Gott?

„Wie soll ich dieses oder jenes Uebel begehen in den Augen meines Gottes?" dieß war sein Losungswort; sein Helm und sein Schwert. Man sieht, wie dieser Jüngling durchdrungen war von der Lehre, die Gott seinem Urgroßvater Abraham gab: Wandle vor mir und sey vollkommen! Wie aber Gott solche Glaubenshelden, durch welche Er schon Vieles und Großes ausgeführt hat, dann, wenn sie stolz oder weichlich werden, dem Spotte oder dem Elende preisgibt, sehen wir an Simson.

Wie Er besonders den Unglauben an sein Wort ahnde, vorzüglich an seinen treuesten Dienern, dieß zeigte Er an Moses, an welchem deßwegen die Verheißung in das gelobte Land einzuziehen nicht erfüllt wurde, weil er nur einmal zweifelte.

Mit uns Allen hat Gott etwas Großes vor. Er will uns heranbilden zur Theilnahme an seiner ewigen Herrlichkeit. Dazu müssen wir aber fähig gemacht werden, weil wir von Natur aus unfähig sind. Daher ist unser Leben nichts anderes, als ein Glaubensweg, ja eine Glaubensschule. — Wohl dem, der glaubend darauf fortwandelt, und die Prüfungen gut besteht!

Aber auch jetzt noch will derselbe Gott, der im alten Bunde durch einzelne Personen etwas Großes

wirkte, durch einzelne Menschen etwas Großes oder Gutes ausführen. Ihre Geschichte ist daher auch äußerst wichtig, denn sie ist eine Geschichte der Vorsehung. Wie reich ist die Weltgeschichte an solchen Begebenheiten? Wohl solchen Menschen, wenn sie ihrem göttlichen Führer kindlich glaubend folgen, in jeder Prüfung treu aushalten, und jede Gelegenheit weise benützen!"

Hier blickte der Pfarrer unsern Jakob durchdringend an, und verweilte mit diesem Blicke lange bei ihm. Jakob wurde dabei von ganz besondern Empfindungen durchdrungen; und man merkte es ihm an, was in seinem Innern vorging.

Die feierliche Stille unterbrach Frau von S., denn sie war für den guten Jüngling besorgt, und sprach: „Wer sich über das Verkannt-, Verachtet-, Verfolgtwerden des wahren Christenthums und der wahren Christen wundert, oder gar daran ärgert, der kennt nicht nur das Wesen, der kennt nicht einmal die Geschichte des Christenthums — der ist auch unfähig es zu erkennen, und noch unfähiger es anzunehmen."

„Wohl wahr, sprach der Pfarrer; aber um so mehr hat der Christ zu sorgen, daß er nie einen Anlaß zum Verkennen, oder zum Verspotten gebe. Und hierin fehlen oft viele gutmeinende Christen, indem sie ihre innern Gefühle zu sehr durch fromme Mienen, Geberden, Gebräuche u. s. w. äußern; bei jeder Gelegenheit mit einem frommen Spruche oder mit einem Seufzer ihrem Herzen Luft machen, oder das Benehmen Anderer immer beklagen oder gar verdammen. Dadurch geben sie bei solchen, die das

Christenthum nicht ganz kennen, vielseitige Veranlassungen zum Spotten oder zum Aergerniß; besonders wenn sie nicht jenes Ansehen besitzen, welches nothwendig erfordert wird, wenn man auf Andere einwirken will."

„Aber, fiel Jakob ein, soll denn der Christ nicht bei jeder Gelegenheit seinen Glauben bekennen, und die Spötter oder Verächter desselben zurechtweisen, oder strafen?"

„Hierüber, guter Jüngling, erwiderte Herr von G., habe ich letzthin eine wichtige Abhandlung gelesen, die mich, da ich ganz deiner Meinung war, gründlich belehrte!" Da der Pfarrer diese Abhandlung zu hören wünschte, so ließ Herr von G. durch einen seiner Bedienten ein Buch holen, und las daraus, indem er vorher noch bemerkte, daß ein trefflicher junger Mann hier die Geschichte seiner Zurückreise aus Amerika erzähle, die er mit einem gewissen Herrn von Fink machte, welcher ein ganz origineller und herrlicher Mann war, folgende Stelle vor:

„Jetzt kam ein Mann auf's Verdeck, dem ich's gleich ansah, was in seiner Seele vorging; ein heiter lächelndes, mageres, bleiches, sechzigjähriges, aber nur fünfzig Jahre altes Gesicht, zwischen einer altmodischen, großen braunen Perücke hervorguckend, er hatte ein braunes Kleid an, und über demselben einen grauen Mantel.

Ha! guten Morgen, Herr Actuarius, sagte Herr von Fink, wir haben wieder so schönes Wetter, als wir herfuhren!

Gott sey gelobt und verherrlicht für seine Güte! antwortete der Actuarius; welche Schönheit hat hier

die aufgehende Sonne. Ach, welche Schönheit! — Wie prächtig wird's einmal seyn, wenn einmal der Tag der Herrlichkeit einbrechen, und der so verachtete Jesus Christus in den Wolken erscheinen wird!

Geben Sie Acht, unterbrach ihn Herr von Fink, daß Sie nicht Anlaß zu noch mehrerer Verachtung geben!

Es stand ein Trupp Matrosen da herum, die machten schiefe Maüler, und einer stand gar hinter ihm und machte lächerliche Gebetsmienen. Dieß sah Fink; schnell rief er den Schiffskapitain. Herr Kapitain! fing er an, dieser Kerl da (der spottende Matrose) muß exemplarisch gestraft werden, er hat eine Gotteslästerung begangen, und ich verlange im Augenblicke Satisfaction dafür, im Augenblick! Der Kapitain sah trocken darein und zauderte. Herr! fuhr Fink fort, Sie wissen, was ich vermag — Satisfaction fordere ich; ich bin ein Christ, und wer meinen Principal beleidigt, der beleidigt mich, meinen Sie nicht?

Der Kerl wurde an den Mastbaum gebunden, und mit einer Tracht Schläge gestraft. Der Actuarius war ein gutherziger Mann, er wollte ihn mit aller Gewalt losbitten, und die Augen standen ihm voll Thränen.

Herr Actuarius! redete ihn Fink an, indem er ihn an dem Arme zu sich zog, was haben Sie nun mit ihrer frommen Anmerkung ausgerichtet? Wie?

„Ach! das ist eine verdorbene Welt, da darf man nicht einmal mehr von Gott und Religion reden; Gott erbarme sich's!“

So verdorben war die Welt immer, immer war der rohe Haufe der Religion Feind, weil sie die Lieblingsneigungen bestreitet, nicht so? — Wehe dem, der diese Feindschaft noch größer macht!

Ja, aber um Gottes Willen! darf denn ein Christ nicht von seiner Lieblingsmaterie reden? Soll er denn nicht Gott verherrlichen, wo er kann?

Nein! sag' ich Ihnen; Sie sind ein guter, lieber, braver Mann! — aber ein gefährlicher Mann für die Religion; bei allen Gelegenheiten reden Sie davon, nehmen überall Anlaß dazu, und glauben bald hie, bald da Gutes zu thun, und machen mehr Kinder des Teufels, als der frechste Bube; meinen Sie nicht?

„Ei, da mögen sie zusehen!“

Pfui! ist das Menschenliebe? — Herr, Sie sind eigensinnig, im höchsten Grade eigensinnig! Gehen Sie! — ich will ihnen die Sache klar aufdecken, damit Sie sehen können, daß ich recht habe: Die Christenheit hat überall ihre ordentlichen Lehrer, die erkennt das Volk dafür, diese haben gesetzte Stunden, die Lehren der Religion vorzutragen, allgemein verehrt man diese Anstalten, einige Wenige ausgenommen. Diesen muß Jedermann, er sey denn in einem oder anderem seltenen Falle, den mündlichen Vortrag, oder das Wort Gottes an die Menschen überlassen.

„Wird aber dadurch was ausgerichtet?“

Wahrhaftig mehr, als Sie Herren ausrichten! Sie werfen sich eigenmächtig zu Gesandten Gottes an die Menschen auf, wollen immer lehren und haben keinen Beruf dazu.

„Ich dächte, Jedermann hätte den Beruf, Menschen zu Gott zu führen.“

Wie! — wo steht das? Jedermann hat einen Beruf, zu dem ihn die Vorsehung geleitet hat; aber nicht Jedermann hat den Beruf, ein mündlicher Lehrer zu seyn. Wie meinen Sie? — nur der hat ihn mit Recht, den die Vorsehung dazu geleitet hat. Nicht so?

„Welchen Segen haben aber doch die Versammlungen erweckter Seelen, wo sie sich unter einander erbauen, immer Einer des Andern Lehrer ist, und wie sehr laufen sie andern im Christenthume vor!“

Herr Actuarius! hören Sie mich einmal an: wenn ein Paar Menschen Eines Sinnes sind, sich kennen, und Lust haben, von Religionssachen zu reden, dagegen hab' ich nichts; sobald aber mehrere zusammen kommen, die sich ein Gesetz daraus machen, ohne Anleitung eines öffentlichen Lehrers und unter seiner Direction, gewisse Erbauungsstunden zu halten, die sündigen wahrhaft doppelt!

„Die sollten sündigen? — Gott erbarme sich's! welch ein Grundsatz!“

Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich habe recht und will's beweisen. Erstens: Leute, die Privatversammlungen anrichten, zeigen dadurch, daß ihnen die öffentlichen Anstalten nicht gut genug sind!

„Das ist auch leider sehr oft der Fall!“

Hat aber da jeder einzelne Mensch das Recht, diese Anstalten zu reformiren? — In solchen Fällen muß Jedermann, der bessere Erkenntniß wünscht, für sich aus den Quellen schöpfen. Zweitens: solche Versammlungen stiften in sich selbst mehr Schaden

als Nutzen, da ein Jeder in solchen Versammlungen Freiheit zu reden hat, so will auch ein Jeder reden; ein Jeder will sich gern zeigen, daß er auch etwas erfahren und erlernt habe; dadurch entsteht ein allgemeiner Stolz und Eigendünkel, eine Höhe, von welcher jedes Glied der Versammlung mit Mitleiden auf jeden armen Erdenwurm herabsieht, der nicht mit in die Versammlung geht, und oft ist ein solcher besser, als der, der sich von der Höhe herab seiner erbarmt. Nicht wahr? Prüfen Sie das genau, Sie sind ein rechtschaffener Mann; prüfen Sie das genau!

„Sie haben wahrlich recht, es ist etwas daran; doch gibt's in solchen Versammlungen einzelne Leute, die dadurch im Guten befördert werden, und bis in den Tod recht fromme Leute bleiben!"

Herr Actuarius! — auch da haben Sie nicht so ganz recht! — viel weniger als Sie sich einbilden! Die Leute, welche Sie da meinen, sind gewöhnlich eingezogene, stille und von der Welt abgesonderte, auch streng gesittete Leute. Wollen Sie aber wohl glauben, daß diese Menschen sehr kleine, gewiß sehr kleine Helden in den Augen Gottes sind? wer der Menschheit am nützlichsten ist, der ist Gott am liebsten! Ohne die Liebe ist Alles nichts, und was ist denn Liebe? — Nicht in ein Kämmerchen sich verschließen, und durch eine erhitzte Einbildungskraft es endlich dahin bringen, daß man glaubt, man sey in Gott verliebt; damit ist diesem heiligen, reinen Wesen gar nicht gedienet! Gerade als wenn mir damit gedienet wäre, wenn sich mein Bediente Tag für Tag vom Morgen bis an den Abend hinsetzte,

mich beständig anschaute, sich verwunderte, und alle Kräfte anstrengte, sich in mich zu verlieben. Ei, würde ich bald sagen, geh, du fauler Schlingel! warte deines Berufes, das ist ein Zeichen, daß du mich liebest! Meinen Sie nicht?

„Dieß soll man thun, und Jenes nicht lassen!“

Ach — ! — Dieß ist etwas Anders, dagegen habe ich nichts; aber das Jenes bleibt gemeiniglich das Hauptwerk, und das Dieß unterläßt man; laugnen Sie's nur nicht, das Dieß erfordert häufigen Umgang mit den Menschen, und dadurch glaubt man sich zu beflecken! Meinen Sie nicht? — Aber noch Eins: solche Versammlungen richten auch außer sich unsäglichen Schaden an. Ein Jeder muß gleich denken: nun! die wollen besser seyn, als du, gleich entstehet heimlicher Neid, Spott, Verfolgungssucht, Haß u. s. w., und diese Folgen soll ein Christ niemals durch seine Handlungen hervorbringen, es sey denn, daß ihn höhere Pflichten so zu handeln treiben; Privatversammlungen sind diese höheren Pflichten nicht; wie meinen Sie? — Hab' ich Recht oder Unrecht?

„Da soll also ein Christ, der kein Lehrer ist, gar nichts zur Erbauung und Vermehrung des Reiches Christi beitragen?“

Wie! — Verstehen Sie Ihre Religion nicht besser? — Er soll also seine Kräfte zu diesem großen Zwecke anstrengen? — Ich höre, Sie kennen die Religion noch nicht einmal! — Ich will Ihnen kurz sagen, wie sich ein wahrer Christ betragen muß: sich selbst muß er suchen durch den Weg, den ihm seine Kirche vorschreibt, zu erbauen, und seine

Erkenntniß zu erweitern; die Erbauung Anderer überläßt er denen, die dazu verordnet sind. Hernach ist die Menschenliebe sein ganzes Hauptwerk; seinen ganzen Beruf, er sey nun Bauer oder Handwerksmann, oder Gelehrter, oder Bediente, oder Kaufmann, muß er nach allen seinen Kräften wahrnehmen, um sich und die Seinigen ehrlich zu ernähren und in Wohlstand zu setzen; zugleich muß er suchen, seine Kinder so zu erziehen, daß sie alle ihre Pflichten nicht nur kennen, sondern auch mit Herzensdrang ausüben lernen, weiter geht sein Lehramt nicht; aber nun muß er durch Thaten sprechen. Wo er nur die geringste Gelegenheit findet, etwas Gutes zu stiften, da muß er's nicht unterlassen. Almosengeben macht's nicht aus, das ist zuweilen schädlicher als nützlich; aber durch wirksame Mittel Frieden stiften, Menschen zu Brod und Nahrung verhelfen, wem's übel geht Wohlthaten erzeigen; kurz, Alles thun, was der Stifter unserer Religion in seinem Berufe that, und an unserer Stelle thun würde, das muß er still und ohne Geräusch thun, und gegen Jeden nachgebend, dienstfertig, geduldig, freundlich und demüthig seyn. Wissen Sie die Folgen von diesem wahren Christenleben? Ein Jeder liebt ihn, schätzt ihn, verehrt ihn, sucht ihn nachzuahmen, kommt der Religion und dem Christenthume näher, als er selbst glaubt. Bei einem solchen Lebenswandel gibt dann der Christ oft weise Winke. Wenn er einem wohlgethan hat, dieser nun voll des zärtlichsten Dankes ist, so sage man: danke mir nicht, ich thue nur meine Pflicht, aber danke du dem, der mich zum Werkzeuge, dir zu dienen, be-

stimmt hat. Das ist schon genug. Solche Worte, zu solcher Zeit, sind oft Samenkörner zur tiefsten Herzensbesserung. Ein andermal sage man: danke mir nicht, ich thue meine Pflicht, denke, der mich so handeln gelehrt hat, starb für mich und dich, das ist Dankes werth! Der böseste Mensch, der zu jeder andern Zeit über diese Erinnerung lacht, lacht jetzt in dem Augenblicke nicht, er ist über die Wohlthat gerührt, die Thatensprache dringt zu mächtig in's Herz, als daß sie unwirksam seyn sollte. Und mächtiger, als Alles, wirkt das Beispiel eines solchen thätigen Christen, rund um ihn her verehren ihn Alle, Alles sieht den herrlichen Mann als ein Muster der Nachfolge an, mit unwiderstehlicher Kraft wirkt ein solches Beispiel zur Besserung der Menschen. O wie wahr! wie tief philosophisch richtig ist der Spruch: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure menschenliebenden Handlungen sehen, und den Vater im Himmel preisen mögen!" — Da kommt's nicht auf gute Worte, sondern auf gute Werke an. Meinen Sie nicht? Hab' ich Recht oder Unrecht?

Der Actuarius schwieg und sagte kein Wort.

Ich erstaunte über den Strom der Rede, der so leicht über Finks Lippen dahersloß, alle Worte, die er sagte, besiegelte mein Herz mit Ja und Amen. Ich konnte auch nicht umhin, diesem großen herrlichen Manne meinen innigen Beifall zuzurufen; da ich aber tief in der Seele des Actuarius noch den Einwurf las: es heißt doch, der Glaube an den Erlöser mache allein den Christen aus und allein selig; so lächelte ich den Herrn von Fink mit einem

bedeutenden

bedeutenden Blicke an, und machte ihm den Einwurf. Er verstand mich. So leben, wie ich gesagt habe, ist Glauben, wer nicht so lebt, der mag sagen, was er will, der glaubt auch nicht. Wie! — wenn ich thue, was Christus befiehlt, so viel ich kann, so glaube ich ja an Ihn, sonst respectirte ich ja seine Befehle nicht, und wenn einer tausendmal sagt, er glaube an Ihn, thut aber nicht, was er befiehlt, der lügt. Nicht wahr?

Indem wir so redeten, stieg die Sonne wie eine große feurige Kugel aus dem Ocean herauf: wer das nicht gesehen hat, der kann sich auch keinen Begriff von diesem unaussprechlich schönen Anblicke machen. Herr von Fink, der Actuarius und ich, wir empfanden Alles, was Menschen empfinden können, wir drückten uns wechselsweise die Hand, und unsere Herzen riefen zu allen Sternen empor: „Der dieß gemacht hat, ist unser Vater!"

„Nun, sprach der Pfarrer, dieser Herr von Fink hat in seiner eigenthümlichen Weise Manches von dem ausgesprochen, was ich berühren wollte!"

„Aber es ist, fiel Jakob ein, doch immer die Frage nicht ganz gelöst, ob und wie der Christ seinen Glauben bekennen soll; und aus dem, was dieser Herr von Fink gesprochen hat, könnte geschlossen werden, daß die Religion nur Sache der Geistlichen und nicht eines jeden Christen wäre; daß man sie wie eine Handwerkssache betrachtet, mit der sich nur ein gewisser Stand beschäftigen soll."

„Ich aber meine, erwiderte der Pfarrer, es sey hier recht schön herausgestellt, daß und in wie ferne jeder Christ seinen Glauben äußern soll.

Der Schiffsactuar äußerte seine religiösen Gefühle; er machte sich lächerlich und gab Aergerniß, weil er nicht das rechte Ansehen hatte und zur ungelegenen Zeit sprach.

Der Herr von Fink war auch kein Geistlicher, aber er äußerte seine innere religiöse Ueberzeugung, und nützte dadurch viel; denn er hatte das gehörige Ansehen und sprach zur rechten Zeit. Es ist nun damit klar bewiesen, was ich sagen wollte.

Die Religion ist Sache — ist vielmehr die wichtigste Angelegenheit eines jeden wahren Christen; aber der Unterricht in derselben, und überhaupt die Verwaltung der Religion gehört nothwendig einem gewissen Stande an, weil nur dadurch jene Ordnung eingehalten werden kann, in welcher Gott seinen großen Plan zur Beseligung der Menschheit durchführen will. Gott ist auch hierin, wie überall, das, was der Apostel sagt: Ein Gott der Ordnung! Daß Er außerordentlich oft weit mehr wirken kann, und schon gewirkt hat, davon liefert die Geschichte des alten und neuen Bundes Beweise genug. Besonders wenn jener Stand, dessen heiligste Pflicht es seyn sollte, den Glauben anzuregen, zu beleben, das Unkraut — Aberglauben und Unglauben — auszurotten u. s. w. gleichgültig wird, oder gar das Verderben befördert, so weckte Gott Männer aus verschiedenen Ständen, wirkte durch sie große Dinge, und strafte damit jene, die Er zu seinem Dienste auserwählt hatte. So traten im alten Bunde die Propheten auf. Im neuen Bunde will ich nur einen Franz von Assisi, eine Theresia erwähnen.

Wie sehr aber Gott diejenigen bestrafe, welche seine heilige Ordnung aufheben, und die Würde des Priesterthumes sich anmaßen wollen, dieß kann im sechzehnten Capitel des vierten Buches Mosis, und gewiß nicht ohne Schauer gelesen werden, wie nämlich die ganze Rotte Kores von der Erde verschlungen und mit Feuer vertilgt wurde, weil sie sagten: Die ganze Gemeinde ist heilig, und daraus den Schluß machten: also können alle Priester seyn!"

Die Zusammenkünfte frommer Christen zur gegenseitigen Erbauung, meinte Herr von G., habe Fink doch zu derb mitgenommen.

„Es ist doch sonderbar, fuhr er fort, daß man die Versammmlungen der rohesten Menschen zu elenden oder gar schlechten Zwecken, wie z. B. in Wirthshaüsern zum Saufen, Spielen; in andern Haüsern zu noch niedrigeren Zwecken öffentlich duldet; sobald aber fromme Christen in der besten Absicht sich versammeln, da gibt es Lärm; man macht sie verächtlich, verdächtig u. s. w. Ich kann mir dieß gar nicht anders erklären, als von der tiefen Versunkenheit unsers Volkes in Unwissenheit und Sittenlosigkeit; ja von dem Einflusse dessen, der umhergeht, wie ein brüllender Löwe, um zu sehen, wen er verschlinge!"

„Sie wissen doch, theuerster Herr Lehrer, sprach Frau von G. zu dem Pfarrer, daß Sie gerade durch Ihren Privatunterricht hier am meisten Gutes wirkten. Ohne diesen Unterricht wären wir einmal und Viele hier nie zu jener Erkenntniß des Christenthums, zu jener Freudigkeit des Glaubens, somit zu jener Ruhe und Seligkeit gekommen, wozu wir

wirklich gekommen sind. Obwohl wir noch weit ferne sind von dem wahren Ziele, so sind wir ihm doch näher, als wir ohne dieß gekommen wären. Wir hätten uns vielleicht so, wie vorher, aüßerlich ordentlich betragen, hätten den Gottesdienst besucht, übrigens aber ein Leben geführt, das zwar der sinnliche Mensch angenehm und glücklich nennen mag, das aber im Auge Gottes verabscheuungswürdig seyn muß, weil es keine Vorbereitung für ein ewiges besseres Leben ist, und das den Menschen nie beruhigt, sondern ihn nur betaübt.

Ach, was ist doch der Mensch, der die Seligkeit des Glaubens nicht kennt, ja, der nicht einmal weiß, was Glauben sey! Wahrlich, er unterscheidet sich nur durch Feinheit und List in dem Lebensgenusse von dem Thiere. Was ist erst das Leben im Ehestande und das Familienleben, wenn es nicht veredelt und geheiligt wird durch christliche Belehrung und Erbauung. Ich bin fest und aus Erfahrung überzeugt, daß man nicht so viel über Ungehorsam der Kinder, Untreue der Dienstboten u. s. w. zu klagen hätte, wenn Eltern und Vorgesetzte ihre erste und heiligste Pflicht erfüllen, nämlich den haüslichen Gotdienst einführen und leiten würden.

Wie ehrwürdig wurde mir mein seliger Vater, als er auf Ihre Anleitung hin anfing, Abends und Morgens ein Capitel aus den heiligen Schriften uns vorzulesen; dann später auch mit uns zu beten. Da fing ich erst an, Ehrfurcht vor ihm zu haben. So ging es auch den Dienstboten; sie kamen in ein ganz anderes Verhältniß zu uns, — und wir zu ihnen. Eine höhere Liebe vereinigte uns!"

„Es ist wahr, sprach der Pfarrer, daß durch haüsliche Erbauungen außerordentlich viel Gutes gewirkt werden kann; daß sogar das beste Wirken der ausgezeichnetsten Lehrer und Prediger in Schulen und in der Kirche fruchtlos bleibt, wenn nicht durch haüsliche Erbauungsstunden die Herzen vorbereitet, der Sinn für's Höhere geweckt, belebt und genährt wird. Von Adam an bis auf Moses wurde der Glaube an den Einen wahren Gott immer durch die Familienhaüpter fortgepflanzt, erhalten und belebt. Deßwegen schärfte Moses, dieser große Glaubensheld, allen Familienvätern so nachdrücklich ein, ihren Kindern zu erzählen, was der Herr gethan habe, an dem Volke. (Man sehe nur 2 Mos. XIII, 8. 5. Mos. VI, 7. Ebend. XXXII, 46.)

Bei ausgezeichneten Personen im alten Bunde wird allemal der Grund ihrer Frömmigkeit angegeben mit den Worten: denn seine oder ihre Eltern waren fromm, und unterrichteten ihn oder sie nach dem Gesetze Mosis! *)

Daß ein mechanisches oder zur Gewohnheit gewordenes Dahersagen einiger auswendig gelernter Gebetformeln kein haüslicher Gottesdienst, und wie jedes Lippengebet überhaupt im Auge Gottes ein Graüel sey, darf nicht erst bewiesen werden. Denn jede Andacht, die uns nicht weiser, frömmer, Gott und Menschen liebender, nicht Gott ähnlicher macht, — ist keine Andacht. Auch da gilt wieder das Wort des Apostels: Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde.

---

*) Daniel XIII, 2. 3.

Die haüsliche Andacht soll, wie jede Andacht, christlich seyn, d. h. sie soll nach der Lehre und nach dem Beispiele Jesu eingerichtet, und von seinem Geiste belebt seyn.

Nun hat aber Christus gelehrt, daß man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll; daß jene, die sich zur Erbauung versammeln wollen, so von Glauben an seine heilige Nähe durchdrungen seyn sollen, als wenn sie Ihn sehen würden, weil Er gesagt hat: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin Ich in ihrer Mitte!

Im Geiste kann nur der beten, der von dem lebendigen Glauben an den lebendigen, allgegenwärtigen Gott ganz durchdrungen ist, und seinen Geist zu Ihm erhebt.

In der Wahrheit kann nur der beten, der nach dem Worte Gottes, ja mit den Worten Gottes betet, denn Christus sagt: Das Wort Gottes ist die Wahrheit! *)

Somit gehört zur wahren Andacht immer Unterricht im göttlichen Worte. Der heilige Apostel sagt daher: Wie sollen sie den anrufen, an den sie nicht glauben? Oder wie sollen sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? **)

Wird der haüsliche Gottesdienst so eingerichtet, und auf diese Weise gehalten, so wirkt er gewiß nur Gutes.

---

*) Joh. XVII, 17. — **) Röm. X, 14.

Würde man aber dabei den öffentlichen Gottesdienst versaümen oder gering achten; oder würden sich Glieder anderer Familien einfinden, in der Absicht, um sich dabei besser, als in der Kirche zu erbauen; würden da öffentliche Vorträge gehalten u. s. w., so wird bald dem Verderben die Thüre geöffnet. Wenn z. B. einer einen geistvollen Vortrag hält, viel aus innerer Erfahrung zu sagen weiß rc., so wird ein solcher angesehen; dieß erregt in den Andern den Wunsch, auch so reden zu können; man lernt, man macht die Worte nach; dieß verleitet zuerst zur äußerlichen Nachahmung; daraus entsteht Heuchelei; aus Heuchelei entsteht Geringachtung Anderer, aus dieser geht das Ungeheuer, der geistige Stolz hervor. Dadurch wird das Aergste, was man sich denken kann, nämlich Separatismus — Lostrennung — von den öffentlichen Versammlungen der Christen, veranlaßt, und damit wäre nach und nach vielem Bösen der Eingang geöffnet. Und wenn solche Versammlungen im Anfange auch noch so gut seyn mögen, — nach und nach arten sie gewöhnlich schrecklich aus. Glauben Sie mir, meine Freunde, daß ich aus reicher und bitterer Erfahrung spreche! Ich war früher auch Ihrer Ansicht, aber viele Erfahrungen haben mich eines Andern belehrt.

Die heilige Geschichte führt (Buch der Richter Cap. 8.) ein Beispiel auf, welch' gefährliche Folgen ein selbstgewählter, abgesonderter Gottesdienst veranlassen kann. Der Hausgottesdienst des Michas auf dem Gebirge Ephraim war die Veranlassung zur Vertilgung des ganzen Stammes Dan, weil die

Daniten diesen Gottesdienst nachahmten, und die Bilder mitnahmen. Freilich ist diese Geschichte mehr ein abschreckendes Beispiel vor dem Aberglauben, vor der unrichtigen Verehrung der Bilder in Capellen u. dgl.; aber sie paßt auch auf jeden Privatgottesdienst, der dem öffentlichen entgegengesetzt ist. Uebrigens gilt hier das Wort des Herrn: Man soll das Eine thun und das Andere nicht unterlassen."

„Es ist wahr, sprach Jakob, die Andachtsstunden in meinem väterlichen Hause machten den tiefsten Eindruck auf mein Herz; aber jene Versammlungen zu H., so gut sie an sich seyn mochten, hatten schon etwas von der Art an sich, was Sie, Herr Pfarrer, so eben berührt haben. Indeß waren jene Menschen, welche dort zusammen kamen, doch alle besser in ihrem ganzen Betragen, als die übrigen Einwohner, welche die Kirche fleißig besuchten. Und ein frommes Leben ist doch die erste Frucht eines guten Gottesdienstes. Ich meine, daß diese Menschen die allerbesten Christen geworden wären, wenn die Geistlichen dort das Gute an ihnen anerkannt und sie dann geleitet hätten. Da man aber in Predigten, und bei jeder Gelegenheit sie lächerlich, oder gar in ungeziemenden Ausdrücken verächtlich machte, sie verfolgte u. s. w., so stieß man sie ja mit Gewalt aus der öffentlichen Versammlung. Ich muß bekennen, daß mich dieses Benehmen recht ärgerte, und ich war oft entschlossen, nimmer in einen solchen Gottesdienst, sondern lieber zu den verachteten Mystikern, wie man sie nannte, zu gehen; und Viele thaten dieß wirklich, daher ihre Zahl sich immer vermehrte!"

„Wie gesagt, versetzte der Pfarrer, anfangs mögen solche abgesonderte Gottesdienste viel Gutes haben; aber in der Folge arten sie aus. Der heilige Apostel vergleicht die Kirche Christi mit dem menschlichen Leibe; und dieß ist wohl das treffendste Bild. Alle wahren Christen sind geistige Glieder eines geistigen Leibes, wovon Christus das Haupt ist. Wie aber der geistige Leib sich äußerlich im Leben sichtbar gestalten muß, so ist es auch mit der Kirche. Sie muß äußerlich auch ein sichtbares Haupt, sichtbare Glieder haben. Das Haupt soll das Ganze leiten, und jedes Glied soll in der Ordnung bleiben, die ihm von dem unsichtbaren Haupte angewiesen ist. Tritt nun ein Glied aus seiner Ordnung heraus, will z. B. der Fuß zu der Hand sagen: Du bist gerade, was ich bin, nur ein Glied; ich will also auch thun, was du thust; nicht mehr gehen, sondern an deine Stelle treten! Würde da nicht der ganze Leib schrecklich entstellt werden?

Wenn man ein Glied lostrennt vom Leibe, so mag es zwar eine Zeit lang noch Leben behalten; oder man kann es künstlich in Weingeist so aufbewahren, daß es wie ein lebendiges Glied aussieht, und in diesem Zustande länger erhalten wird, als der Körper. Aber was ist es? Ein todtes nutzloses Glied. Wahre, lebendige Christen waren von jeher das Salz, welches zwar abgesondert gebildet werden mag; das aber sich dann der Masse mittheilt, und so die ganze Masse durchdringt. Wenn das Salz das nicht thut, so verliert es allen Werth, wird zuletzt schal; man kann es zu nichts brauchen, man wirft es daher hinaus und zertritt es. Der

Mensch ist, wie oben Herr von Fink recht schön sagt, zum Nutzen für Andere bestimmt; denn ein Glied muß dem andern nach seiner Ordnung nützen, wenn der ganze Leib erhalten werden soll.

Daß solche Menschen, von welchen Jakob so eben sagte, die trefflichsten Christen werden können, wenn man sie durch eine weise Behandlung wieder in die öffentliche Gesellschaft der Christen zurückzuführen weiß, davon bin ich aus Erfahrung überzeugt.

Auch in meiner Gemeinde war eine solche Gesellschaft, die, weil sie früher lieblos und gehässig behandelt wurde, sich dem Pfarrer entgegensetzte. Ich nahm Anfangs keine Kenntniß davon; gab mir aber Mühe, das Evangelium, als Evangelium zu verkünden, nämlich als eine Kraft Gottes, die selig macht Alle, welche daran glauben. Mehrere Mitglieder dieser Gesellschaft besuchten meine Predigten und zuletzt auch den übrigen Gottesdienst; sie kamen zu mir, versicherten mich, wie ganz anders sie erbaut werden, als bei ihrem Privatgottesdienst. Sie baten um die Aufnahme in die Kirche, denn sie wurden sogar ausgeschlossen, und wurden wirklich ein Muster für die ganze Gemeinde. Dagegen wurde die ganze Gemeinde gegen mich aufgebracht. Auch dieser Kampf konnte nur durch Belehrung, Geduld und unermüdete Hinweisung auf die Hauptsache gut ausgekämpft werden. Ich mußte natürlich Jene, welche sich durch die Gnade des Evangeliums nicht rühren ließen, mit dem Fluche des Gesetzes in heilsamer Furcht erhalten, um sie vor dem Verderben und vor großen Ausschweifungen zu verwahren.

Denn wir Prediger müssen doch am besten wissen, welche Speise unsere Kinder ertragen können.

Dieses Benehmen benützten aber nun die Häupter jener Gesellschaft, um ihre bisherigen Mitglieder auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie in meinen Predigten ausgesetzt seyen; sie nannten mich einen schlauen Wolf im Schafspelze, einen Abtrünnigen u. s. w., und zogen in ihren Versammlungen besonders gegen mich los. Dadurch aber entfernten sie vollends ihre Anhänger von sich; sie aber, etwa drei Männer, blieben nun bis zu ihrem Tode gehässig gegen mich und starben auch so. Aber gerade dieses schreckliche Betragen öffnete allen ihren ehemaligen Anhängern die Augen, und sie sahen nun ein, an welch einem Abgrunde des Verderbens sie geschwebt seyen.

Wie Gott im Reiche der Natur wirkt, so wirkt Er auch im Reiche der Gnade, d. h. in seiner Kirche. Er wirkt Alles in Allem, Er wirkt unsichtbar durch sichtbare Mittel. Das ist die Ordnung, welche Gott eingeführt hat. Er kann zwar Ausnahmen machen, und hat sie schon gemacht; allein im Ganzen bleibt es bei der Ordnung, und wer sich über diese hinwegsetzt, der gibt sich einer großen Gefahr preis.

Das öffentliche Lehramt und der öffentliche Gottesdienst sind von Gott angeordnet zur Belebung, Erbauung und Nahrung der Gläubigen. Es sind dieß gleichsam die Canäle, durch welche den Menschen die göttlichen Gnaden mitgetheilt werden. Wer sich davon lossagt, oder dieselbe vernachlässigt, der entfernt oder vernachlässigt die Mittel zu seiner

Heiligung, und somit die Heiligung selbst. Vernachlässigung des äußerlichen Gottesdienstes ist entweder der Grund oder schon die Folge vom Tode des Geistes; denn das Leben des Glaubens ist seiner Nahrung beraubt, und in seiner Thätigkeit gehemmt. Wenn der äußerliche Gottesdienst noch besucht wird, so ist immer noch ein Mittel, also noch die Möglichkeit vorhanden, um in eine todte, oder vielmehr schlafende Masse Leben und Kraft zu bringen."

„Wenn aber das Mittel zum Leben selbst den Keim des Todes in sich verbirgt, sprach Herr von G., wie steht es dann? Ich bin überzeugt, theuerster Herr Lehrer, daß keine christliche Privaterbauung ausarten, und den öffentlichen Gottesdienst entbehrlich machen würde, wenn der öffentliche Gottesdienst das ist, was er in den ersten Zeiten des Christenthums war.

Wenn ein vom Geiste Gottes durchdrungener Mann den ganzen Schatz des Rathschlusses Gottes zu unserer Entsündigung und Heilung vorträgt, aus der Fülle seines frommen Herzens, und aus eigener Erfahrung die ganze heilige Schrift erklärt.

Wenn eine ganze Gemeinde mit von der Gnade Gottes gerührtem Herzen Lob-, Dank- und Bittlieder singt; wenn sie im Geiste die großen Geheimnisse unserer heiligen Religion mitfeiert; ein Herz und eine Seele mit dem Priester ist, dann findet der denkende Verstand und das glaubende Gemüth reichliche Nahrung. Jeder Mensch, in dem nur noch ein Funke des geistigen Lebens sich reget, wird sich mächtig angezogen fühlen; ja ein solcher Gottesdienst wird seinem Geiste gerade so nothwendiges Bedürf-

niß, wie Speise und Trank seinem Körper. Nur ein aufgeblasener Thor, und ein elender, geistig todter Gecke mag sich ausschließen von einer solchen Versammlung. Wenn aber statt des Brodes Steine, und statt des frischen Wassers aus der rechten Quelle Wasser aus Pfützen gereicht wird, dann mögen Jene zusehen, welche solches thun, wenn der denkende Verstand und das fühlende Gemüth anderswo eine bessere Nahrung suchen.

Wenn aber dieses Suchen für Schwärmerei, Mystik verschrieen wird, so darf man sich nicht wundern, wenn gerade die Besten unter diese Zahl gerechnet werden; denn einem todten Menschen ist es einerlei, ob man ihm Steine oder Brod reichet; aber der Lebendige und Gesunde wird belebende und kräftige Nahrung verlangen."

„Wenn es sich so verhalten würde, sprach der Pfarrer, dann bleibt freilich nichts anderes übrig. Indeß ist aber die Sache doch nicht ganz so; immer wird der Bessere einigen Genuß finden. Ich kenne z. B. einen großen Gelehrten, der immer den Gottesdienst fleißig besuchte. Als ihm Jemand sagte: „Wie können Sie doch das elende Geschwätz dieses Predigers anhören?" so erwiderte er: „Ich vernehme wenigstens Schriftstellen, die mich oft recht erbauen; und wenn der Prediger seine Pflicht nicht erfüllen sollte, so will ich die meinige erfüllen, um nicht mit ihm verloren zu gehen; wenn Er das Eine, was noth thut, nicht predigt, so will ich durch mein Benehmen eine Hauptpflicht des Christenthums verkünden, nämlich den Gehorsam."

Freilich, wenn die Heilsordnung verkehrt wird; wenn man gute Früchte verlangt, bevor man einen guten Baum gepflanzt, oder vielmehr, bevor man dem wilden Baume seine Zweige abgenommen, und einen guten Zweig eingepfropfet hat; oder wenn man dem Kranken statt Hülfe zu leisten, eine Vorlesung über die Vortheile der Gesundheit hält; oder wenn man den Hungrigen überzeugen wollte, sein Bedürfniß sey Schwärmerei (wie denn alle bloße Moral- oder Pflichten-Prediger im Grunde nicht anders thun); so mag es dem, der das Wesen des Christenthums aus einem besseren Unterricht und aus eigener Erfahrung kennt, eine große Ueberwindung kosten, solche Predigten anzuhören; aber gerade weil er das Wesen des Christenthumes kennt, so wird er sich selbst überwinden, und aus dieser Selbstüberwindung wird dann die schönste Tochter des Glaubens — nämlich die Demuth geboren. Somit gewinnt ein solcher Christ auch durch solche Predigten sehr viel.

Es ist freilich schrecklich, wenn ein Prediger des Evangeliums entweder aus Leichtsinn oder Nachlässigkeit, oder gar aus böser Absicht den großen Rathschluß Gottes zu unserer Entsündigung und Heilung nicht in seiner Tiefe erfassen, oder gar verkehrt hinstellen, etwa anderswo Vergebung der Sünden, Kraft zum Guten, und ewiges Leben suchen würde, als nur in Christus."

„Aber wenn dieß geschieht, sprach Frau von S., ist da der Christ nicht der Gefahr ausgesetzt, vom Glauben an Christus allmählig wegzukommen, wie dieß schon zu den Zeiten der Apostel geschah, da

Viele in Galatien, zu Ephesus rc. sich irre machen ließen im Glauben an Christus? Und wie bald kommt der Mensch von der Einfalt des Evangeliums und von dem Leben des Glaubens hinweg, und sucht sein Heil in einem bloß äußerlichen Gottesdienst oder in bloß äußerlicher Erfüllung seiner Pflichten, oder in Verrichtung guter Werke. Und dazu zieht ihn Alles hin; seine Phantasie, sein Stolz, seine Eigenliebe. Läßt er sich so verleiten, so muß ihm die Erlösung durch Christus gleichgültig werden."

„Der wahre Christ, sprach der Pfarrer, hat jetzt einen Prüfstein, den die Christen zu den Zeiten der Apostel nicht hatten, nämlich die heilige Schrift. Er ist ganz überzeugt, daß Christus und seine heiligen Apostel die besten Prediger waren. Er glaubt dann nichts, was ihrer Lehre entgegen seyn sollte. Zudem stellt die katholische Kirche in ihren Anordnungen, Ceremonien u. s. w. immer die Hauptsache des Christenthums, nämlich Belehrung, Entsündigung und Heiligung als gesetzliche Bestandtheile hin, und darin findet dann der erleuchtete Katholik immer Gelegenheit genug, seinen Glauben zu erhalten, zu beleben und zu stärken; denn die Kirche weist ja in Allem nur auf Christus hin."

Jakob, der mit stiller Theilnahme zugehört hatte, machte die Bemerkung, daß er zwar noch über einige Punkte Aufschluß wünsche; allein, da die Zeit zu weit vorgerückt und der Herr Pfarrer ohnedieß zu sehr schon in Anspruch genommen worden sey, so getraue er sich nicht, noch einige Fragen zu stellen, zumal eine solche Unterhaltung vielleicht die Gesellschaft ermüden möchte.

Hierauf erwiderten der Pfarrer und Herr von G., daß seine Fragen nur angenehm seyn werden; denn ermüden könne eine Unterredung über die wichtigste Angelegenheit nur solche Menschen, die keinen Sinn dafür haben, und dieß habe er bei ihnen nicht zu befürchten; auch bei Jenen nicht, welche sich noch einfinden werden; denn es komme Niemand, der so tief gesunken sey, sich des Evangeliums zu schämen.

„Nur, fügte Frau von G. bei, wollen wir zuerst dem Herrn für das Genossene danken, und dann in der Gartenlaube uns weiter besprechen; denn der Herr Pfarrer bleibt heute noch bei uns, und du guter Jakob auch!“ — Uebrigens, meinte sie, könnte doch den Herrn Pfarrer das Disputiren, das seine Lieblingssache nicht sey, ermüden.

„Disputiren, sprach der Pfarrer, vorzüglich mit Menschen, die keine festen Grundsätze und nicht die Absicht haben, sich belehren und bessern zu lassen, ist freilich nicht meine Sache. Indeß ist mir eine Unterredung mit Menschen, denen es Ernst ist, eine gründliche Kenntniß zu erlangen, nur angenehm. Ohne Zweifel kommt Niemand zur klaren Ansicht des Glaubens, so wie ohne Kampf Niemand zum Siege gelangt. Zudem scheuet unsere Religion keine Einwürfe, und es ist besser, wenn wir selbst jene Fehler rügen, von welchen nichts frei bleibt, was unter Menschen kommt, als wenn unsere Feinde sie uns vorhalten!“

Die ganze Gesellschaft verfügte sich nun in den Garten. Als sie dort angekommen waren, so mußte Jakob das vorbringen, worüber er noch Aufschluß verlange. Dazu war er nun bereit und sprach:

„Da

„Da ich so oft die Worte Mystik, Aftermystik ꝛc. höre, so möchte ich doch wissen, was man denn darunter verstehe. Ueber diese Punkte habe ich schon oft nachgedacht, und bin nie zu einer richtigen Ansicht gekommen.“

Herr von G. und dessen edle Gemahlin äußerten Wohlgefallen darüber, daß Jakob gerade einen solchen Gegenstand in Anregung bringe, worüber auch sie schon oft sich besprochen hatten, und nun aus dem Munde ihres verehrten Lehrers um so lieber eine klare und gründliche Auskunft zu vernehmen hofften.

Beide schlugen vor, in eine große Gartenlaube sich zu verfügen, von welcher aus man die schönste Aussicht in die herrliche Gegend hatte. Die Gesellschaft ließ sich dort nieder, und der Pfarrer begann:

„Das Wort Mystik, oder Mysticismus, das man jetzt so häufig hört, wird gerade von solchen am wenigsten verstanden, welche am meisten darüber sprechen oder es verdächtigen. Es gilt da ganz, was der heilige Apostel sagt: „Sie lästern, was sie nicht verstehen.“

Mystik ist ein griechisches Wort und bedeutet etwas Geheimnißvolles. Nun ist aber das Christenthum in doppelter Beziehung geheimnißvoll, nämlich in Beziehung auf das, was Gott in, durch und mit Christus der Menschheit ist, ihr gethan und derselben gegeben hat; und in Beziehung auf das, was der Mensch durch den Glauben an Christus werden und erhalten kann; und was dieser Glaube ist und wirkt.

Der sinnliche Mensch kann dieß mit seinen fünf Sinnen nicht fassen, und mit seinem Verstande nicht begreifen. Die meisten Menschen denken bei dem

Worte: Gott, nicht mehr, als die vier Buchstaben; oder sie haben höchstens einen sehr beschränkten Begriff; ohne nur die Größe, Majestät u. s. w. dieses erhabenen Wesens zu ahnen, dessen Herrlichkeit die Himmel der Himmel nicht fassen. Ihr Gott ist nur ein todter Gott, und sie selbst bleiben an dem Gedanken an ihn so gefühllos, wie ein Todter.

Der wahre Christ aber ist durchdrungen von der Größe, Allmacht und Liebenswürdigkeit seines Gottes, wie Er Sich in der heiligen Schrift geoffenbaret hat im alten und neuen Bunde. Er fühlt seine Nähe und seine Liebe, er lebt und schwebt, wie der Apostel sagt, in Ihm. Er ist belebt von seinem Geiste, gerührt von seiner Liebe, gestärkt von seiner Kraft. Er weiß, wie der Apostel, an wen er glaubt. Dieser Glaube ist ihm, wie wir schon früher bemerkten, göttliches Leben. Welch große und erhabene Verheißungen Christus dem wahrhaft Glaubenden gegeben hat, dieß kann man an vielen Stellen der heiligen Schrift, besonders bei Johannes am sechsten Kapitel lesen, wo der Herr von der innigen geheimnißvollen Vereinigung des Christen mit Sich durch den Genuß seines Fleisches und Blutes und durch den Glauben redet. Daher sagt der Apostel zu solchen mit Christus vereinigten Christen: „Ihr seyd gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott!“ *)

Dieses innerliche göttliche Leben muß sich natürlich äußerlich offenbaren durch höhere Erkenntniß, himmlische Freudigkeit, durch erhabenen Muth und

*) Colosser III, 3.

übersinnliche Kräfte, bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger; bei diesem so, bei Jenem anders; und hat sich von jeher, schon im alten Bunde, freilich damals noch nicht so entwickelt, wie im neuen Bunde, so erhaben geaüßert. Da aber die meisten Menschen von dieser innigen Vereinigung mit Gott durch Christus keinen Begriff haben, so haben sie auch keinen von diesen Aüßerungen. Ihnen dieses begreiflich zu machen, wäre gerade so umsonst, als wenn man einem Todten begreiflich machen wollte, was das Leben sey. Der Apostel sagt daher: „Der natürliche Mensch faßt nicht, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Thorheit, und er kann es nicht begreifen, weil es geistig beurtheilt werden muß." *)

Die natürlichen Menschen haben sich aber von jeher in zwei Klassen getheilt, nämlich in Unglaübige und Aberglaübige, d. h. in solche, welche dem Worte Gottes nicht glauben, sondern ihre Vernunft für die höchste Erkenntnißquelle halten, und in solche, welche zwar dem Buchstaben des göttlichen Wortes glauben, aber den Sinn desselben nicht verstehen, daher immer nur beim Aüßerlichen stehen bleiben, und im aüßerlichen Fürwahrhalten; in aüßerlichen Gebraüchen ihr Heil suchen u. s. w. Der ersten Klasse war deßwegen von jeher das innere Leben des Glaubens eine Thorheit, der letztern ein Aergerniß. Die Ersten machten es daher lächerlich, die Letztern verketzerten und verdammten es. Denn weil solche mit Gott vereinigte Menschen von jeher das bloß aüßer-

*) 1 Korinther 14.

liche Fürwahrhalten, das bloß äußerliche Mitmachen gottesdienstlicher Gebraüche ohne innere Ueberzeugung, ohne Theilnahme, ohne Zweck u. s. w. tadelten, und immer auf inneres Leben, innere Heiligung drangen, so meinte die letzte Klasse, sie verwerfen alles Äüßerliche, und weil sie keine andere Religion kennen, als eine bloß aüßerliche, die ganze Religion. Das war ja das große Amt der Propheten des alten Bundes, das Volk über seine bloß aüßerliche Religion, ohne wahren thätigen Glauben an Gott und an sein heiliges Wort, und seinen Hang zum Götzen- und Bilderdienste zu bestrafen, und es zum lebendigen Glauben an den unsichtbaren Gott, zur Zurückkehr zu Ihm, zu einem heiligen Wandel rc. aufzufordern. Man darf bei uns nur einen durch Mißbrauch entstellten Gebrauch, an dem das Volk hängt, abstellen, z. B. eine Wallfahrt, einen Bittgang u. s. w., so kann man gleich die schreckliche Äüßerung hören; „Man will uns unsern Glauben nehmen." Das innere göttliche Leben offenbart sich vorzüglich durch einen frommen Sinn und heiligen Wandel, wodurch der scheinheilige Wandel der Pharisäer beschämt und die Lasterhaftigkeit des großen Haufens gleichsam verdammt wird. Dieß empört dann beide Parteien, und reizt sie, wie einst ihren Urvater Kain, zum Neide; aus dem Neide entsteht Spott; der Spott verleitet zum Haß, und zu Allem, was böse ist.

Das Wichtigste aber bleibt immer das, was wir schon früher berührt haben, daß der natürliche Mensch in Feindschaft steht mit dem geistigen Menschen. Dazu kommt noch, daß Manche Vortheile haben bei einem aüßerlichen Gottesdienste, wie z. B. der Silber-

schmied zu Ephesus (man lese nur diesen merkwürdigen Auftritt in der Apostelgeschichte Kapitel XIX., und man hat da die Ursache so mancher ähnlicher Auftritte in spätern Zeiten gefunden).

Weil also nun das Wesen des Christenthums geheimnißvoll ist, deßwegen heißt es Mystik; und weil das geheimnißvolle Göttliche denen, die ihr Heil im Begriffe oder in schönen Worten, oder in bloß äußerlichen Handlungen, oder gar in sinnlichen Genüssen suchen, unbegreiflich, ja ärgerlich vorkommt, so suchen diese das, was sie weder begreifen noch verstehen können, lächerlich und verächtlich zu machen, und ihre Unwissenheit mit dem Scheine der Weisheit, ihre Ungerechtigkeit mit dem Scheine der Gerechtigkeit, ihre Sittenlosigkeit mit dem Scheine der Weltklugheit, ihre Heuchelei mit dem Scheine der Heiligkeit, und ihr ganzes Thun und Lassen mit dem Scheine der Rechtglaübigkeit zu übertünchen. Da haben wir dann die vollendeten Grabmale, wie Christus die Pharisäer treffend bezeichnete, welche von Außen schön, aber von Innen voll Moder und Verwesung sind. Uebrigens wollen diese Menschen mit dem Worte Mystik die Sache nicht bezeichnen; sondern sie bedienen sich dieses Wortes nur deßwegen, weil es gerade einen verächtlichen Ton hat.

Die Sache war immer da in der katholischen Kirche, *) weil sie, wie das Wesen des Christenthums, ebenso das Wesen der katholischen Kirche ist;

---

*) Wer von dieser Wahrheit nicht nur einen kräftigen Beweis, sondern auch eine recht schöne Ansicht zu erhalten wünscht, der lese das treffliche Werk: Briefe aus allen

denn beide sind ja Eines. Aber sie wurde auch vielseitig verkannt, verfolgt u. s. w., und allemal mit solchen Ausdrücken bezeichnet, die gerade als Lästerworte im Gange waren. Der heilige Athanasius wurde z. B. als Volksaufwiegler verdächtiget; der heilige Chrysostomus als Ketzer gebrandmarkt; der heilige Hieronymus als Arianer verschrieen; die heilige Theresia als Schwärmerin verachtet; der heilige Johannes von Kreuz als ein unruhiger Kopf eingesperrt; der heilige Carolus Borromäus als Phantast verspottet; der große Erzbischof Fenelon bald des Quietismus, bald des Molinismus beschuldigt u. s. w. Jetzt hat man eine Menge solcher Titel, unter welchen man die heilige Sache verdächtig, lächerlich, ja sogar gefährlich zu machen weiß. Die Menschen bleiben sich in der Hauptsache immer gleich. Man macht es der Sache des Herrn nicht anders, als es die Pharisäer, Sadducäer und Herodianer dem Herrn selbst gemacht haben. Wenn sie den Meister einen Beelzebub, einen Samariter u. s. w. nannten, soll man sich wundern, wenn man die Schüler Narren, Schwärmer, Aftermystiker, Lutheraner u. s. w. nennt?

Es müssen immer die Weissagungen erfüllt werden: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler; — und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird!"*)

Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von J. M. v. Sailer. 3 Bände. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung.

*) Lukas II, 34.

Widersprochen wurde keinem Menschen so heftig und so vielseitig, wie dem Sohne Gottes. Und ebenso ging es dem Christenthume. Die Juden zu Rom sagten zu Paulus: Von dieser Secte ist uns bekannt, daß ihr allenthalben widersprochen wird. *)

Welche Menschen aber widersprechen, und was ihr Loos seyn werde, spricht der Apostel sehr deutlich aus: „Gleichwie Jannes und Jambres dem Moses widerstanden, so widerstehen auch diese der Wahrheit, Menschen verdorbenen Sinnes und verworfenen Glaubens; sie werden es aber nicht weiter treiben, denn ihre Thorheit wird Allen offenbar werden." **)

„In den frühern Zeiten des Christenthums verstand man aber doch unter Mystik etwas Anderes?" fragte Herr von G.

„Ja wohl," sprach der Pfarrer, „denn da verkannte man die heilige Sache noch nicht so, wie jetzt. Man verstand damals jene geheime, außerordentliche Einwirkung Gottes auf gewisse Menschen, die in einem ganz besondern Verhältnisse mit Gott standen, so daß ihnen besondere Kräfte, eine besondere Erkenntniß u. s. w. mitgetheilt wurde. Die Möglichkeit solcher Mittheilungen von Seite Gottes kann nicht geläugnet werden. Indeß ist hierin große Vorsicht nothwendig, wenn man nicht getäuscht werden und Andere täuschen will.

---

*) Apostelgeschichte XXVIII, 22.

**) 2 Tim. III, 8. 9.

Auch muß bemerkt werden, daß wir im neuen Testamente so viele und reichliche Erkenntniß von Gott und seinem heiligen Willen haben, daß wir einer besondern Offenbarung nicht bedürfen. Im alten Bunde war es nicht so.

Ein Bauer, der aufgefordert wurde, zu einer besonders erleuchteten Person zu gehen, um ihre Offenbarungen und Predigten zu hören, sprach sehr naiv:

„Wozu? Sagt sie etwas anderes, als was im Worte Gottes steht, so darf ich ihr nicht glauben; sagt sie aber dasselbe, so ist es umsonst!“

„Aber Gott kann doch innerlich im Menschen das, was er hört oder liest, besonders aufklären, beleben, oder ihm diesen oder jenen Entschluß, gute Gesinnungen u. s. w. mittheilen und einflößen?“ sprach Jakob fragend.

„Ja freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „die Gnade muß immer innerlich wirken, sonst ist alles äußerliche Einwirken fruchtlos. Sie kommt dem Menschen zuvor; sie wirkt mit und wirkt nach. Dieß gehört schon zum Wesen des Christenthums.“

„Ach, es ist doch recht bejammernswerth, seufzte Jakob, daß unter Christen gerade das Wesen des Christenthums so verkannt und so verachtet wird!“

„Die Gründe davon, sagte der Pfarrer, habe ich schon früher angegeben; als wir über die Verfolgungen redeten. Allein dazu gaben auch viele Christen, die den Schein für das Wesen hielten, nur zu häufig Veranlassung.

Wie es einen Aberglauben gibt, so gibt es auch eine Aftermystik.

Das Wort After, woraus Aber — entstand, ist hergenommen von dem schlechten Getreide, das zwar dem guten gleich sieht, aber keinen, oder einen schlechten Kern hat.

Wenn man etwas für göttliche Wahrheit hält, was Gott nicht geoffenbaret hat; oder wenn man eine menschliche Lehre so hoch achtet, wie das Wort Gottes, so ist dieß Aberglaube.

Wer eine wirkliche göttliche Eingebung für göttlich hält, der ist ein wahrer Mystiker; wer aber seine eigene Meinungen, Eingebungen der Phantasie u. s. w. für göttliche Worte oder Wirkungen ausgibt, der ist ein Aftermystiker.

Es gab und gibt leider noch Viele, die wähnen, sie seyen vollendete Christen, seyen also schon begnadigt und beseligt, wenn sie nur glauben, daß Christus für uns gestorben sey, ohne jene Bedingungen zu erfüllen, unter welchen allein die Früchte des Kreuztodes Jesu den Menschen mitgetheilt werden; die also keine Heilsanstalt, d. h. keine Kirche; keine heiligen Sacramente zu bedürfen wähnen; die mit einem Glauben ohne Früchte des Glaubens, also ohne gute Werke, sich begnügen. Solche Menschen gleichen jenen, welche zwar glauben und mit Dankbarkeit anerkennen, daß Gott in der Natur Alles wirke, aber den falschen Schluß daraus ziehen: Also darf der Mensch nichts thun. Die also ohne Mitwirkung und ohne Mittel die Gaben Gottes empfangen wollen. Oder solchen, die überzeugt sind, daß der Geist die Hauptsache sey, und eben deßwegen ohne Körper Menschen seyn wollen. Dieß sind doch offenbar falsche Grundsätze, oder vielmehr:

Aus richtigen Grundsätzen werden falsche Schlüsse gezogen, die eben so lächerlich sind, als sie gefährlich werden können.

Ferner gibt es eben so einen Glaubensstolz, wie es einen Werkheiligkeitsstolz gibt. Wie es Menschen gibt, die wähnen, ohne Glauben, bloß durch ihre Werke selig zu werden; auf ihre Werke, auf ihren äußerlichen Gottesdienst, auf Beobachtung gewisser frommer Gebraüche also ein großes Gewicht legen, und Andere verachten, wie der betende Pharisäer im Tempel; so gibt es auch Menschen, die einige Erkenntniß des Glaubens haben, diese Erkenntniß aber für den Glauben selbst halten, und von diesem vermeinten Glaubenslichte so verblendet werden, daß sie sich stolz über Andere erheben, und sogar in den Wahn gerathen, sie könnten verunreinigt werden, wenn sie an den gottesdienstlichen Handlungen Anderer Theil nehmen würden, und sich daher absondern von dem unglaubigen Geschlechte, wie sie sagen.

Einige mißverstehen einzelne Stellen der heiligen Schrift, z. B. Jene, in welchen vom Reiche Gottes im Menschen geredet wird. Statt darnach zu streben, daß ihr Wille dem Willen Gottes sich ganz unterwerfe, was eigentlich das Reich Gottes im Menschen ausmacht, halten sie ihr verdorbenes Inneres für die Stimme Gottes, folgen also dieser innern Stimme mehr, als der Stimme Gottes in der heiligen Schrift.

Solche und ähnliche Menschen sind dann so von Eigenliebe geblendet, so von Stolz, bei aller scheinbaren Demuth, aufgeblasen, und so unfähig, die

Wahrheit zu erkennen, daß sie mit nichts, auch nicht mit dem lautern Worte Gottes überwiesen werden können.

In welche Verirrungen und welche Abgründe des Verderbens am Ende solche Bethörte gerathen, davon liefert die Geschichte des Christenthums die traurigsten Beweise."

„Wenn es aber so viele Verirrungen im Christenthume gibt, sprach Frau von S., wer wird doch da den rechten Weg finden?"

„Jeder wird ihn leicht finden, versetzte der Pfarrer, der ihn redlich sucht; d. h. der weder sich selbst noch etwas anderes, sondern nur das Eine, welches noth, und dieß Eine in der reinsten und lautersten Absicht sucht.

In ein Paar Gleichnissen läßt sich dieß anschaulich machen.

Der wahre glaubige Christ gleicht einem Wanderer, der nur der Sonne folgt, und von ihr sich erleuchten und erwärmen läßt.

Wer seiner eigenen Vernunft folgt, gleicht einem Wanderer bei der Nachtzeit, der nichts hat, als sein Laternenlicht, das weder ihn, viel weniger Andere, wahrhaft erleuchten noch erwärmen kann.

Wer sein Heil außer Christus und außer sich sucht, der wandelt im Nebel umher, und wird weder Erquickung noch das rechte Ziel finden.

Der Aftermystiker hat sich von der Sonne weggewendet, und jagt einem Irrwisch nach, der in Sümpfe und Abgründe führt.

Das Christenthum gleicht einer köstlichen Perle, welche der Sohn Gottes vom Himmel brachte, und in einer goldenen Schale auf die Erde niederlegte.

Fromme Glaübige hielten die Perle für den höchsten Schatz, und ehrten die Schale der Perle wegen, die sie in der Schale anbeteten. Später fühlten sich fromme Gemüther angetrieben, die Schale zu verzieren, um dadurch ihre Hochachtung vor der Perle auszudrücken, und auch um sie vor Entehrung zu sichern. Diesem frommen Beispiele folgten Mehrere, theils durch innern Antrieb, theils durch die Umstände der Zeit dazu verleitet.

Da fehlte es nun nicht an Menschen, welche die Einfassung der Schale bewunderten, und darüber die Perle vergaßen.

Diese Einfalt veranlaßte Andere zu Untersuchungen, sie sahen die Einfassung, und darin manche Perle, welche der wahren ähnlich, aber falsch waren, und da sie nicht so viel Kenntniß hatten, eine echte Perle von einer falschen zu unterscheiden, so sprachen sie: Die Einfassung ist Menschenwerk, die Perle ist unecht, denn sie hat keinen Glanz; das Ganze ist also Betrug. Sie wandten sich lachend hinweg.

Einige wollten weiser und klüger zu Werke gehen. Sie untersuchten genauer und fanden die Perle als echt; hielten aber die ganze Schale für Menschenwerk; warfen sie weg, nachdem sie zuvor die Perle herausgerissen hatten. Allein in ihren Händen beschmutzten sie die Perle so, daß man dieselbe nicht mehr kannte, — und sie selbst achteten dieselbe nach und nach immer geringer. Da kam

ein Genius, nahm die Perle aus ihren Händen, und legte sie wieder in die Schale nieder.

Nun naheten sich der Schale kindliche Seelen; sie sahen die Perle und die Schale sammt der Einfassung und sprachen: Die Perle ist unser Schatz, die Schale ist himmlisch, obgleich Vieles von Menschenhänden an ihr sich befindet, so ziemt es uns nicht, dasselbe zu entfernen; Er, der die Schale gab, kann sie auch reinigen. Wir wollen die Schale der Perle wegen ehren; aber niederfallen und die Perle anbeten.

Die Letztern sind die wenigen Edlen und Auserwählten. — Freunde, rief der Pfarrer begeistert aus, wollen wir es nicht mit ihnen halten?"

„Ja, wir wollen es!" riefen Alle, die zugegen waren, mit frommen, zum Himmel gerichteten Blicken. Denn es waren indeß Mehrere gekommen, welche während der Rede des Pfarrers sich stillschweigend in der Laube niedergelassen hatten. Der Pfarrer wurde nun von Jedem herzlich und freundlich bewillkommt, was er noch herzlicher erwiderte.

Jakob sah mit Entzücken diesen Kreis der edelsten Menschen, aus deren ganzen Wesen etwas von jenem Bilde hervorleuchtete, das unser Urbild ist, und der die Menschennatur annahm, damit die Menschen wieder durch Ihn in's göttliche Wesen versetzt werden können. Sein Herz feierte ein Vorgefühl des ewigen Lebens; denn er dachte: Wenn schon der Glaube an den Erlöser so selig macht, und die Menschen so herzlich vereinigt, was muß erst dann aus Jenen werden, die einst Ihn

von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen, weil sie hienieden an Ihn glaubten.

Da sich Alle um den Pfarrer, wie Kinder um einen Vater, versammelten, und aus ihren Äußerungen wohl vernehmen ließen, daß sie durch ihn zu jener Erkenntniß und zu jener Seligkeit des Glaubens geleitet wurden, so wurde Jakob tief gerührt über die herrlichen Früchte, die ein einziger treuer Glaubenszeuge hervorbringen kann, daß er vor dem Pfarrer hätte niederfallen mögen. Er dachte bei sich: Ich habe schon viel gehört von berühmten großen Männern; aber ich meine, solche Männer sind die größten, welche Menschen für Zeit und Ewigkeit so hoch beglücken.

Nachdem die ersten Äußerungen der Freude über die Gegenwart des Pfarrers vorüber waren, und die Gesellschaft sich niedergelassen hatte, so sagte der Pfarrer, daß er Briefe aus Amerika erhalten habe, deren Inhalt Einigen aus der Versammlung wichtig seyn werde, daher wolle er sie damit bekannt machen.

Jakob hielt es für anständig, sich zu entfernen; und er that es auf eine so höfliche, bescheidene Weise, daß alle Anwesenden auf ihn aufmerksamer wurden.

Nachdem er sich entfernt hatte und im Garten herumging, erzählte der Pfarrer von ihm, was er wußte, und fügte bei: „Da sieht man recht klar, welche herrlichen Früchte ein gründlicher Unterricht im Worte Gottes, und vorzüglich die haüsliche Erbauung bringt, wenn sie nach dem Worte Gottes eingerichtet ist. Wie weit könnte es gar leicht jeder, auch der gemeinste Mensch bringen, wenn er in der

Schule, Kirche und zu Hause mit dem Geiste des Christenthums bekannt gemacht würde, und wenn er nur einige Zeit und Mühe darauf verwenden wollte! Wie glücklich wäre die Menschheit! Wie schön stünde es um Kirche und Staat, wenn es solche Menschen gäbe, oder wenn nur einmal solche das Uebergewicht hätten!

Welche Vorzüge hat doch unser Christenvolk vor den Juden und Heiden! Wie tief ist es versunken in Unwissenheit, und eben deßwegen in Rohheit und Sittenlosigkeit! Wie selten drängt einen die Liebe Gottes, dieses zu thun und jenes zu meiden!

Nur Ehrsucht, Eigennutz, Vortheile und Leidenschaften sind die Triebfedern, die sie in Bewegung setzen.

Man klage aber ja nicht immer das Volk, sondern man klage über den Verfall des Glaubens in Schulen, Kirchen und Familien; da liegt die Quelle alles Verderbens.

Wie beschämte mich dieser Jüngling! Wahrlich, es wird immer erfüllt, was der Erlöser sagt: „Den Kleinen wird geoffenbaret, was den Weisen und Klugen verborgen ist!“ *)

Wie viel Segen kann ein solcher Jüngling verbreiten; und wie viel Unheil stiftet unsere rohe, glaubenslose Jugend, welche die schönste Zeit ihres Lebens zu ihrem eigenen Verderben und zum Unglücke Anderer verwendet! Sie säen auf das Fleisch und ernten Verderben vom Fleische. **)

---

*) Matth. XI, 25.

**) Gal. VI, 8. Vergl. Sprüche Salomonis XXII, 8.

So könnten sie nicht seyn, wenn sie wahre Christen wären, wenn sie erkennen und glauben würden, was Christus gelehrt hat, noch mehr, was Er ist, was Er für uns gethan und wie Er uns geliebt hat! Wie bald müßten die Klagen über ungehorsame Kinder, über treulose Dienstboten, und über so viele tausend Leiden verstummen, welche jene Menschen einander verursachen, die Gott nicht über Alles, und ihre Mitmenschen nicht wie sich selbst lieben. Wäre nur Glaube da wie ein Senfkörnlein groß, so könnte die Liebe nicht fehlen. Daß es aber am Glauben fehlen könne, daran denken gerade die Glaubenslosen am allerwenigsten. Den Glauben, meinen sie, haben sie schon. Und weil sie die Quelle alles Verderbens nicht kennen, so kommen sie auch nie zur rechten Erkenntniß. Christus dagegen leitete jeden Fehler seiner Jünger vom Glauben her. Wie oft sprach Er: Ihr Kleingläubige!*) Wenn ihr einen Glauben wie ein Senfkörnlein habet!**)

O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, um Alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben!***)"

Jakob hatte indeß auf einer Anhöhe im Garten, von welcher er die schönste Aussicht in das herrliche Thal hatte, sich ergötzt an der lieblichen Scene, welche gerade die untergehende Sonne darstellte.

Sein

*) Matth. VI, 30. Luc. XII, 28. Matth. VIII, 26. XIV, 31. XVI, 8.

**) Matth. XVII, 20. Luc. XVII, 6.

***) Luc. XXIV, 25.

Sein Herz schwamm in seligen Empfindungen, denn er dachte: „Wenn der Schatten Seiner Herrlichkeit schon so schön ist, wie schön muß erst Er selbst seyn!“ — Da klopfte ihm Jemand auf die Achsel, und als er sich umsah, so erblickte er einen Jüngling seines Alters, dessen liebliches Wesen, aus dem ein Himmel voll Unschuld, Friede und Liebe hervorstrahlte, ihn gleich im ersten Augenblicke, als er ihn in die Gesellschaft treten sah, einnahm; und er merkte oft, daß ihre Blicke einander mehrmals begegneten.

Dieser Jüngling stand nun vor Jakob, und sprach über den schönen Anblick der untergehenden Sonne dieselben Empfindungen aus, in welcher Jakobs Seele schwamm. „Davon bin ich ganz erfüllt!“ sprach Jakob.

„Wir, erwiderte der Jüngling, scheinen einerlei Gesinnungen zu haben, nicht bloß über das herrliche Werk der Schöpfung, sondern auch über jenes weit höhere Wunderwerk ewiger Liebe und Erbarmung, das der Eingeborne des Vaters nicht mit Einem Worte, sondern in dreiunddreißig Jahren, mit namenloser Hingebung, Aufopferung und sogar durch Leiden und Tod vollendete. Warum sollen wir uns nicht lieben in Ihm, der uns zuerst geliebt hat? Unsere Seelen schmelzen zusammen, wie Davids und Jonathans Seele! Wir wollen uns ewige Treue schwören, wie sie!“ Er reichte Jakob die Hand und sprach: „Dein Name ist mir bekannt; und ich heiße Julius von Claren. Sey du David; und ich will dein Jonathan seyn!“

Jakobs ganzes Wesen fühlte, was es bisher noch nie gefühlt, was es aber oft geahnet hatte, nämlich wie selig erst das Leben seyn müßte, wenn zwei Seelen, von Einem Glauben belebt, in heiliger Liebe sich verbinden. Er hatte mehrere Freunde; aber keiner war so begeistert von der Liebe des Herrn, wie er; daher er mit keinem so ganz sich verbunden fühlte. Er wünschte einen Freund, der mit ihm gleich fühlen möchte, und den hatte er nun in einem Augenblicke in Julius gefunden. Dasselbe war bei Julius der Fall. Es that ihm oft wehe, daß im neuen Bunde, der doch der Bund einer weit höhern Liebe ist, als der alte Bund, so selten eine solche Freundesliebe zu treffen sey, wie David und Jonathan.

„Nehmen Sie, sprach Jakob zu Julius, meine Hand, mein Herz haben Sie schon! Aber —“ „Ach warum willst du mit Sie und Aber unsere Liebe trüben?“ fiel Julius ein.

„Sie sind der Sohn adeliger Eltern, und ich bin ein ganz gemeiner Handwerksgeselle,“ erwiderte Jakob.

„Vor Ihm, vor dem wir stehen und uns verbinden, gelten weder Adel noch Reichthum; nur die höhere Geburt des Geistes aus Gott, wodurch wir Kinder des Staubes Kinder Gottes werden, nur diese adelt, und nur dieser Adel hat Werth vor Gott. Durch den wir Kinder Gottes werden können, vor dem sind wir Brüder!“ So sprach Julius, und umarmte seinen Jakob. Während dieser Umarmung fühlte jeder eine Hand auf seinem Haupte. Es war der Pfarrer, der seine Hände segnend über

sie ausgebreitet hatte, und sprach: „Eure Liebe werde so heilig und unverbrüchlich wie Davids und Jonathans Liebe! Das ist schön vor Gott, wenn sich die Brüder wahrhaft lieben.“

Der Pfarrer kehrte wieder in die Gartenlaube zurück, wohin ihm beide Jünglinge folgten, und wo Jakob von jedem Anwesenden besonders gegrüßt, und von Allen mit Beweisen von Liebe überhauft wurde. Man sprach gegenseitig so Manches, was Jakobs Glauben bestärkte, und seinem Herzen recht zum Segen wurde.

Der Hauptinhalt von Allem, was geredet und zuletzt gesungen wurde, war: „Wie öde und düster das Leben des Menschen auf Erden, und wie schreckenvoll seine Aussicht in die Ewigkeit ist ohne Glauben an Christus. Wie aber dieser Glaube, wenn er den ganzen Menschen, wie der Sauerteig das Mehl, durchdrungen hat, das Leben verschönere, jede Freude heilige, jede Bürde erleichtere, und die Aussicht nach Jenseits verkläre.“

Hier fand Jakob das, was ihn in der Apostelgeschichte *) immer so lieblich ansprach, und was er so oft unter Christen zu sehen wünschte, aber bisher nicht sah, nämlich: daß alle Glaübige Ein Herz und Eine Seele waren.

Da die Nacht sich nahete, so entfernten sich Alle, welche zu Herrn von G. gekommen waren. Nur Julius wünschte bei seinem Freunde Jakob bleiben zu dürfen. Da aber sein Vater dieß bemerkte, so gab er ihm, indem er ihn auf die Seite nahm,

*) Apostelgesch. IV, 32.

einen strengen Verweis, weil er seinen Adel, seine Kenntnisse u. s. w. wegwerfe, und sich mit einem ganz gemeinen Handwerksgesellen so vertraut mache. „Das ist Phantasterei, Schwärmerei!“ rief er ihm zu.

Julius fand nur noch Gelegenheit, sein hierüber tiefbetrübtes Herz vor dem Pfarrer auszuleeren, und durch ihn Jakob seiner unverbrüchlichen Liebe versichern zu lassen. Der Pfarrer beruhigte ihn damit, daß diese Liebe im Himmel versiegelt sey, und sie also kein Mensch auflösen könne. Gott werde beide schon so führen, daß sie sich wieder sehen; sie sollen nur treu seyn; und er soll jetzt seinem Vater kindlich folgen.

Am folgenden Morgen nahm nun Jakob Abschied von Herrn von S. und dessen würdigen Gemahlin, welche gerne gesehen hätten, daß er länger bei ihnen geblieben wäre. Allein seine Gründe waren von der Art, daß sie dieselben billigen mußten. Sie entließen ihn daher mit lauter Beweisen von Liebe und Sorgfalt.

Nun wollte Jakob sich noch bei dem würdigen Pfarrer, der so viele Liebe ihm erwiesen hatte, Abschied nehmen, und dann seine Reise fortsetzen.

Pfarrer Gradmann, so hieß der würdige Geistliche, der in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielte, trat gerade in das Zimmer, als Jakob zu ihm gehen wollte. Er segnete den Jüngling, den sein Herz liebgewonnen hatte, mit sichtbarer Rührung, und sprach dann: „Nun, mein Sohn, so reise im Frieden; Er, der einst den Tobias begleiten ließ durch einen Engel, Er wird auch dir einen Engel senden, der dich leiten und schützen wird auf allen

deinen Wegen, wenn du im Glauben vor dem Angesichte des Herrn deines Gottes wandelst! Glaube wie Abraham; sey treu wie Joseph; bete wie Moses; kämpfe wie Josua, und du wirst gewiß siegen! Lebe wohl bis auf ein besseres Wiedersehen!"

7.

Jakob setzte nun neu gestärkt, und von ganz besondern Empfindungen durchdrungen, seine Reise fort. Als er so die Straße dahin wandelte, seinen bisherigen Lebensgang, besonders die Unterredungen mit Herrn Pfarrer Gradmann, und vorzüglich die selige Unterhaltung in der Gartenlaube des Herrn von G., überlegte, so wurde es ihm noch einleuchtender, als bisher, wie elend der Mensch, und wie noch elender das Leben des Menschen seyn müßte, wenn Christus nicht in die Welt gekommen wäre, und wenn der Mensch nicht durch den Glauben an Christus jene Fülle von Gnade, Liebe, Kraft, Trost und Licht, kurz Alles erhalten könnte, was zu seiner Beruhigung, Entsündigung und Heiligung, und zum richtigen Gang durch's Leben so höchst nothwendig ist. Ganz versunken in diesen Gedanken stimmte Jakob eines seiner liebsten Lieder an, und sang nun dießmal mit ganz besonderer Empfindung:

„Was wär' ich ohne Dich gewesen?
Was würd' ich ohne Dich nicht seyn?
In Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein!
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;

Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach!
Ich fände Unruh' im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß!
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blüh'n.

Das Leben ward zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust;
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthsvolles Kind:
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur versammelt sind!

O, geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein!

Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn;
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte d'rin;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh' der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefang'nen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht!
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;

Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit.
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum;
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht im wunderbaren Glanze
Der heilige Geliebte hier;
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift!"

Der Inhalt dieses herrlichen Liedes hallte lange in Jakobs Seele nach, und erfüllte sie mit besonderer Freudigkeit und Kraft. „Nicht umsonst, sprach er zu sich, rief Maria, die hochgebenedeite Mutter des Herrn, nachdem die alte ehrwürdige Elisabeth ihr das große, schöne Zeugniß gegeben hatte: „Selig bist du, daß du geglaubt hast!" nicht umsonst rief sie: „Mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande!"*) Wessen Geist soll nicht frohlocken, der glauben kann, daß Gott ein Heiland geworden ist, der die tiefverwundete Menschheit heilet; der Heil bringt in das arme Land der Sünder, welches unter dem Fluche der Sünde und des Gesetzes viertausend Jahre geseufzet hatte!"

*) Luc. I, 45. 47.

Sein Herz jubelte wiederholt vor Freude, weil er gewürdigt wurde, diesen Heiland im Glauben zu erkennen.

Aus diesen seligen Empfindungen weckte ihn ein Gesang auf, der hinter ihm herhallte. Er sah um, und erblickte einen jungen Menschen, der froher Dinge auf ihn zuwandelte, und ein lustiges Lied daher trillerte. Als dieser ihn eingeholt hatte, so rief er: „Ah, da treff' ich einen Kameraden! du kommst gewiß auch aus der Stadt?"

„Ja!" sprach Jakob.

„Nun so reisen wir mitsammen in den nächsten Ort, sagte der lustige Junge, denn dort ist ein Schreinermeister, der herrlicher arbeitet, als Alle in der Stadt, und der zeigt mir so einige Kunstgriffe. Bist du schon öfter in H. gewesen? Nicht wahr, das ist doch eine schöne Stadt?"

„Ja, erwiderte Jakob, wer noch nie eine schönere gesehen hat, dem kommt sie schön vor. Sind aber auch recht brave Menschen d'rin?"

„Ha, erwiderte der Junge, um diese bekümmere ich mich nicht viel. Es gibt gute und böse, wie überall! Nur einige so Kopfhänger gibt es, die einem das Leben verbittern möchten. Man heißt sie Petisten und Mystiker; mein Vater aber, und der ist gewiß gescheid, meint, sie seyen gar Freimaurer. Sie kommen öfters zusammen."

Jakob. So!

„Ja, fuhr der lustige Schreiner fort; aber mit denen wird man schon noch fertig. Man verspottet sie überall, und am Ende jagt man sie gar noch aus der Stadt. Was braucht man solche Dumm-

heiten! Andere Leute wollen auch selig werden, und haben kein so übertriebenes Wesen. Bei mir heißt's: Lustig in Ehren, gefällt Gott dem Herrn! Man lebt ja nur einmal! Hab' ich nicht recht?"

„Daß man nur einmal lebe, daran hast du ganz recht!" versetzte Jakob.

„Aber höre Kamerad! fiel der Schreinerjunge ein, du wirst doch nicht auch so ein Narr seyn, wie unser Herr Baron von G.? Der ist ein Hauptnarr!"

Jakob. Ist er? Was macht er denn für Narrenstreiche?

Indeß kamen sie einem Manne nahe, der vor ihnen herging, und der auf das Gespräch zu merken schien.

„Narrenstreiche? sagte der Schreiner. Der macht gar nichts. Wenn ich sein Vermögen hätte, da würde ich anders leben."

„Da würdest du also Narrenstreiche machen, unterbrach ihn Jakob, und würdest so mit Recht den Namen eines Narren verdienen; nicht wahr?"

„Mich, rief der Schreiner, mich sollte Jemand einen Narren heißen. Aber den Baron heißt ja Jedermann einen Narren, also muß er doch einer seyn!"

„Oder die ihn so heißen müssen Narren seyn!" erwiderte Jakob. — Er hielt still, stellte sich vor den jungen Sprecher hin, und sagte im ernsten Tone: „Höre, Freund, du bist etwas zu vorlaut; ich habe den Herrn von G. kennen gelernt als einen weisen, rechtschaffenen Mann, der sein Leben und sein Vermögen dazu anwendet, um sich und

Andere zeitlich und ewig zu beglücken. Du aber würdest das Gegentheil thun; du bist unfähig, solche Menschen nur zu kennen; vielweniger sie zu beurtheilen und zu schätzen. Hättest du den Glauben und die Liebe des Herrn von S., dann würdest du glücklicher werden, als wenn du bei deinem Leichtsinne seinen Adel und sein Vermögen hättest. Was ihr, du und deines gleichen, von Herrn von S. haltet, daran wird ihm wenig gelegen seyn. Aber Alles liegt daran, was Gott von euch hält. Sorge, daß du einmal vor Ihm bestehest, vor welchem du über jedes deiner Worte wirst Rechenschaft geben müssen. Um dich aber von deiner Unwissenheit zu überzeugen, will ich dir nur sagen, daß du nicht einmal die Worte, womit ihr jene edlen Menschen verächtlich machen wollet, recht aussprechen kannst. Du sagtest: Petisten. Was heißt denn dieß? Nicht wahr, du weißt es nicht? Du wolltest sagen: Pietisten. Das heißt: Fromme. Ist das Wort: fromm, ein Schimpfname bei euch? Siehe nun, wie dumm ihr seyd, wenn ihr am gescheidesten seyn wollet!"

Diese ernste und kräftige Sprache machte unsern Schreinerjungen verlegen; er wußte nicht, was er sagen sollte; gerne hätte er gelacht, aber dazu konnte er sich doch nicht zwingen. Indeß war auch der vor ihnen hergehende Mann stille gestanden; hatte zugehört und rief, den Schreiner in's Auge fassend, mit Unwillen: „Was doch dieß für ein elender Schwätzer ist!" Und fuhr, zu Jakob sich wendend, fort: „Dank dir, edler Junge, daß du diesem Schwätzer so recht die Wahrheit sagtest! Du

aber, fuhr er gegen den Schreiner fort, du verdientest wegen deines losen Maules etwas anderes!"

Der Schreiner wollte sich übrigens nicht rechtfertigen; er schlug den ersten Seitenweg ein, und ging davon.

Der Alte ging mit Jakob und sprach: „Da sehe man doch, was für böse Leute es gibt! Ja unsere Stadt, und besonders die Jugend, ist so gottlos und verdorben, daß es kein Wunder wäre, wenn sie Gott mit Schwefel und Pech vertilgen würde, wie einst Sodoma und Gemorrha. Und ich glaube, dieß wäre schon lange geschehen, wenn nicht so edle Menschen darin wären, wie Herr Baron von G. Was das für ein trefflicher Herr ist, dieß kann ich dir nicht sagen. Ich war früher auch sein Gegner; denn ich war ein lustiger Kamerad, verspielte und verzehrte mein ganzes Vermögen. Da machte mir der fromme Wandel des Herrn von G., und Aller, welche mit ihm in Verbindung stehen, manche Skrupel; aber ich suchte diese damit zu vertreiben, daß ich mich über diese Menschen lustig machte und manche Lüge über sie aussprengte, um wenigstens meinen Spiel- und Saufgenossen etwas zum Lachen zu geben."

„Was geschah? Ich kam um mein Vermögen und mit Weib und Kinder an den Bettelstab. Da wir nur gar nichts zu leben hatten, so ging ich in meiner Noth zum Herrn Baron, und bat um ein Almosen." „Was soll ich dir geben? sagte er. Wenn ich dir eilf Gulden gebe." „O Herr, rief ich, wenn ich nur eilf Kreuzer hätte, so wäre ich zufrieden!" „Und eilf Gulden, — fuhr er fort, da

hättest du einige Tage zu leben, und dann wärest du wieder, was du jetzt bist. Höre, ich will es anders machen! Ich will dir eine Wohnung verschaffen, so viel Geld geben, daß du dein Geschäft wieder treiben kannst; dann kannst du dich und deine Familie ehrlich ernähren, und du kannst ein rechtschaffener Mann werden!"

„Aber," fuhr er fort, „da muß zuerst dein Herz geändert werden; so lange du, wie bisher, nur deinen Neigungen folgest, und nicht nach Gottes Geboten deinen Wandel einrichtest, so lange wird nichts aus dir; du wirst wieder der alte Verschwender, und gehest dann noch ewig verloren. Ich muß also erst Beweise von deiner Sinnesänderung haben; dann erst kann dir geholfen werden!"

Daß ich den Herrn Baron wie einen Engel ansah, und mich von ihm auch ganz leiten ließ, läßt sich denken. Und so bin ich nicht nur wieder ein vermöglicher Mann, sondern, was noch mehr ist, so bin ich ein Christ geworden, denn früher habe ich gelebt schlechter, als ein Heide. Nun sag' mir, wer hat jetzt recht? Ich oder der böse Schreinerjunge? Kennt man da nicht aus den Werken den Glauben? — Aber, fuhr er fort, du wirst denken: Wie verschieden doch die Menschen urtheilen über einen Mann! Jener Bube schilderte den Herrn Baron als einen Narren, und ich schildere ihn als einen Engel!"

„Das ist mir nichts Neues, lieber Mann! versetzte Jakob. So hat die Welt von jeher über große und fromme Männer geurtheilt; so über den größten, frömmsten und weisesten, den die Welt sah,

über den Sohn Gottes selbst. An solchen Urtheilen liegt nicht viel. Ein frommer Alter sagt: „Was der Mensch vor Gott ist, das ist er, nicht mehr und nicht weniger; ob ihn nun die Menschen loben oder tadeln!“

Der Mann bezeugte seine Freude über Jakobs Denkart; bedauerte aber sehr, daß er in dem Orte, vor welchem sie nun angekommen waren, sich von ihm trennen müsse.

Jakob war nun wieder allein, und setzte, vergnügt in seinem Gott, seine Reise fort.

Einmal wurde Jakob von besondern, ihm unerklärbaren Empfindungen ergriffen. Pfarrer Gradmann hatte so manche Worte gesprochen, die ihm dunkel vorkamen, und Bezug auf sein künftiges Schicksal hatten. Bisher dachte er wenig an sein zukünftiges Leben. Nun aber kam es ihm vor, wie einem Wanderer, der eine weite Strecke zurückgelegt hat, jetzt auf einer Anhöhe steht, von welcher er seinen bisher zurückgelegten Weg übersehen kann, aber vor sich hohe, unübersteigbare Gebirge sieht, hinter welchen der Ort seiner Bestimmung liegt; diese Gebirge aber so von Wolken umhüllt sind, daß man keinen Pfad erblicken kann. „So ist mein Lebensgang!“ sprach er zu sich; und es überwältigte ihn eine tiefe Schwermuth.

Seine Glaubensfreudigkeit war dahin; was er zu seiner Beruhigung und Aufheiterung vorbringen mochte, auch die kräftigsten Verheißungen Gottes machten keinen Eindruck auf ihn. So wandelte er düstern Sinnes einige Tage fort. Einmal las er die Worte des Psalmisten:

„**Und wall' ich auch im Schattenthal des Todes; so wall' ich ohne Furcht; denn du (o Gott!) bist bei mir, mein Trost, mein Hirtenstab und meine Stütze!**"*)

Diese Worte waren Lichtstrahlen für seinen umnachteten Geist, und Balsam für sein verwundetes Herz. Er überzeugte sich nun, daß der Glaubensweg, wie der äußerliche Lebensgang, nicht immer im Sonnenschein und über liebliche Fluren gehe, sondern daß der Geist auch da durch manche Nacht, manchen Sturm, manchen Abgrund und über manche Klippen wandern müsse, bis das **Ziel des Glaubens**, nämlich der **Seele Seligkeit**, erreicht seyn werde; und daß solche harte Prüfungen dem Geiste gerade so wohlthätig und nothwendig seyen, als Nächte, Stürme, Frost und Schwüle den Pflanzen, um ihn theils vor manchen Feinden zu verwahren, theils zur Reife zu bringen. Nun wurde ihm klar, warum Paulus seinem Timotheus schrieb: „**Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Ergreife das ewige Leben!**"**) Er hatte sich auch ganz überzeugt, daß in solch harten Glaubensproben nichts aufrecht erhalte, als das Wort des Herrn; und wie leicht der Glaube wanke, wenn er auf innere Gefühle, oder auf andere ähnliche menschliche Stützen gegründet ist. Daher der Apostelfürst mit eben so großer Weisheit, als gründlicher Umsicht den Glaubigen zuruft: „**Wir haben noch ein festeres prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht,**

*) Psalm XXII, 4. **) 1 Tim. VI, 12.

das da scheint an einem dunkeln Orte bis der Tag anbricht, und der Morgenstern aufgeht in euern Herzen!"*)

Jakob kam nun nach einer Reise von vier Wochen glücklich in Amsterdam an, wohin er sich schon so lange gesehnt hatte, theils um diese berühmte Stadt zu sehen, theils und vorzüglich auch deßwegen, weil sein Vater dort mehrere Jahre gearbeitet, und ihm davon so Vieles erzählt hatte.

Pfarrer Gradmann hatte ihm ein Schreiben an einen deutschen Geistlichen mitgegeben. Diesen suchte Jakob zuerst auf, und fand an ihm einen ehrwürdigen Greis von etwa achtzig Jahren. Dieser freuete sich, wieder einen Deutschen zu sehen; und nachdem er den Brief gelesen hatte, so sprach er zu Jakob: „Komm her, mein Sohn, daß ich dein Angesicht sehe und dich segne!" Er saß in einem Lehnsessel, und war vom Alter sehr gebeugt.

Jakob trat mit Ehrfurcht vor ihn hin. Der Greis nahm ihn bei der Hand, legte die Rechte auf sein Haupt, und sprach: „Sey mir herzlich willkommen und gesegnet von dem Herrn! Mein lieber Gradmann hat dir ein gutes Zeugniß gegeben; weiche nicht ab von diesem Glaubenswege, weder zur Rechten, noch zur Linken — weder zum Aberglauben, noch zum Unglauben; es ist zwar eine schmale Bahn, und Wenige wandeln darauf; aber es ist eben deßwegen der sicherste Weg, der zum Leben führt. Gottes Sohn hat ihn gebahnet, und alle Heiligen sind denselben gewandelt!"

Nun

*) 2 Petri 1, 19.

Nun mußte sich Jakob neben ihn setzen und erzählen, vorzüglich von Gradmann und den lieben Freunden zu H. Der Greis verjüngte sich vor Freude, da ihm Jakob so viel Gutes zu erzählen wußte.

„Nun, sprach er, so sey der Herr gepriesen! Ja Er hat noch immer seine Leute, die Ihm nachfolgen, und treu bleiben! Mein lieber Gradmann; er war mit mir Missionär in Amerika, und hat mit mir wie ein Timotheus im Werke des Herrn gearbeitet; auf seiner Arbeit ruhete immer der größte Segen. Nun will er wieder dorthin, denn ein vermöglicher Mann, ein durch ihn bekehrter Jude, hat daselbst eine katholische Gemeinde gebildet. Möge der Herr auch dieses Werk segnen!"

Da Jakob sich entschlossen hatte, längere Zeit in Amsterdam zu bleiben, und um den Gefahren, welchen der Müßiggänger immer ausgesetzt ist, zu entgehen, in Arbeit treten wollte, so mußte er dem ehrwürdigen Greise versprechen, so lange bei ihm zu bleiben, bis er Arbeit erhalten würde.

Daß Jakob dieses Anerbieten mit Freude und Dank annahm, läßt sich leicht denken. Er erkannte darin einen besondern Zug der Vorsehung Gottes; denn er war überzeugt, daß im Umgange mit einem solchen, im Dienste des Herrn ergrauten Manne, er außerordentlich Vieles gewinnen könne zur Belebung, Stärkung und Beförderung seines Glaubens, und zum rechten Streben nach wahrer Heiligkeit.

Jakob erhielt bald Arbeit bei einem katholischen Schlossermeister, welcher von Geburt ein Deutscher war und Solder hieß. Dieser Solder hatte eine

Frau, zwei Söhne, wovon der älteste Erasmus und der jüngere Norbert hieß, und eine Tochter.

Jakob sah sich nun in einen ganz besondern Familienkreis versetzt. Solder war in seiner Kleidung, in seinem ganzen Benehmen ein eigener Mann. Ein Haarzopf und ein brauner Frack, der bis auf die Fersen reichte, und Knöpfe von Stahl, die sternförmig gearbeitet waren, zeichneten ihn vor allen Bewohnern von ganz Amsterdam aus. Er redete wenig, und nur mit geschlossenen Augen.

Jakob sah ihn nur bei Tisch, und an Sonn- und Feiertagen; denn er war reich, und hatte nebenbei eine bedeutende Handlung von Stahlwaaren. Wer ihn nur sah, oder einmal hörte, mußte ihn für einen sehr frommen Mann halten. Er ging täglich in die Kirche; fastete jeden Freitag — wenigstens sah ihn da Niemand bei Tische. Am Abende nach dem Tische betete er mit seinen Hausgenossen knieend einen Rosenkranz und noch eine Menge Vater unser für verschiedene Heilige. Bei dieser Andacht aber verließ ihn meistens die Geduld; denn Einige schliefen, die Andern gähnten, wieder Andere wollten nicht laut genug beten; dann ging es da nie ohne Zank und Schläge ab, wozu ihn sein heiliger Eifer entflammte.

Erasmus war ein munterer Jüngling. Aus seinen hellen, großen blauen Augen strahlte Feuer und Leben. Bei der Arbeit hörte man ihn beständig singen oder pfeifen.

Norbert dagegen blickte mit seinen kleinen Augen immer wie scheu unter seiner Stirne hervor, und suchte in Allem seinem Vater nachzuahmen. Die

Tochter war die lebendige Eitelkeit. Die Mutter aber eine stille Person, auf deren Angesicht immer ein geheimer Kummer zu liegen schien.

Es vergingen einige Wochen, ehe sich Jakob in dieser sonderbaren Familie recht auskennen konnte. Am schnellsten lernte er sich in Erasmus auskennen. Als er an einem Sonntage aus der Kirche ging, so begegnete ihm dieser, und ersuchte ihn, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Jakob ging nun mit ihm. Nach einer kurzen Einleitung fing Erasmus an: „Ich habe dich für einen gescheiden Kerl gehalten, Jakob, aber es scheint, daß ich mich irrte!"

„Warum?" fragte Jakob.

„Du mußt entweder ein Heuchler, oder ein dummer Mensch seyn, wenn du solche Albernheiten, wie man in unserer Religion hat, mitmachen kannst; du solltest doch einsehen, daß dieß lauter Fabeleien und Betrügereien sind; und daß jene Menschen, die daran glauben und sie mitmachen, die abgeschmacktesten und bösartigsten Menschen werden. Dieß könntest du an meinem Vater und an meinem Bruder sehen. Und mein Vater soll erst noch der frömmste Christ seyn. Früher war er ein Mensch, der gar nichts glaubte, und sich allen Ausschweifungen ergab. Nun hat er sich bekehrt, und ist jetzt ein Geizhals, ein Tyrann, kurz, ein fürchterlicher Mensch geworden, der in der Kirche ein Heiliger und außer der Kirche ein Teufel ist. Meine Mutter sagte einmal im Unwillen zu ihm: „Vor deiner Bekehrung hattest du einen Teufel, und jetzt hast du sieben!"

Jakob schauderte zurück, und konnte kein Wort sagen.

„Es ist arg, fuhr Erasmus fort, so etwas von seinem eigenen Vater sagen zu müssen; aber daß es wahr ist, kannst du bald bei der nächsten besten Gelegenheit selbst sehen. Was meine gute Mutter leidet, ist nicht auszusprechen. Dieß hast du ihr schon ansehen können. Ich muß nur ihre Geduld und ihre Nachsicht bewundern!“

„Aber, was ist es denn, das deine Mutter so geduldig und nachsichtig macht?“ fragte Jakob.

„Nun, sprach Erasmus, sie ist eine wahrhaft fromme Frau; sie sagt: in der heiligen Schrift finde sie allemal Trost und Stärke!“

Was deine Mutter tröstet und stärket, sprach Jakob, kann doch keine Fabel und kein Betrug seyn?“

„Es mag seyn. Ich las früher auch in der heiligen Schrift; allein ein Prediger hier erklärte, daß dieß das gefährlichste Buch für den gemeinen Mann sey. Die Bibelschmecker, — ja, er bediente sich in seinen Predigten noch wilderer Ausdrücke, — seyen gewöhnlich die schlechtesten Menschen u. s. w. Damit stimmt mein Vater ganz überein. Als er mich einmal in der heiligen Schrift lesen sah, so fluchte er schrecklich über mich, riß mir das Buch aus der Hand, und warf es in's Feuer. Nun dachte ich, wenn in der heiligen Schrift auch Betrug ist, so gibt es also gar nichts Wahres mehr; und so glaube ich auch nichts mehr. Der Prediger sagt freilich: Ihm soll man glauben, er verkünde das Wort Gottes. Allein, wenn man einen solchen Menschen glauben muß, wie dieser ist, der alle Tage berauscht ist, und ein so dummes Geschwätz hat, daß man es mit Händen greifen kann, daß es nicht von Gott

seyn kann; so will ich nichts davon wissen, noch haben. Was er noch Alles fabelt von Ueberlieferungen, die aber kein Mensch weiß, wo sie sind, als die Geistlichen, ist mir lächerlich. Kurz, ich glaube nun gar nichts mehr, und nun bin ich so ruhig und bin so gut, oder noch besser, als alle die, welche Alles glauben, was man ihnen vormacht."

„Aber so sind doch nicht alle Geistliche; sprach Jakob. Jener, der heute predigte, sagte im Grunde nichts Anderes, als was in der heiligen Schrift steht, und wer seine Predigten befolgt, der muß ein weiser und guter Mensch werden."

„Ich kenne ihn, sagt Erasmus. Er ist ein gescheider und trefflicher Mann. Allein der ist allgemein als Irrlehrer, als Mystiker, als Lutheraner verschrieen. Sage heute bei Tisch nur vor meinem Vater etwas von ihm, so wirst du hören, was er urtheilt. Ich mag ihn nicht reizen, sonst würde ich anfangen. Es wurde ohnedieß schon mein ganzes Wesen empört darüber, wie er heute in der Frühe meine gute Mutter behandelt hat, weil sie in den Gottesdienst dieses Mannes gehen wollte. Wenn nun die Dummen und Sittenlosen gute Katholiken, die Weisen und Guten aber Irrlehrer u. s. w. sind, so möchte ich da lieber ein Irrlehrer u. s. w. seyn. Damit ich aber ja in keinen Irrthum falle, so will ich lieber nichts glauben."

„Aber, versetzte Jakob, Gott hat doch geboten, daß wir glauben sollen; in der ganzen heiligen Schrift, alten und neuen Testamentes, sind über die Glaubenden so unaussprechlich große und schöne Verheißungen, über die Unglaubigen aber so schreckliche Drohungen ausgesprochen!"

„Aber Gott hat auch allen Aberglauben, allen Götzendienst u. s. w. verboten, sprach Erasmus. Warum hält man denn dieses Verbot nicht? Dieß gilt doch gerade so viel, wie das Gebot!

Betrachte nur das Abendgebet meines Vaters, und sage mir aufrichtig, ob da Glaube an Gott seyn kann, wenn man so betet! Und erst welchen Aberglauben treibt er mit Bildern, von denen er wirklich glaubt, daß sie helfen können. An die Mutter-Gottes und die Heiligen glaubt er mehr, als an Gott. Von seinen übrigen aberglaubischen Meinungen von geweihten Sachen, ja sogar von Hexen, Gespenstern will ich gar nichts sagen.

Der Apostel sagt: daß der Geizige ein Götzendiener sey. Nun, einen größern Geizhals gibt es nicht, als mein Vater ist!

Und so ist nicht nur mein Vater, so sind alle die, die zu ihm kommen, und die er als fromme Katholiken anrühmt. Ja, in allem diesen aberglaubischen und abgöttischen Wesen bestärkt ihn noch der Geistliche.

Nein, dabei bleibe ich, ich will lieber nichts glauben!"

„Lieber, sprach Jakob freundlich zu ihm, Sie sind etwas gereizt — und in einem solchen Zustande sieht man gewöhnlich Alles anders an, als es wirklich ist! Auch sind wir in der Hauptsache nicht eins, und somit können wir über andere Gegenstände nicht streiten. Das Streiten in Religionssachen führt auch zu nichts. Zu einer andern Zeit wollen wir ruhig über die Sache nachdenken!"

„O Freund! sagte Erasmus mit tiefer Rührung, glaube mir, ich bin nicht so böse, wie mich mein

Vater hält. Ich konnte früher glauben, und es ist wahr, wie du sagst; ich war selig dabei. Jetzt aber bin ich voll Unruhe, wenn ich gleich früher sagte, ich sey jetzt ruhig; es ist nicht wahr. Ich kann nichts mehr glauben; ich bin entzweit mit Gott, mit mir und allen Menschen. Und dazu hat mich das übertriebene, verkehrte Wesen meines Vaters gebracht, und noch mehr, mein Bruder, der Erzheuchler, der, wie meine Schwester, allen Lastern fröhnt, aber dem Vater heuchelt, und deßwegen von ihm geliebt wird, und ich bin gehaßt. Schon oft wollte ich mir das Leben rauben, das mir zur Last und Plage wird.— Wenn du, lieber Jakob, mich wieder beruhigen könntest, so würde ich dir mein ganzes Herz öffnen! Ich bin nicht böse; — ich habe noch keine Handlung begangen, derer ich mich schämen müßte."

Jakob suchte ihn mehr für sich zu gewinnen, und ihm die Versicherung zu geben, daß gewiß Ruhe und Frieden in sein Herz kommen werde, wenn er wieder anfange, dem Worte Gottes zu glauben, wenn er beten, und vor Allem aber gegen seinen Vater mit mehr kindlicher Schonung und Nachsicht sich benehmen werde.

Gleich nach der Mittagsmahlzeit hatte Jakob Gelegenheit, seinen Meister ganz kennen zu lernen. Derselbe las in der Legende und die Uebrigen saßen im Zimmer. Da kam eine arme Frau, und bat den Meister Solder, er möchte doch nur acht Tage Geduld mit ihr haben, dann werde sie den Zins gewiß bezahlen; denn sie und ihre Tochter vollendeten bis dahin eine Arbeit, wofür sie so viel erhalten, daß sie gewiß bezahlen könne.

„Geduld, immer Geduld verlangt das Gesindel, rief Solder voll Ingrimm. Ich hab' ihr schon gesagt: wenn sie morgen nicht bezahlt, so laß ich sie auspfänden, und dabei bleibt's.“

„Ach, Herr Solder, sprach die Frau flehend, haben Sie doch Mitleid mit einer armen Wittwe, machen Sie doch mich und meine vier Waisen nicht unglücklich! Sehen Sie, der Herr hat ja heute gepredigt, daß wir barmherzig seyn sollen; dann werde Gott auch mit uns barmherzig seyn!“

„Was? schrie Solder, sie will mich noch belehren? Gerade weil der Ketzer dieß gesagt hat, so thue ich es nicht! Ich weiß schon, was ich zu thun habe. Auf der Stelle gehe sie, und morgen Geld, oder sie wird ausgepfändet, und wenn sie nichts hat, als ihr Bett!“

Die gute Frau verhüllte ihr Angesicht, und ging weinend fort. Erasmus schoß feurige Blicke auf seinen Vater zu. Die Mutter aber sprach zu ihrem Manne:

„Lieber, wie kannst du doch so verfahren! Siehe, das ist ja doch schrecklich.“

„Kommst du schon wieder, du feiner pietistischer Teufel, rief ihr Solder entgegen. Wart', ich will dir die Empfindeleien noch austreiben! Ich bin Herr!“

„Du Teufel von einem Pharisäer!“ fuhr Erasmus auf, und ging zur Thüre hinaus. „Was, schrie Norbert, dieser gottlose Kerl soll meinen frommen Vater einen Teufel nennen?“ und lief seinem Bruder nach. „Dieß sind die Folgen deines Bibellesens, schrie Solder seiner Frau zu, die mit Thränen in den Augen dastand; so bringst du den Sohn wider den Vater, den Bruder wider den Bruder auf, und

machst das Haus zu einer Hölle! Ich will dir und deinem saubern Sohne noch Gehorsam lehren!"

Jakob saß wie versteinert auf seinem Stuhle da, und wußte nicht, was er thun sollte. Indeß kam Norbert wieder. Racheschnaubend fiel er seinem Vater weinend um den Hals, und sprach: „Ich hätte ihn erwürgt, den Frevler, wenn ich ihn gefunden hätte. — Ach, der gottlose Mensch!"

„Lasse es gut seyn, sagte der Vater; Gott wird ihn schon strafen; der Fromme muß immer viel leiden!"

Indeß kam auch die Tochter, welche sich für den Nachmittagsgottesdienst aufgeputzt hatte, und sprach ganz gleichgültig, während dem sie sich im Spiegel betrachtete: „Was habt ihr denn schon wieder? Man muß sich ja schämen vor andern Leuten!"

Jakob schlich sich bei dieser Gelegenheit aus dem Zimmer; denn er hatte genug gesehen und gehört.

Die gute Mutter hatte sich schon früher entfernt, um vielleicht in der Stille ihr bedrängtes Herz vor Gott auszuleeren, wie sie es gewohnt war.

Jakob war vorzüglich um Erasmus besorgt. So sehr er sein Benehmen gegen dessen Vater verabscheute, so bedauerte er doch den guten Jüngling, den des Vaters heuchlerisches und grausames Benehmen zu solch schrecklichen Äußerungen gereizt hatte. Er bemühte sich, ihn aufzusuchen, fand ihn aber nicht. Nun wollte er zu dem ehrwürdigen Greis gehen, um mit ihm zu reden; allein dieser war abwesend, und man sagte ihm, daß er auf dem Lande bei einem Freunde sey, und vor einem halben Jahre nicht wieder komme. In Solders Haus zu gehen, oder ferner

dort zu arbeiten, schien ihm jetzt unmöglich. Doch durfte er nicht gerade so sich entfernen. Er ging also am Abende dorthin; traf aber Niemand, als die Frau, welche sich herzlich freuete, ihn zu sehen. Diese bat ihn, er möchte ja doch bleiben. Vielleicht wäre es möglich, daß wenigstens ihr Erasmus gebessert werden könne; und ihr wäre es ein großer Trost, einen Menschen im Hause zu haben, der Gott fürchtet und liebet.

Als Jakob ihr bemerkte, ob denn auf den heutigen Auftritt hin Erasmus nochmal vor seinem Vater erscheinen dürfe, so seufzte die gute Frau und sprach: „Solche Auftritte sind, leider, nichts Neues bei uns. Was mein Herz leidet, kann ich nicht aussprechen. Da Erasmus in seinem Geschäfte außerordentlich geschickt ist, und mein Mann von ihm Vortheile hat, so läßt er Alles gehen, wenn er nur gewinnt. So macht er es auch mit meiner Tochter; er hat durch sie Vortheile im Laden, und nun mag sie sich ganz seinen Grundsätzen entgegen kleiden und betragen. Das Geld ist sein Gott, dem er mit ganzem Herzen dient; sein übriger Gottesdienst ist nur Heuchelei, womit er sein Gewissen beruhigen möchte.“

Jakob wunderte sich, daß sie dabei sich so ruhig verhalte, und wenigstens nicht ernsthaft auftrete.

Da erzählte ihm die gute Frau mit Thränen, wie viel sie schon gethan habe, wie sie kein Mittel unversucht ließ, und wie Alles nicht nur umsonst war, sondern die Sache nur noch ärger wurde. Nun könne sie nur schweigen, seufzen, und auf die Hülfe von Gott hoffen, der zur rechten Zeit helfen werde. Früher, sprach sie, bevor ihr Mann sich bekehrt habe,

wie er seinen jetzigen Zustand nenne, habe sie noch mehr Hoffnung auf Besserung gehabt; aber jetzt, da er sein böses Herz mit der Maske der Religion zudecke, und sein Gewissen mit verschiedenen frommen Gebraüchen und guten Werken zu beschwichtigen suche, gebe sie jede Hoffnung auf, denn es sey ganz wahr, was ihr ein trefflicher Geistlicher gesagt habe: „Einen Pharisäer dieser Art zu bekehren, sey eine Unmöglichkeit; selbst der Sohn Gottes habe keinen bekehrt."

„Dieses habe ich schon bemerkt, sprach Jakob, daß Unglaube und Aberglaube die zwei Hauptmittel sind, wodurch die meisten Menschen vom wahren Glauben an den lebendigen Gott entfernet, und somit in Unwissenheit und Sittenlosigkeit erhalten werden. Gewöhnlich kommen sie vom Unglauben zum Aberglauben. Beide Ungeheuer haben Einen Vater, und der heißt Stolz. Die Mutter des ersten aber ist die Sinnlichkeit, die des zweiten Eigenliebe.

„Aberglaube, wendete Frau Solder ein, ist auch nichts Anderes als Unglaube; denn wer an den lebendigen Gott und an seine geoffenbarten Wahrheiten glaubt, wird gewiß an nichts Anderes glauben, und wird sein Heil nirgends als in Gott und in treuer Beobachtung seiner heiligen Gebote suchen."

Jakob wurde sehr erbaut durch die kindliche Hingabe an Gott, durch das felsenfeste Vertrauen auf Gott, und durch die stille demuthsvolle Geduld, welche diese Frau aüßerte, und er sah so recht deutlich, wie nur der lebendige Glaube an Christus solch herrliche Früchte im Innern des Menschen hervorzubringen vermöge.

Während dem Beide sich so miteinander unterhielten, laütete Jemand an der Hausglocke. Frau Solder öffnete die Thüre, und Erasmus trat herein. Sie gab ihm und dem Jakob das Essen, und bat ihren Sohn, daß er sich doch in seine Schlafkammer verfügen möchte, bevor der Vater komme, um ähnliche Auftritte, wie am Mittage, zu vermeiden. Vorzüglich gab sie ihm Verweise wegen seines Benehmens gegen seinen Vater, und ermahnte ihn, demselben am folgenden Tage Abbitte zu thun. Jakob unterstützte die Ermahnungen der Mutter, welche Erasmus ruhig anhörte und zu befolgen versprach. Er sagte nur: „Ich weiß, daß ich schrecklich gefehlt habe gegen meinen Vater; aber wer soll da nicht empört werden! Gerade, da er aus der Legende die Wohlthätigkeit eines Heiligen vorlas, konnte er so ruchlos mit einer guten und armen Wittwe verfahren. Und wenn ich ihm auch abbitte, so wird nur sein Stolz noch mehr bestärkt; einen andern Eindruck macht es nicht!" Seine Mutter war ganz überzeugt von dieser traurigen Wahrheit; allein sie ermahnte ihn, seine Pflicht zu erfüllen, um seine Seele zu retten. Erasmus und Jakob entfernten sich. Am andern Tage, als Erasmus seinen Vater in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung bat, so mußte sich Jakob von der schrecklichen Wahrheit auch überzeugen, von welch einem Stolze und von welcher Eigenliebe dieser Mann verblendet war. Er sah dieß nur als einen Beweis von seiner Rechthaberei und von der Gnade an, die er verdient habe.

Jakob hatte Gründe genug, um das Benehmen dieses Mannes zu verabscheuen; er wäre auch auf

der Stelle aus der Arbeit getreten, wenn ihn nicht die Frau und Erasmus durch Bitten davon abgehalten hätten.

Jakob verlebte nun in Amsterdam ruhige Tage. Meister Solder, obwohl er aus ihm nicht recht klug werden konnte, und Jakob jede Unterredung mit ihm zu vermeiden suchte, schätzte ihn wegen seiner Geschicklichkeit und Treue.

Jakob war ein schöner, blühender und besonders wohlgebildeter Jüngling von etwa vierundzwanzig Jahren. Es wurde ihm daher auf verschiedene Weise geschmeichelt; man suchte ihn in diese und jene Gesellschaft zu locken. Kurz, er fand, daß sein Glaube anderer Art als bisher, geprüft werde, und zwar nicht nur allein von Außen, sondern auch von Innen.

Er sah nun ein, wie weisheits- und liebevoll, wie passend und nothwendig es sey, daß in der katholischen Kirche gerade für die Jugend ein eigenes Mittel zur Stärkung im Glauben angeordnet wurde, nämlich das heilige Sacrament der Firmung. Was bedarf der schwache — so vielen Gefahren von Innen und Außen preisgegebene — Jüngling oder die Jungfrau nothwendiger, als Kraft von Oben, wenn das heiligste Kleinod, der Glaube an den Erlöser, nicht verläugnet werden soll durch Befriedigung sinnlicher Lüste. Zu Gelegenheiten zu gehen, bei welchen die Unschuld der Gefahr ausgesetzt werden könnte, hielt er für sehr gefährlich; und in eine Sünde willigen und den Glauben verläugnen, war ihm Eines. Er suchte daher die Waffenrüstung, welche der heilige Apostel Paulus (im Briefe an die Epheser VI,

10—18.) anrathet, um so fester zu ergreifen, je listiger die Angriffe des Feindes waren; nämlich den Schild des Glaubens, das Wort Gottes als Helm des Heiles und als Schwert des Geistes anhaltendes Gebet.

An den Sonntagen Nachmittags ging er öfters in das Spital, theils um Nothleidenden Hülfe zu erweisen, und theils um durch die Folgen der Sünde, welche an solchen Orten in ihrer schrecklichen Gestalt sich zeigen, sein Herz mit einem tiefen Abscheu gegen jede Ausschweifung zu erfüllen. Erasmus, der ihn immer lieber gewann, begleitete ihn meistens. Einmal kamen sie dort auch vor das Bett eines Menschen, der ganz abgezehrt und entstellt dalag. Jakob beobachtete ihn wehmuthsvoll und suchte ihn zu trösten. „Bei mir, sprach der Kranke mit röchelnder Stimme, ist aller Trost umsonst; ich bin verloren, denn ich habe durch meine Ausschweifungen mir Alles selbst zugezogen.“ Er richtete sich mühsam im Bette auf, und fuhr fort: „Sehen Sie jetzt mich an. Ich könnte gesund, stark und glücklich seyn. Nun aber habe ich durch Tanzen, Saufen, Spielen und alle Arten von Ausschweifungen Gesundheit, Ehre und Geld verschwendet, und für diese herrlichen Schätze mir dieses Elend eingetauscht. Und was noch ärger ist, als Alles — auf mich wartet die Hölle! O daß alle jungen Leute, vorzüglich alle Jünglinge, welche sich in der Fremde aufhalten müssen, mich sehen könnten, um sich zu überzeugen, wohin der gewöhnliche Leichtsinn führt, der unter uns herrscht!“ Er sank wieder auf sein Bette zurück, wollte weiter reden und konnte nicht. Jakob suchte ihn zum Glauben an

Gott und zur Rückkehr zu Ihm durch aufrichtige Buße zu ermahnen.

„Ach, sprach er, das ist nun zu spät! vor mehreren Jahren traf ich auf der Reise einen jungen Menschen — ich meine, es sey mein Schutzengel gewesen — der hat mich ebenfalls zum Glauben aufgefordert. Hätte ich ihm gefolgt, so stände es jetzt anders mit mir. Aber ich verlachte ihn — und nun muß ich mein Lachen beweinen. Aber sehen Sie, ich kann nicht mehr weinen!"

Jakob erinnerte ihn an einige Worte, welche der Jüngling damals zu ihm gesprochen habe.

„Ja, ja, sagte er; o, Sie sind gewiß jener Jüngling selbst, und kommen nun zu mir!" Als Jakob ihn ganz überzeugte, daß er derjenige war, der damals wirklich mit ihm redete; so freute er sich herzlich, und legte vorzüglich das Geständniß ab, daß er, als er angefangen habe, den öffentlichen Gottesdienst nicht mehr zu besuchen, erst ganz verwilderte.

Jakob suchte ihn zu trösten und zu beruhigen. Er stellte ihm die Liebe des Erlösers vor, der ja gekommen sey, die verlornen Schafe zu suchen und selig zu machen. Dieß richtete den beinahe Verzweifelnden wieder auf, er konnte weinen, und dankte für diesen Trost.

Dieser Vorfall hatte auf Erasmus einen tiefen Eindruck gemacht. Er wurde nachdenkend, und gewann immer mehr Zutrauen zu Jakob. Allein, wie es bei allen Eindrücken geht, so ging es auch bei Erasmus. Er hatte viele Talente; und da er früher studirt hatte, so fehlte es ihm nicht an Kenntnissen. Sein Verstand machte Einwürfe und meinte,

dieser Mensch habe sich vorzüglich deßwegen so unglücklich gemacht, weil er sich nicht von seiner Vernunft, sondern von seinen Lüsten und Leidenschaften leiten und zuletzt beherrschen ließ.

Auf die Frage Jakobs, was denn eigentlich mächtiger sey im Menschen: die Vernunft oder die Leidenschaften? wußte Erasmus freilich keine Antwort zu ertheilen. Nur sprach er: „Soll denn die Vernunft gar nichts vermögen und umsonst seyn?"

„Wenn ich behaupte, erwiderte Jakob, das Auge an sich sey kein Licht, behaupte ich damit, daß das Auge ganz umsonst sey? Es ist etwas Gutes, Herrliches, Unentbehrliches um das Auge; aber es kann mehr nicht als das Licht aufnehmen. Ohne Licht wird man auch mit dem schärfesten Auge in Finsterniß seyn. So verhält sich die Sache auch mit der Vernunft. Sie ist das Auge unseres Geistes, durch welches dieser das Licht der göttlichen Offenbarung in sich aufnimmt."

Jakob hatte nach und nach, und zwar mehr durch seinen edlen, frommen Sinn, als durch Worte, auf Erasmus so vortheilhaft eingewirkt, daß dieser mit ganzer Seele zum Herrn sich bekehrte, und ein ausgezeichneter Mann wurde. Jakob erkannte seine frühern Fehler, indem er bei jeder Gelegenheit gleich belehrend und oft strafend auftrat, womit er viel schadete. Indeß konnte er manche Zweifel, manchen Einwurf, die Erasmus und ähnliche junge Leute, welche zu ihm kamen, vorbrachten, nicht widerlegen.

Jener ehrwürdige Missionär war wieder in die Stadt zurückgekehrt und Jakob lenkte bei einem Besuche das Gespräch auf jene Gegenstände, über

welche

welche er Aufschluß verlangte. Am unbegreiflichsten kam ihm vor, daß den Katholiken das Lesen der heiligen Schrift verboten seyn soll; zumal die Feinde der katholischen Religion diesen Umstand besonders zur Entschuldigung ihres Spottes, und gottlose Menschen zur Beschönigung ihrer Laster benützen.

Der würdige Greis erklärte hierauf, daß die katholische Kirche das Lesen der heiligen Schrift nie verboten, daß die Kirchenversammlung zu Trient vielmehr den Seelenführern es überlassen habe, wem und unter welchen Bedingungen die heilige Schrift zum Lesen ertheilt werden soll.

„Die Kirche will, fuhr er fort, daß das Ansehen der heiligen Schrift erhalten, und daß jeder Mißbrauch dieses heiligsten Buches, welches ja die Hauptquelle des Glaubens und der Sittenlehre ist, beseitiget werde.

Da es nun viele Menschen gibt, welche die Göttlichkeit dieses heiligsten Buches nicht kennen, und somit es geringe achten, wenn sie es, ohne von dem göttlichen Ursprung und dem großen Zwecke desselben unterrichtet zu seyn, in die Hände bekommen; und wie unfähig ist ein rohes Volk, das Göttliche in einer menschlichen Form zu achten! Daher ist Vorsicht bei Austheilung der heiligen Schrift sehr nothwendig, um dieses Heiligthum vor Entehrung zu verwahren, damit, wie Christus sagt, das Heilige nicht den Hunden, und die Perle den Schweinen vorgeworfen werde.

Eben so mißbrauchten es schon Viele, indem sie in dem Worte Gottes nicht in der Absicht lasen, um ihren Glauben zu beleben, zu stärken; um ihr

Leben nach der Lehre und nach dem Leben Jesu und seiner heiligen Apostel einzurichten; sondern um zu streiten, oder um sich Glaubenssätze u. s. w. daraus zu bilden. So wird wieder Vorsicht erfordert, um dieses Heiligthum vor schädlichen und nachtheiligen Mißbraüchen zu sichern.

Wenn dagegen fromme Christen in der Absicht in der heiligen Schrift lesen, um ihren Gott und Heiland, wie Er Sich vom Anfange an geoffenbaret hat, kennen zu lernen, um Ihn besser lieben, und seinen heiligen Willen treuer erfüllen zu können, so wird gewiß eine solche Lesung von großem Nutzen und Segen seyn; und daher haben gerade die weisesten und frömmsten Lehrer der Kirche das Lesen der heiligen Schrift so oft und so dringend empfohlen.

Wenn man nun sonst schon in Nebensachen so vorsichtig ist, daß man mit dem Mißbrauch nicht auch den guten Gebrauch entferne, so sollte man diese Klugheit doch um so mehr bei einem der wichtigsten Gegenstände beobachten, und nicht dadurch fromme Gemüther auf das tiefeste beleidigen oder Schwache ärgern, daß man das Lesen der heiligen Schrift überhaupt verwerfe und sogar, wie dieß oft der Fall ist, mit den entehrendsten Ausdrücken es lächerlich oder gar verächtlich mache.

Die heilige Schrift deßwegen allen Menschen zu verbieten, weil Einige damit einen Mißbrauch machten, wäre gerade so, als wenn man Speise und Trank allen Menschen verbieten wollte, weil Einige diese Gaben Gottes zur Unmäßigkeit mißbrauchten. Der Weise verbietet den Mißbrauch,

und empfiehlt, ja er befördert den guten Gebrauch. Nur der Unwissende oder Bösartige wird jeden Gebrauch der heiligen Schrift verbieten, und wer dieses sogar mit entehrenden oder rohen Ausdrücken thut, der schändet das Heiligste, der untergräbt die Grundsäulen des wahren Glaubens und eines heiligen Lebens, und richtet einen namenlosen Schaden an. Denn, wenn dem Volke das Wort Gottes lächerlich und verächtlich gemacht ist, womit wollen wir noch die Wahrheit unterstützen, oder ihr Hochachtung oder Nachdruck verschaffen?

Welch ein Verderben solche blinde Eiferer bereiten, das wissen sie wohl selbst am allerwenigsten. Ich halte es für die größte Gotteslästerung, wenn man behaupten würde: Durch das Lesen des göttlichen Wortes werde der Mensch irre geleitet. Das heißt Gott als einen Verführer lästern."

„Ich einmal, fuhr der fromme Greis fort, habe die Erfahrung gemacht, daß jene Menschen, welche die heiligen Schriften mit redlicher Absicht lasen, immer weiser, besser, menschlicher und frömmer waren, als die Andern; und wenn sie auch in Irrthümern und Fehlern waren, so war es immer leichter, sie zu belehren und zu bessern, als jene, welchen das Wort Gottes unbekannt, ja fremde ist.

Uebrigens geht es dem geschriebenen Worte Gottes, wie es dem lebendigen Worte Gottes ging, das Fleisch wurde, und in Menschengestalt auf Erden wandelte. Es gereicht Vielen zum Falle und Vielen zur Auferstehung.*)

*) Luc. II, 34.

Wie Viele damals in dem Menschen Jesus nicht Gott erkannten, so erkennen auch jetzt noch Viele in den Buchstaben der heiligen Schrift das Göttliche nicht, weil es ihnen an erleuchteten Augen und an einem heiligen Sinne fehlt.

Diejenigen, welche das Wort Gottes nicht verstehen, hat der heilige Apostel genau bezeichnet, indem er schreibt: Wir versagen uns schändliche, heimliche Kunstgriffe, indem wir nicht in Arglist wandeln, und das Wort Gottes nicht verfälschen, sondern uns durch Offenbarung der Wahrheit bei jedem Gewissen der Menschen Gott empfehlen. Ist auch unser Evangelium verhüllt, so ist es nur denen verhüllt, die verloren gehen: den Ungläubigen, deren Herzen der Gott dieser Welt verblendet hat, daß ihnen nicht strahle die Erleuchtung des Evangeliums der Herrlichkeit Christi! *)

Auf eine andere Weise liest der Christ das Wort Gottes, der sich selbst darin zu erbauen, zu belehren und seinen Sinn für's Göttliche zu beleben sucht.

Wieder anders der Gelehrte, den Amt und Pflicht auffordern, die von der Kirche festgesetzten Wahrheiten zu lehren; oder gegen Angriffe zu vertheidigen u. s. w.

Zum erstern, nämlich zu dem erbauenden Schriftlesen, wird vor Allem ein guter Wille und ein himmlischer Sinn erfordert, der nur das Wahre sucht, und das Wahre in sich aufnimmt. Daß da

*) 2 Kor. IV, 2—4.

ganz gemeine Leute die Gelehrten oft beschämen, davon hat man Beispiele genug; und es wird oft erfüllt, was Christus lobpreisend anerkannte, daß Gott den Kleinen offenbaret, was er vor den Weisen und Klugen verbirgt. *)

Uebrigens darf man nie vergessen, daß Gott schon vom Anfange an ein lebendiges Lehramt angeordnet, und daß Christus dasselbe in seiner Kirche nicht nur festgesetzt, sondern geheiliget hat. Es kamen keine feurige Schreibfedern, keine feurige Buchstaben, wohl aber feurige Zungen vom Himmel, welche auf die Haüpter der ersten Saülen der Kirche niederschwebten. Gott wirkt meistens durch Menschen auf die Menschen. Das ist die rechte Ordnung. Durch das Lesen der heiligen Schrift soll die öffentliche Verkündigung des göttlichen Wortes nicht entbehrlich gemacht, sondern vielmehr das Herz für dasselbe vorbereitet, und das Gehörte im Herzen belebet und erhalten werden."

Jakob dankte für diese Belehrung, und da er im Laufe des Gespräches auch auf das Benehmen mit Menschen anderer Religionsbekenntnisse kam, und da über dieses Verhalten so verschiedene Ansichten herrschen, so bat er auch hierüber um Aufschluß.

Der Greis erwiderte ihm hierauf: „Zuerst muß man wohl unterscheiden zwischen solchen Religionsparteien, welche an Christus, als Sohn des lebendigen Gottes und Heiland der Welt glauben, und

---

*) Matth. XI, 26. 1 Kor. I, 20.

zwischen solchen, welche nicht an Christus glauben, Ihn nicht als Solchen anerkennen und bekennen.

Es ist nicht nur allein ganz unrichtig, sondern sehr lieblos, wenn man solche Äußerungen, welche die frühern Lehrer der Kirche gegen jene Irrlehrer gebrauchten, die bösartig gegen das Christenthum auftraten, oder die Gottheit, oder Menschheit Christi, oder das Ansehen der heiligen Schrift zu laügnen suchten, wenn man, sage ich, solche Aüßerungen auf solche Christen anwendet, die in der angegebenen Weise an Christum glauben, die heiligen Schriften als göttlich verehren, wohl aber in andern Punkten von der Lehre der katholischen Kirche abweichen.

Es gibt Menschen, und deren Anzahl vermehrt sich, leider! leider! immer mehr, welche aus Gleichgültigkeit gegen jede Religion mit allen Religionsparteien harmoniren.

Andere achten aus Klugheit oder wegen gewisser Vortheile äußerlich und öffentlich Menschen anderer Religionsbekenntnisse, und betragen sich friedlich mit ihnen, ohne ihren Grundsätzen zu huldigen; und dieß heißen sie Toleranz oder Duldung.

Dagegen gibt es aber auch Viele, die, wie weiland die Pharisäer, nur die Form der Religion kennen, und auf diese Form sich viel einbilden; ja sie für das Wesen halten, und eben deßwegen solche, die eine andere Form haben, meiden, oder gar hassen und verdammen. So machten es die Juden den Samaritern und den Heiden. Und wie strenge dieses lieblose Benehmen Er, die Zierde und der Ruhm Israels, nämlich Jesus, tadelte; ja, wie Er bei jeder Gelegenheit den dummstolzen Juden be-

greiflich zu machen suchte, daß unter Samaritern und Heiden Menschen sich befinden, welche mehr Glauben, mehr Liebe, mehr Dankbarkeit besitzen, also besser daran seyen, als sie, davon liefern uns die heiligen Evangelisten viele Beweise.

Es ist eine große und nicht genug zu beherzigende Wahrheit: Je weniger ein Mensch seine eigene Religion kennt, je mechanischer er das Äußerliche mitmacht, und je sittenloser er dabei ist, desto liebloser und feindseliger ist er auch gegen Menschen anderer Religionsformen.

Der wahre Katholik aber, der nicht nur die Form, sondern auch den Geist seiner Religion hat und kennt, der duldet nicht bloß Menschen anderer Religionsparteien, sondern er liebt sie mit brüderlicher Liebe; er erkennt mit Freuden das Gute an ihnen, und beweist eben durch eine größere Liebe, daß er nur aus Gnade im Besitze der wahren Religion sey. Denn das Wesen der wahren Religion ist Liebe.

Dagegen hält er fest an dem Bekenntnisse seiner Religion, und ist überzeugt, daß die Kirche das, was sie glaubt, aus der Hand der Apostel, daß die Apostel diesen Glauben aus der Hand Christi, und daß Christus diesen Glauben aus dem Vaterherzen Gottes empfangen habe.

Mit Einem Worte: der wahre katholische Christ liebt Gott über Alles, und seinen Nächsten, d. h. alle Menschen ohne Ausnahme, wie sich selbst.

Nichts ist abscheulicher, als Religionsstolz. Wie verächtlich hat sich durch diesen Stolz das Judenvolk, das den wahren, allein seligmachenden Glauben des alten Bundes allein hatte, vor allen Menschen gemacht; und wie verwerflich war es vor Gott, weil es meinte, schon um seiner Glaubensform wegen könne es ihm nicht fehlen. Aber wie sehr betrog sich dieses bethörte Volk; wie ernsthaft bestrafte Johannes, der Herold des lange erwarteten Messias, diesen Glaubensstolz, indem er den Verblendeten zurief: Ihr Natternbrut, waget nicht zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater! Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken!*) Der heilige Apostel bewies den Juden deutlich, daß ihr Glaubensstolz bei ihrem schlechten Wandel nichts nütze, und daß sie also gerade so Sünder seyen, wie die Heiden, ja sie seyen um ihres Unglaubens willen verworfen, und die Heiden wegen ihres Glaubens an Christus angenommen worden.**)

Am allerabgeschmacktesten aber ist es, wenn Nichtgeistliche von verschiedenen Religionsparteien mit einander disputiren oder streiten über Glaubenssachen. Beide Parteien kennen meistens die Grundlehren ihrer Religion und die Unterscheidungslehren von andern Religionssystemen nicht. Daher fechten sie mit den Stangen im Nebel herum; sprechen nur von Nebensachen, und auch davon so verkehrt, und so unsinnig, daß jeder Besserdenkende sich daran ärgern muß. Jeder möchte da nur seine Vorzüge

---

*) Luc. III, 7. 8. — **) Römer XI, 20.

vor Andern, nur seine Weisheit auskramen, und beide beweisen nichts, als einen elenden Stolz und eine grobe Unwissenheit. Sie machen die heilige Sache lächerlich und veranlassen dadurch oft das, was das Christenthum so strenge verbietet: Händel und Feindseligkeiten.

Gerade die Unwissendsten und Rohesten wollen oft am meisten von Religion wissen, und schwätzen am haufigsten davon; da doch kein Gegenstand eine so gründliche Kenntniß und strenge Prüfung erfordert, als gerade die Religion, zumal da die Grenzlinien oft so fein sind. Um strittige oder zweifelhafte Punkte zu rechtfertigen und zu entscheiden, dazu ist die Geistlichkeit da; und dieser soll es auch überlassen bleiben. Der Nichtgeistliche soll seine bessere Religion durch einen bessern Wandel beweisen, und sich nicht in Sachen einlassen, die er nicht versteht.

Die Untersuchung über Krankheiten, Arzneimittel u. s. w. überläßt man dem Arzte; Streitigkeiten in Rechtssachen dem Rechtsgelehrten; um so mehr gehören Streitigkeiten über den wichtigsten und heiligsten Gegenstand nicht auf Bierbänke und nicht für das Volk, sondern in die Kirche und für die Kirchenvorstände.“

„Es ist wahr, sprach Jakob, wie lächerlich gerade oft solche ihre Religion machen, die sie vertheidigen wollen. Letzthin fing Norbert, der Sohn meines Meisters, im Wirthshaus mit Protestanten, wie es auch sein Vater gewöhnlich zu machen pflegt, einen Religionsstreit an. Er wußte natürlich keinen

vernünftigen Grund anzugeben; ja er sprach schon die Worte so aus, daß man lachen mußte; und als zuletzt seine Gegner ihn fragten, was denn er glaube, so antwortete er mit großer Brutalität: „Ich glaube, was die ganze heilige römische katholische Kirche glaubt.“ „Nun, fragten sie ihn, was glaubt denn die katholische Kirche?“ Er mußte antworten: „Ich weiß es nicht!“ Und so endete der ganze Streit mit einem lauten Gelächter.“

„Es wird aber, fuhr Jakob fort, doch von Andern, und auch von aufgeklärten Katholiken der Vorwurf gemacht, daß man in der katholischen Kirche so haüfig gegen das erste Gebot Gottes handle, indem man das nicht halte, was es verbiete. Es verbiete z. B. Bilder- und Götzendienst und allen Aberglauben auf das allernachdrücklichste; und doch verehre man die Heiligen und ihre Bilder haüfig so, wie Gott selbst. Wenn man nun Leute, wie z. B. meinen Meister, und derer gibt es Viele, hört, und ihre Andachtsübungen beobachtet, so werden solche Vorwürfe wirklich bestätiget. So gibt es Manches bei uns, was doch nicht zum Christenthume gehört, und was Vielen zum Aergerniß oder zum Spotte dient. Sie wissen es nicht, und können es nie so erfahren, wie wir, die wir in der Welt und unter so verschiedenen Menschen leben müssen, wie man Alles beobachtet, bekritelt, und zur Entschuldigung seines Unglaubens u. s. w. benützt. O Herr! im Umgange, bei Geschäften, bei Gesellschaften da findet man die Menschen ganz anders, als in der Kirche. In der Kirche legen Manche — freilich selbst da nicht mehr Viele — noch eine christliche

Maske an; aber im Leben zeigen sie sich, wie sie sind."

„Es ist wahr, sprach der Geistliche, daß Gott in jedem Gebote nicht nur gebietet, sondern auch verbietet, und daß Er dieß vorzüglich im ersten Gebote so bestimmt und kräftig ausgesprochen hat.

Denn nichts macht den Menschen unfähiger, an den lebendigen Gott und an sein heiliges Wort wahrhaft zu glauben, als der Unglaube oder der Aberglaube. Unter diesem Unkraute kann der Glaube, diese heilige Pflanze des Himmels, nicht gedeihen. Daß die durch die Erbsünde verdorbene Natur so sehr geneigt ist, nicht nur sinnliche Vorstellungen von Gott, sondern sogar sinnliche Götter zu haben, dieß lehrt die heilige Geschichte des ganzen alten Bundes nachdrücklichst; und davon kann man sich noch immer überzeugen, wenn man die Menschen, besonders solche, die ein religiöses Gefühl, aber keine gründliche Erkenntniß vom Christenthume haben, beobachtet. Ebenso gibt es einen geistigen Götzendienst. Der heilige Apostel nennt z. B. den Geiz einen Götzendienst und sagt von solchen, die nur für Speise, Trank, Kleidung, Vergnügen besorgt sind, daß ihr Bauch ihr Gott sey.

Wenn der Mensch an etwas, es mag heißen, was es will, so hängt, wie er nur Gott ergeben seyn soll, oder nach etwas so trachtet, wie er nur nach dem Heile seiner Seele trachten soll; so ist ein solcher ein Götzendiener im geistigen Sinne.

Viele, z. B. die in einem verbotenen Umgange mit Personen des andern Geschlechtes leben, raümen

Menschen eine Stelle in ihrem Herzen ein, die nur Gott gehört: sie sind also Götzendiener.

Die Verehrung aber, die man den Heiligen, oder Bildnissen der Heiligen erweist, ist weder Aberglaube noch Götzendienst; wenn man sie so verehrt, wie die katholische Kirche lehrt. Sie lehrt nicht, daß man die Heiligen verehren müsse, sondern nur: Es sey nützlich und heilsam, die Heiligen zu verehren und sie um ihre Fürbitte anzurufen.

Wer nur einigen Begriff hat von dem Verhältnisse, in welchem die vollendeten, verklärten Christen mit Christus und dann mit den Glaubigen auf Erden stehen, der wird sich bald überzeugen, daß es nützlich und heilsam sey, sie zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen.

So ist es auch mit den Bildnissen. Haben dieselben einen künstlichen und religiösen Werth, so machen sie einen guten Eindruck auf das Gemüth solcher Menschen, die einen Sinn für's Schöne und für's Heilige haben.

Freilich ist der Mißbrauch, den ein rohes oder ungebildetes Volk davon macht, sehr nachtheilig. Wenn man z. B. in dem Wahne steht, daß man ohne die Heiligen nicht von Gott erhört werde; oder wenn man gar meint: Ein Bild, und zwar an einem bestimmten Orte, erhöre Gebete, oder könne gar helfen, so ist dieß schrecklich. Indeß wird Jeder, der nur einigen Unterricht, ja nur eine gesunde Vernunft hat, einen solchen Unsinn einsehen und ihn verabscheuen.

So geschieht es mit vielen andern Anstalten und Gebraüchen. Sie werden gewöhnlich nicht recht

gebraucht, oder gar mißbraucht. Daß es viele solche Mißbräuche gebe, dieß haben gerade die frömmsten und weisesten Lehrer der Kirche zu allen Zeiten eingesehen, und auf Verbesserung oder Entfernung gedrungen. So schreibt unter Andern der heilige Augustin *) in dieser Beziehung: „Alles, was weder das Ansehen der heiligen Schrift, noch eine Einsetzung in den Versammlungen der Bischöfe, noch die Gewohnheit der allgemeinen Kirche für sich hat, sondern nach dem Wechsel der Sitten an mancherlei Orten, auf unzählige Weise wechselt, so daß man keinen Grund mehr ausfindig machen kann, der die Menschen zu solchen Einsetzungen verleitet haben mochte, — dieß Alles soll man, wenn man kann, mit fester Hand wegschneiden. Denn wenn man auch nicht geradezu darthun kann, daß diese Dinge wider die Regel des Glaubens angehen; so drücken sie doch die Religion, welche die Erbarmung Gottes, die nur wenige und einleuchtende Sacramente einsetzte, frei und unbeschwert lassen wollte, mit knechtischen Lasten, so daß das Loos der Juden erträglicher seyn dürfte, welche, ob sie gleich die Zeit der Freiheit nicht erkannten, sich doch nur gesetzlichen Bürden, und keinen bloß menschlichen Forderungen der Anmaßung unterwerfen mußten. — Aber die Kirche Gottes, gesetzt zwischen Spreu und Unkraut, weiß Vieles zu dulden, ohne doch etwas, was wider Glauben und heiliges Leben anginge, zu billigen, noch zu verschweigen, noch zu thun."

---

*) Augustin epist. II. ad Januarium (sonst epist. CXIII.)

„Noch hat mir ein Umstand viel Nachdenken gemacht, sprach Jakob, nämlich der: daß man den anerkannt weisesten und frömmsten Männern nicht glaube, wenn sie gegen Aberglauben oder eingewurzeltes Laster sprechen, und wenn sie sogar ihre Gründe mit lauter Stellen aus der heiligen Schrift unterstützen; daß man dagegen den unwissendsten und schlechten Menschen, die man sonst verachtet, sogleich glaubt, wenn sie gegen das Wort Gottes und gegen erleuchtete, weise und fromme Männer sprechen, den Aberglauben und die dummsten Sachen vertheidigen. Woher mag doch dieses kommen?“

„Diese Frage, erwiderte der Geistliche, hat ein Apostel des Herrn beantwortet, da er schreibt: „Weil sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen haben, um selig zu werden: Darum wird Gott den Irrthum auf sie wirksam seyn lassen, so daß sie der Lüge glauben: damit Alle gerichtet werden, welche der Wahrheit nicht geglaubt, sondern der Ungerechtigkeit beigestimmt haben!“ *) Jeder liebt seines gleichen. Daher glaubet dem Dummen und Sittenlosen der ebenfalls unwissende und rohe Pöbel mehr, als Gott und den Gotterleuchteten Männern.

So ist es auch mit dem häufigen Verketzern in unsern Tagen. Unwissende und sittenlose Menschen möchten sich oft wichtig machen, und können es nicht anders, als dadurch, daß sie weise und fromme Männer zu verdächtigen suchen. Vor diesem Sauer-

---

*) 2 Thessalonicher II, 10. 11.

teig der Pharisäer soll man sich in unserer Zeit recht hüten."

Jakob wurde durch solche und ähnliche Unterredungen mit dem ehrwürdigen Greise nicht nur vor allen Abwegen bewahrt, sondern vorzüglich in seinem Glauben immer mehr gestärkt.

Er hatte nun bei vier Jahre in Amsterdam zugebracht, und sehnte sich recht herzlich nach seiner Heimath. Er hatte wirklich seinen Eltern die Zeit seiner Heimreise schon in einem Briefe bestimmt.

An einem Sonntage kam ein Mensch zu ihm, den er öfters schon bei Norbert gesehen hatte. Dieser ersuchte ihn, daß er mit ihm zu einem Kranken gehen möchte, der ein Deutscher sey, und in einem sehr erbärmlichen Zustande sich befinde. Jakob wurde gerührt durch die Schilderung, welche dieser von jenem Unglücklichen machte. Es war schon Abend; deßungeachtet ging Jakob mit. Sein Begleiter aber führte ihn in ein außer den Thoren der Stadt gelegenes Haus.

Als er dort ankam, so wurde er in eine Kammer geführt, und beim Eintritte reichte ihm Einer aus einem Bette die Hand entgegen. Jakob ging auf ihn zu, ergriff die Hand und wollte sein Mitleiden äußern; aber in demselben Augenblicke öffnete sich eine andere Thüre der Kammer, bei welcher vier Kerl herein kamen, den Jakob ergriffen, zu Boden warfen, und ihm Hände und Füße banden. Nun sprang jener Kerl, der im Bette lag, heraus, und sagte hohnlächelnd: „Nun Glaubensheld, jetzt kannst du deinen Muth beweisen; denn wir werden dich als Missionair nach Amerika liefern!"

Jakob machte Vorstellungen, er bat, da er aber sah, daß Alles umsonst sey, so schwieg er stille, und erwiderte das Hohngelächter dieser Unmenschen mit keinem Worte. Da es ganz finster war, so konnte er keinen der Anwesenden erkennen, nur meinte er Norberts Stimme vernommen zu haben. Da er sich nicht bewegen, also auch nicht aufrichten konnte, so wurde er von seinen Feinden aufgehoben, und auf einen Stuhl gesetzt. „So, sagten sie, jetzt wollen wir dich allein lassen, damit du fromme Betrachtungen anstellen kannst!" Nachdem sich nun diese entfernt hatten, so dachte Jakob nach, was denn eigentlich dieß bedeuten soll, oder was diese Menschen mit ihm wohl vorhaben mögen. Allein er konnte sich keinen Begriff davon machen.

8.

Jakob übergab sich nun ganz der Leitung seines Gottes, und sah ein, daß er gerade jetzt am besten sich prüfen könne, ob er an Gott glaube oder nicht. „Glaube ich wahrhaft an Gott, sprach er zu sich selbst, so muß ich auch an sein Wort glauben, und sein Wort beruhigt in der schrecklichsten Lage, so daß man sich ganz Ihm ergeben kann. Er sagt ja: Alle Haare eures Hauptes sind gezählt, und es fällt keines herab ohne den Willen meines Vaters im Himmel. Glaube ich dieses, so muß ich auch glauben, daß mir gar nichts begegnen kann, als was Gott will; und was Er will, kann nur gut, kann nur nützlich seyn!" — Er fühlte tief die große Wahrheit, die in diesem Worte liegt; daher gab er sich auch ganz ruhig dem Herrn hin. Sein ganzes Wesen wurde wie emporgehoben

zu Gott, und er betete: „Herr, mein Gott, an den ich glaube! Du hast befohlen, daß wir an Dich glauben sollen; Du bist der Höchste, der Alles leitet; Du bist uns nahe, und willst durch Glauben uns mit dir vereinigen. Die durch den Glauben mit Dir vereinigt sind, die sind deine Kinder, sie gehören Dir an; Du sorgst für sie, wie keine Mutter für ihr Kind sorgen kann. Ohne deinen Willen kann ihnen kein Haar gekrümmt werden! So hast Du dich bewiesen durch die ganze heilige Geschichte hindurch. So hat sich dein Sohn Jesus Christus bewiesen an Allen, die an Ihn glaubten. Dieser treue, liebende und sorgende Gott bist Du noch; es fehlt nicht an Dir, es fehlt nur an uns; unser Unglaube allein ist Schuld, wenn wir deine Hülfe nicht mehr so erfahren, wie die frühern Glaubenshelden, die Du auch durch harte und schwere Prüfungen geführt, aber immer wunderbar gerettet hast. Du hast auch mich bisher wunderbar — wie auf Händen getragen; mich vor den zwei gefährlichsten Klippen bewahrt, nämlich vor Aberglauben und Unglauben. Du wirst mich auch aus dieser Gefahr erretten, und mich glücklich hindurch führen! Dir übergebe ich mich ganz. Nur laß meinen Glauben an Dich nicht wanken; erhalte, vermehre und belebe ihn in mir!"

Als die Mitternacht vorüber war, wurde Jakob abgeholt, mit der Drohung, daß er, wenn er den Mund öffne, auf der Stelle getödtet werde. Er folgte also stillschweigend, weil er sah, daß hier keine Rettung sey. Ohne zu wissen, wohin es gehe, wurde er in ein großes Schiff gebracht, welches noch in der Nacht absegelte. Er bemerkte, daß sehr

viele Menschen auf diesem Schiffe sich befinden. Einige fluchten, die Andern waren so berauscht, daß sie nichts um sich wußten. Er hielt nun dafür, daß er an Menschenräuber, von denen er öfter gehört hatte, verkauft sey, und nach Amerika gebracht werde. In dieser Ueberzeugung wurde er auch bald bestärkt, als es Tag wurde und er zu Jenem kam, den man den Schiffscapitain hieß. Jakob redete mit ihm und wollte ihm seine Geschichte erzählen. Dieser aber ließ ihn nicht ausreden, und sprach: „Kerl, du bist in meiner Gewalt, und du mußt ein schlechter Mensch seyn, sonst würdest du mir nicht übergeben worden seyn. Da hilft alles Reden und Jammern nichts. Du bist auch, wie du siehst, nicht allein; sondern hast Kameraden genug!“ Er wies ihm sein Geschäft auf dem Schiffe an, und befahl den Matrosen, strenge Aufsicht über ihn zu führen.

Jakob sah also wohl ein, in welch einer schrecklichen Gewalt, und in welch einer Gesellschaft er sich befinde. Daß ihm nun nichts Gutes bevorstehe, das konnte er auch begreifen. Er blickte in eine schaudervolle, dunkle Zukunft hinein. Noch mehr, als Alles, betrübte ihn der Gedanke an seine gute Eltern, und an seine treue Schwester, die ihn nun so bestimmt, aber vergeblich erwarten werden. Er stellte sich ihre Sorgen, ihren Kummer, ihren Schmerz vor. Sein Gemüth umwölkte eine düstere Nacht; und ein ganzes Heer von Zweifeln bestürmte seinen Verstand.

Er suchte sich zu ermannen, und sprach zu sich selbst: „Jetzt wird dein Glaube geprüft, wie das Gold im Feuer. Nur was in diesem Probefeuer aushält, das ist wahrer Glaube, und alles Andere

nur Wahn und Werk der Phantasie. Der Gott, der sich in der heiligen Schrift geoffenbaret hat, lebt noch; sein Wort ist ewige Wahrheit. — Ihm, der einen Joseph aus dem Kerker auf den Königsthron geführt; der einen Daniel in der Löwengrube bewahrt, und daraus gerettet; der die drei Jünglinge im Feuerofen erhalten, und wunderbar befreiet; der einen Petrus aus dem Gefängnisse erlöst, und so große Verheißungen den Seinigen gegeben hat, der lebt noch, ist noch derselbe; Er steht für sein Wort. Was soll ich nun fürchten?"

Allein so sehr sich Jakob aufzumuntern und im Glauben zu stärken suchte, so konnte er doch zu keiner Glaubensfreudigkeit kommen. Sein Herz blieb für Alles ohne Empfindung, gefühllos; — nichts machte einen Eindruck auf ihn; es war, als wenn dieß Alles nicht für ihn wäre. Aller Glaubensmuth und alle Freudigkeit war dahin. Nur tiefe Schwermuth nahm sein ganzes Wesen gefangen. Er konnte nicht beten; nichts thun, was ihn so oft schon aufgerichtet hatte. Um ihn her ertönten nur wilde Flüche der Matrosen und das Jammergeschrei seiner Gefährten. So verging der erste Tag, und die schwarze Nacht, welche auf dem Meere so schauervoll ist, verdüsterte sein Gemüth noch mehr.

So wie kein Stern das schauerliche Dunkel erhellte, so war es auch in seinem Innern. Mit Wehmuth sah er dem Morgen entgegen; aber er wollte nicht dämmern. Von schwarzen Wolken war der ganze Horizont verhüllt. Endlich hörte er ein wildes Brausen. Alles im Schiffe kam in eine fürchterliche Bewegung; die Matrosen fluchten grimmiger; die

Aufseher schlugen mit Wuth auf die Arbeiter, um sie so zur Thätigkeit anzuspornen; denn die Wogen des Meeres schlugen auf dem Schiffe zusammen, das hin- und hergeworfen wurde.

Wie lange dieser entsetzensvolle Zustand währte, konnte Jakob nicht wissen; er kam ihm länger vor, als sonst ein Jahr. Endlich wurde es ruhiger, und Alle im Schiffe machten sich wieder Hoffnung; aber noch lagerte sich schwarze Nacht auf dem Meere.

Jakob hatte während dieser Schreckenszeit da Trost gesucht, wo er allein zu finden ist — bei Gott. Der Gedanke an den Meeressturm, von welchem das Evangelium erzählt, beruhigte ihn so, daß sein Glaube wieder aufzuleben anfing. Es war ihm, als wenn der Herr auch ihm die Hand böte und zurief: „O du Kleingläubiger!"

Er konnte beten, und rief: „Ja, Herr, hilf meinem Unglauben ab, gib mir Glauben! Du, der Du einst zu einem Petrus sagtest: „Der Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie den Weizen; ich habe aber für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre!"*) Stehe mir auch bei, und richte auf meinen schwachen Glauben!"

Sein Herz wurde nicht nur ruhiger, sondern er konnte sich der großen und schönen Verheißungen freuen, die Gott in seinem Worte denen, die an Ihn glauben, gegeben hatte, und welche für jede Lage des Lebens, ja gerade für die härtesten am meisten passend sind. Sein Herz strömte über, und er stimmte

*) Luk. XXII, 31. 32.

eines seiner Lieblingslieder an, das ihn in düstern Stunden so oft schon getröstet und erquickt hatte:

„Ich soll harren, ich soll hoffen,
Ich soll glauben, daß Du bist.
Morgen steht der Himmel offen,
Der noch heut verschlossen ist.
Heute lagern Wolkenhügel
Vor der Gnade gold'nem Thor;
Morgen rauschen auf die Flügel,
Und sie tritt im Glanz hervor.

Heute darbt, von Eis umstarret,
Sumpfig oder dürr das Land;
Wer des nahen Lenzes harret,
Füllt mit Blumen seine Hand.
Ich soll glauben, soll bekennen,
Treu' und Wahrheit seyen dein;
Soll allein von Eifer brennen,
Deinem Willen still zu seyn!

Wider Hoffnung hofft, ein Segen
Aller Völker Abraham;
Und der Allmacht-starb entgegen
Das erwürgte Gotteslamm.
Ich soll nichts mir selber nehmen,
Bande nicht, noch Kreuz verschmäh'n;
Gottes Treu' in vollen Strömen
Läßt mich meine Wünsche seh'n.

Augen haben's nie gefunden,
Keinem Ohr ist's je erzählt,
Kein Gedanke mag's erkunden,
Was mir Gutes Gott erwählt.

Gibt der Herr, der Sterne streute,
Der der Himmel Heer gemacht,
Bettler sind die stolzen Leute,
Leimen all ihr Glanz und Pracht."

Jakob glaubte sich auf seinem Posten allein, und wollte sein Lied nun so für sich singen. Da aber während des Gesanges die Wolken sich theilten, und nach und nach aus der Rubinenpracht der Morgenröthe das Erstemal, während der langen Fahrt auf dem Wasser, die Sonne in einer Majestät hervortrat, wie man sie nur auf dem Meere sehen kann; so vergaß er Alles, und seine schöne Baßstimme tönte so mächtig, daß man sie auf dem ganzen Schiffe vernehmen konnte. Ganz vertieft in das herrliche Schauspiel, das er vor sich sah, — nämlich die unübersehbare Meeresfläche, die wie ein Spiegel vor ihm dalag; und in welchem sich die Strahlen der Sonne wie zu fluthen schienen; dann das Schiff, das so majestätisch auf der See daherschwamm, dieses Alles hatte ihn so ergriffen, daß er noch lange nach Beendigung des Gesanges ganz entzückt dastand, und nicht bemerkte, daß er von den meisten Schiffsbewohnern umgeben war, bis ihm der Capitain auf die Schultern klopfte und sagte: „Nun, Junge, du hast ein gutes Herz!" Jakob sah sich um, und bemerkte nicht ohne Verlegenheit, wie er beobachtet worden sey.

Aber Alle waren gerührt. Vielen, sogar den rohesten Matrosen, rollten Thränen über die Wangen herunter. Der Capitain nahm ihn in seine Cajüte; erquickte ihn mit Speise und Trank, und hieß Jakob seine Geschichte erzählen. Jakob that dieß. Nun

rieb sich der Capitain die Stirne, und sprach: „Es ist arg, wenn es so ist, wie du sagst! Du bist als ein des Diebstahls, des Betruges und des Aufruhrs verdächtiger Mensch bezeichnet; seyest auch früher schon einmal gerichtlich behandelt worden, aber entflohen; und nun bist du verkauft um einen schönen Preis an einen Fabrikbesitzer in Amerika, der Menschen und Thiere zu einerlei Zweck gebraucht, nämlich nur zur Vermehrung seines Reichthumes; und somit auch beide gleich behandelt.

Jakob sah mit Entsetzen, wie teuflisch Solder mit ihm verfahren sey. Da aber die frühere Geschichte wegen Dietrich mit in Verbindung gebracht war, so merkte er wohl, daß Solder mit solchen in Verbindung stehen mußte, welche die Geschichte wußten. Er sann hin und her, und kam immer wieder auf Franz zurück.

Er erzählte auch dem Capitain die Ursache der frühern gerichtlichen Behandlung, und bat ihn, daß er ihm doch beistehen möchte, um wieder frei werden zu können. „Dieß, sprach der Capitain, steht nicht in meiner Gewalt, und wird auch nicht wohl möglich seyn; denn dein künftiger Gebieter braucht Leute, und solche, die er brauchen kann, entläßt er nicht so leicht, weil er sie nur auf eine solche Weise, wie jetzt dich, erhalten kann.“

Jakob hatte also wenig, oder vielmehr keinen Trost erhalten; er sagte daher: „Nun, auch Amerika ist ein Theil des großen Vaterhauses unsers Gottes; Er sorgt auch dort für die Seinen, und wird es wohl machen!“

Der Capitain sah ihn verwundernd an und schwieg. Indeß suchte er dem Jakob seine Lage zu erleichtern, wo er nur konnte, und man bemerkte, daß er immer nachdenke, wie ihm zu helfen wäre. Einmal fragte er Jakob: „Hast du Geld bei dir?“

„Wenig, sagte Jakob, nur eine goldene Uhr. Aber meine Eltern würden keine Kosten scheuen, wenn ich gerettet werden könnte.“ „Das geht nicht, sprach der Capitain, wir brauchten eine baare Summe, welche deinem künftigen Herrn die Augen verblenden sollte, dann könnte es geschehen.“

Nach einer Fahrt von etwa drei Monaten stieß das Schiff an das Land. Mit welchen Empfindungen Jakob dieses ihm fremde Land in seinen Verhältnissen betrachtete, läßt sich nicht beschreiben. Indeß durfte er das Schiff nicht verlassen, bis er seinem künftigen Herrn oder dessen Sachwalter eingehändigt werden konnte.

Es waren schon mehrere Menschen versammelt, als das Schiff landete. Der Capitain traf alle Vorsorge, daß vom Schiffe nichts entfernt werden konnte, und bestieg das Land. Nach einigen Stunden kam er, und mit ihm ein alter, ehrwürdiger Mann. Mit diesem ging er zu Jakob, und sprach: „Laß deine goldene Uhr sehen!“ Jakob gab sie dem Manne. Derselbe betrachtete sie nachdenkend. Jakob, der kein Auge von ihm wegwendete, bemerkte an ihm eine ganz besondere Veränderung. Endlich sagte der Fremde: „Diese Uhr hat für einen Andern keinen so großen Werth, daß dieser Mensch damit ausgelöst werden könnte. Doch ich will sehen.“

„Woher hast du diese Uhr? sprach er zu Jakob. Du hast sie gestohlen. Rede die Wahrheit, ich weiß Alles!“

„Nein, Herr! erwiderte Jakob, wenn Sie Alles wissen, so darf ich es Ihnen nicht erst sagen.“

„Rede, erwiderte dieser, du bist in einem Lande, in welchem andere Gesetze sind, als in Deutschland; du bist Sclave, und sollst erfahren, was das heiße.“ Jakob, dem es ganz besonders um's Herz war, weil dieser ansehnliche Mann, wie er bemerkte, ein Deutscher zu seyn schien, erwiderte: „Ich habe diese Uhr von einem Juden erhalten.“

„Von einem Juden? fragte dieser verwundernd. Den wirst du getödtet und beraubt haben?“

„Nein, mein Herr, sprach Jakob, an eine solche Frevelthat hat mein Herz noch nie gedacht!“

„Nun, fuhr dieser fort, so sage mir nur die Wahrheit! Ein Jude verschenkt keine goldene Uhr, und gekauft hast du sie auch nicht.“

„Ich habe sie nicht gekauft, versetzte Jakob; aber ich erhielt sie von einem Juden, den ich aus einer Wassersgefahr errettete.“

„So, das wäre sonderbar, erwiderte der Fremde. Hast du ihm nichts dagegen gegeben?“

„Ja, sagte Jakob, ich gab ihm ein Buch; und zwar ein neues Testament, in welchem mein Name stund.“

„Noch sonderbarer, versetzte der Fremde. Einem Juden ein neues Testament geben! — Doch ich will sehen; wenn aber nicht Alles reine Wahrheit ist, was du sagst, so sollst du erfahren, wie man hier Räuber behandelt!“

Darauf entfernte er sich, und dem guten Jakob schlug sein Herz von sonderbaren Ahnungen. Der Mann sah weit freundlicher und redlicher aus, als er redete; und daß diese Uhr ihm wichtig seyn sollte, das konnte er gar nicht begreifen.

Nach Verlauf einer Stunde kam dieser Fremde wieder, und mit ihm ein Mann, der Jakob ansah, aber mit einem Blicke, vor dem er zurückbebte. Er entfernte sich mit seinem Begleiter einige Schritte von Jakob, und nach einer langen Unterredung in einer dem Jakob fremden Sprache zahlte der, welcher zuerst zu Jakob kam, dem Letzteren mehrere Goldstücke vor; ging dann zu Jakob und sprach: „Nun bin ich dein Herr, gehe jetzt mit mir!“ Jakob folgte ihm von dem Schiffe auf das Land. Da sein Herr sich nimmer verweilte, so mußte er mit ihm fort. Er, der Herr, ging lange stillschweigend voraus, und Jakob hinter ihm her. Es kam ihm sonderbar vor, daß sein Herr ihn so frei ließ; und er glaubte, man wolle nur seine Treue auf die Probe setzen. Nachdem Jakobs Gebieter eine Zeit lang so stillschweigend vorausgewandelt war, wendete er sich um und sprach zu Jakob: „Wie ist dein Name?“ Jakob nannte seinen Tauf- und Familiennamen. „Nun, sprach er weiter, du mußt ein großer Verbrecher oder Bösewicht seyn, sonst wärest du nie hieher gebracht worden.“ Jakob erwiderte, daß ihm schon der Schiffscapitain dieß vorhielt; aber daß es nicht so sey. Er erzählte nun die ganze Geschichte seiner Entfernung aus Amsterdam.

„Nun, versetzte der Herr, du bist jetzt Sclave. Weißt du, was das heiße? Ich habe dich gekauft,

und kann mit dir nun verfahren, wie Jeder mit einem Thiere oder mit einer Waare verfahren darf, die er gekauft hat."

Seufzend sprach Jakob: „Es mag seyn! Ich will thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen ganz zu entsprechen."

„Da du, sprach der Gebieter, jenem Juden, den du aus dem Wasser errettet hast, ein neues Testament gabst, so wirst du ein Christ seyn?"

„Ja, sprach Jakob, das bin ich, und schätze mich glücklich!"

„Höre, fuhr der Gebieter fort, mit dem Christenstolze hat es hier zu Lande ein Ende! Christ seyn und ein schlechter Mensch seyn ist mir Eines und Dasselbe. Daher ich jeden Sclaven, der dem Christenthume nicht entsagt, so behandle, daß er entweder sein Leben oder seinen Glauben verlassen muß. Nun kannst du wählen! Bedenke dieß aber wohl!"

„Herr, sprach Jakob, ich habe mich schon bedacht! Mein Leben mag in Ihrer Hand stehen; aber mein Geist gehört einem Herrn an, dem allein alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; denn er hat mich theurer erkauft, als Sie,— nicht um vergängliches Gold oder Silber, sondern durch sein eigenes Blut. Ihm werde ich nie untreu; keine Qual und keine Todesart soll mich wankend machen im Glauben an Ihn; Er wird mich stärken, wie Er schon viele Tausende gestärkt hat!"

„Ach! sprach der Herr, diese Schwärmerei wird sich bald verlieren. Solche Sprecher habe ich schon viele gehört. Mit dem Munde seyd ihr Christen tapfere Leute; aber wenn es auf die That ankommt,

dann gebt ihr euern Glauben um wohlfeile Preise. Nun wir wollen sehen. Jetzt schweige und besinne dich!"

Jakob folgte nun seinem Herrn stillschweigend nach. Die Reden dieses Mannes schienen im geraden Widerspruche mit seinem ganzen Wesen zu stehen. Es war ihm Alles unerklärbar.

Nachdem sie einige Stunden zurückgelegt hatten, kamen sie an eine ungeheure Felsenwand, die in verschiedenen Krümmungen sich rechts und links zog, und an welcher kein Ende zu sehen war. Jakob meinte, hier sey das Ende der Welt, und hielt es für eine Unmöglichkeit, dieses steile Felsengebirge zu überschreiten. Allein sein Führer bestieg es, und er folgte. Es war ein so enger Pfad, welcher solche Krümmungen hatte, daß Jeder, der nicht damit bekannt war, ihn unmöglich hätte finden, noch weniger gehen können. Sein Führer ging langsam fort, und ruhete öfter aus, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer Stunde kamen sie auf die Höhe. Aber hier bot sich nun auch ein Schauspiel dar, das Jakob bis zu Thränen rührte. Ein herrliches Thal, das nach drei Seiten von sanft ansteigenden wellenförmigen Hügeln eingeschlossen ist, und nur gegen Osten eine freie Aussicht auf den herrlichen Mississippi darbietet, in welchen sich der Strom ergießt, der das freundliche Thal durchzieht.

Dieses liebliche Thal, das, gerade von der Abendsonne verklärt, wie ein Paradies dalag, gewährte einen entzückenden Anblick. Die schönen Haüser, nach deutscher Bauart, und in der schönsten Ordnung gereihet, nahmen sich zwischen jungen Baumpflanzungen

ungemein lieblich aus. Am Ende des Thales erhob sich aber ein herrliches Gebaüde, das mit seinen Kuppeln und Spitzthürmen dem Thale wahrhaft zur Zierde diente.

„Siehe, sprach Jakobs Begleiter, ist dieß nicht ein schönes Thal?“ Und als Jakob seine Freude darüber aüßerte, fuhr er fort: „Und dieses ist mein Eigenthum. Er, der dieses Alles, so wie die ganze Welt erschaffen hat, ist mein Gott, und der Gott aller meiner Unterthanen. Ihn lieben, Ihn verehren wir. Soll dieß nicht der rechte Glaube seyn? Wenn dieser Glaube dein Glaube ist, dann theile ich mit dir meine ganze Herrlichkeit; wenn aber nicht, dann sollst du der niedrigste Sclave in meinem Gebiete seyn, und gehalten werden, wie ein Thier. Siehe, solche Anträge habe ich noch keinem meiner Sclaven gemacht, und doch gehorchten alle meinem Willen; alle wurden Eines Glaubens mit mir!“

Jakob sprach: „Ich sehe, Sie, mein Herr, sind der Fürst dieses schönen Thales, und wollen es mit mir theilen, wenn ich Eines Glaubens mit Ihnen werde. Dieses Anerbieten ist zu groß für mich, und kommt mir unbegreiflich vor; aber die Bedingung verstehe ich nicht recht. Wenn es mir nun erlaubt ist, vor Ihnen zu reden, so will ich nun bezeugen, daß der Gott, der diese Schönheit und die ganze Welt erschaffen hat, auch mein Gott ist; und Ihm huldige ich von ganzem Herzen. Da mir aber dieses schöne Thal, so wie die ganze Welt doch nicht sagen können, wie Gott ist, was Er von uns verlangt, und was Er für uns Menschen gethan hat, und ich dieses doch Alles wissen muß, wenn ich Ihn lieben

und mich seiner freuen soll; ja wissen muß, was ich thun soll, damit ich nach dem Tode zu Ihm kommen kann; denn ewig leben wir nicht auf dieser Erde: so ist nun einmal unumgänglich nothwendig, daß ich nicht nur allein sein Werk, die Schöpfung, sondern auch sein Wort betrachte, und darin Ihn, den die Natur nur allgemein verkündet, so kennen lerne, wie Er Sich darin geoffenbaret hat. Nun dieses heilige Wort sagt mir, was mir die Natur nicht sagen kann, bestimmt, wie Er sey, was Er von uns Menschen verlangt, und was Er für uns gethan hat seit der Schöpfung; vorzüglich in Christus, weil Er Sich in Christus in seiner ganzen Fülle von Gnade, Erbarmung und Liebe offenbarte."

„Wozu ein Wort, wozu Christus? sprach Jakobs Gebieter. Es ist ein Unsinn, wenn man von Gott, diesem unergründbaren Wesen, ein Wort verlangt. Er gab uns Verstand, seine Werke zu erkennen, und dieser Verstand kann das Böse vom Guten unterscheiden. — Wer nun das Gute thut, und das Böse meidet, der ist tugendhaft, thut gewiß, was Gott, das höchste Wesen, will; und kommt dann nach dem Tode, wenn es je nach dem Tode auch noch ein Leben gibt, zu Gott."

Jakob schwieg und seufzte.

„Rede! sprach sein Gebieter. Wenn du keine Gründe deines Glaubens angeben kannst, was bei euch Christen meistens der Fall ist, so mußt du entweder deinen Glauben verlassen, oder dein Wahnglaube soll dir mit der Peitsche ausgetrieben werden. Gründe aber weiß ich zu ehren."

„Wenn es mir erlaubt ist, erwiderte Jakob, über die Hoffnung, welche in mir ist, Rechenschaft zu geben, so bin ich bereit, es zu thun!“

„Ein Gott, wie Ihn die Natur verkündet, ist mir für's Erste zu unbestimmt; ich möchte Ihn besser kennen und mehr von Ihm wissen, als mir die Natur sagen kann. Ich möchte wissen, wie Er gegen die edelsten Geschöpfe, die mehr brauchen, als Sonnenschein, Thau und Regen, — nämlich gegen die Menschen gesinnt ist, die so viele Bedürfnisse haben, welche die Natur nicht befriedigen kann. Ich möchte auch wissen, ob Er Sich eines jeden einzelnen Menschen besonders annehme, da man so oft seiner Hülfe bedarf. Dann ist mir für's Zweite der Gott der Natur zu weit entfernt, zu hoch und mächtig, oder, wie ich sagen möchte, zu vornehm, als daß ich mir getrauete, mich Ihm zu nahen. Was gut und böse sey, sagt mir freilich der Verstand im Allgemeinen. Aber er gibt mir keine Liebe, die das Gute leicht macht, und keine Kraft, die das Böse zu überwinden vermag. Mein Verstand sagt mir aber, daß ich viel Böses thue und viel Gutes unterlasse, und deßwegen Strafe verdiene; denn das Gute kann das Böse nicht aufwägen, weil jeder Mensch verpflichtet ist, nur Gutes zu thun. Der Verstand sagt mir zwar wohl, daß in mir etwas sey, das mich über die Thiere erhebt; allein, wenn es kein anderes Leben gibt, als das gegenwärtige, dann ist der Mensch elender daran, als alle anderen Geschöpfe. Gibt es aber ein ewiges Leben, so schauert mein ganzes Wesen vor dem Gedanken zurück: Du kannst ewig unglücklich seyn, unglücklicher, als der Unglücklichste in der

Welt! Es muß doch Einer ein recht eitler Thor seyn, der einen so großen Werth auf seine guten Handlungen legen wollte, daß er sich überzeugen könnte: Ich habe es verdient, ich werde gewiß glücklich. Er müßte von Eigenliebe ganz verblendet seyn, wenn er nicht erkennen wollte, daß er des Bösen viel gethan habe, und somit von dem Gott der Natur, der schon jede Abweichung von den Naturgesetzen so schrecklich straft, nicht Strafen befürchten sollte. Wenn nur ein einziges Geschöpf, z. B. die Sonne, einen Mißbrauch von der Kraft machen würde, die Gott ihr gab, oder die sie nach den Gesetzen der Natur hat, wenn sie, statt zu leuchten, brennen würde, wäre da nicht augenblicklich die ganze Erde vom Feuer verzehrt?

Und wie oft mißbraucht der Mensch seine Gaben und Kräfte, ja wie oft thut er das Gegentheil! — Und wenn es auf Verdienste ankommt, so hat schon manche Pflanze und manches Thier mehr Nutzen geschafft, als viele Menschen. Können diese auf Lohn rechnen? Nein, denn sie haben nur das Gesetz der Natur, also nur ihre Pflicht erfüllt. Ich kann das nicht verdienen, was ich schon in diesem Leben von Gott erhalte, und bleibe hierin schon immer großer Schuldner. Ich also brauche ein- für allemal einen Gott, von dem ich gewiß weiß, daß Er mich kennt, Sich meiner annimmt; mich hört, wenn ich zu Ihm rufe, und vor Allem einen Gott, der mir meine vielen Fehler, Vergehungen u. s. w. vergibt, und der mir aus lauter Gnade im ewigen Leben Friede und Seligkeit schenkt.

Da nun Gott in seinem Worte, vorzüglich Christus im neuen Bunde Sich so offenbart, wie ich Ihn bedarf, so erkenne ich Ihn mit Freude und Dank so an, wie Er Sich geoffenbaret hat, und bin dabei das glücklichste aller Geschöpfe!"

„Wenn aber, sprach der Gebieter, eure heilige Schrift nicht wahr, oder erdichtet ist: wie steht es dann mit euch? Und warum lebet ihr nicht darnach; denn das Leben der meisten Christen steht ja im geraden Widerspruche mit ihren heiligen Schriften."

„Wenn, erwiderte Jakob, wenn unsere heiligen Schriften nicht wahr, oder erdichtet wären, so wären diejenigen, welche sich genau daran halten, doch schon in diesem Leben glücklicher, und würden es noch weit mehr im ewigen Leben werden, als diejenigen, die sich nicht daran halten; denn sie verbieten meistens nur das, was schon in diesem Leben Schaden, Nachtheil, Schmerz, Reue und ein ganzes Heer von Jammer und Plagen nach sich zieht, und gebieten nur das, was ruhig, zufrieden, im Glücke demüthig, im Unglücke geduldig, menschenliebender u. s. w. macht.

Wenn aber die heiligen Schriften nicht wahr, oder erdichtet sind, dann ist gar nichts mehr wahr in der ganzen Welt. Daß sie aber wahr, wirklich göttlich sind, davon zeugt Alles, was zeugen kann. Schon die Schrift selbst zeugt. Wer sie liest, wird sagen müssen: So dichtet man nicht; das ist nicht menschlich, das muß göttlich seyn. Wenn sie aber ganz wahr und göttlich sind, und das sind sie, wie wird es dann denjenigen, welche sich nicht daran halten, gehen?

Wenn Einer noch sagen kann: Ich glaube nicht, oder kann nicht glauben, daß sie wahr und göttlich sind, so wäre dieß so viel, als wenn ein Blinder sagen würde zu Ihnen: „Ich glaube nicht, daß Sie sind, noch weniger, daß Sie dastehen!“ und wenn er in diesem Unglauben mit einem Stocke kräftig um sich und Sie todt schlagen würde: würde sein Nichtsehen und sein Unglaube ihn rechtfertigen?

Daß viele Christen nicht nach dem Worte Gottes leben, beweist nicht, daß das Wort Gottes falsch ist, sondern beweist nur, was schon Christus vorhergesagt hat, daß Viele, die sich Christen nennen, keine Christen; daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt sind.

Sie haben da, sprach Jakob zu seinem Gebieter, ein schönes, liebliches Thal. Ordnung und Wohlstand hängt aber gewiß davon ab, daß Ihre Untergebenen Ihren Willen erfüllen, denn das Thal gehört Ihnen, und Sie kennen und wollen Alles, was Ordnung und Wohlstand befördert. Wenn nun aber Ihre Untergebenen einem Feinde, der Ihr Thal einnehmen und zerstören wollte, folgen, und somit Ihrem Willen entgegen handeln würden: könnten Sie und Ihre Untergebenen noch bestehen?“

Nein! sprach der Gebieter. Aber ich würde und müßte die Ungehorsamen aus meinem Thale entfernen, und sie dem Verführer, dem sie gehorchten, preisgeben, ja ich würde Fluch und Strafen auf sie legen so lange, bis mein Eigenthum wieder hergestellt und mir kräftige Genugthuung verschafft wäre.“

„Wenn nun, fuhr Jakob fort, Ihr Eigenthum so verwüstet wäre, daß keiner Ihrer Unterthanen es so herstellen könnte, wie Sie es wünschten, weil keiner

Ihren Plan recht erfassen könnte, und weil keiner die Kraft hätte, es zu thun, indem Alle, von Ihnen entfernt, weder Ihre Stimme hören, noch Nahrung von Ihnen erhalten könnten?"

„Dann würden meine Unterthanen immer von mir entfernt, und immer mit Fluch und Strafe beladen bleiben, weil sie nicht nur allein mein Eigenthum zerstört, sondern meine Liebe verkannt hätten, indem ich nur ihr Glück wollte."

„Nun recht! versetzte Jakob. Gesetzt aber, Sie hätten einen einzigen Sohn, zu dem Sie sagen würden: „Siehe, dieses schöne Thal wollte ich früher mit Unglücklichen theilen, und sie glücklich machen. Allein sie verkannten nicht nur meine Liebe, sondern sie zerstörten mein und ihr Wohl, und wenn ich sie nicht entfernt hätte, so wäre ich mit ihnen unglücklich geworden. Nun gehört Alles dein; du bist der einzige Erbe."

Ihr einziger Sohn aber würde Alles herstellen, was die Unterthanen verdorben hatten, und noch schöner, als es vorher war. Dann würde er sagen: „Es ist doch hart, daß die ehemaligen Unterthanen für immer ihrem Verführer, der sie so schrecklich quält, preisgegeben seyn sollen. Ich will sie wieder rufen, und das Land unter sie vertheilen!"

„Das könnte nicht so leicht geschehen, sprach der Gebieter. Die Ungehorsamen leiden ja eine gerechte Strafe, als natürliche Folge ihres Ungehorsams gegen mich; der Verführer würde sie nicht loslassen, denn sie haben sich ihm freiwillig ergeben; sie getrauten sich auch nicht mehr zu mir zu kommen, weil sie mit Recht meine Strafe fürchten; und dann wäre das

übertretene Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe noch nicht erfüllt."

„Nun gut! fuhr Jakob fort. Ihr einziger Sohn würde aus Liebe zu den Unglücklichen so gerührt, daß er sich entschließen würde, sein schönes Eigenthum zu verlassen, in den Verbannungsort zu gehen, dort alles Ungemach eines Verbannten auf sich zu nehmen, die Verbannten von der Liebe seines Vaters Jahre lang überzeugen, und, um sie ganz zu retten, sich endlich selbst als Lösegeld für sie in die qual- und schmachvollsten Leiden, und dem schmerz- und schandvollsten Tod hingeben, und an Sie die Bitte stellen, daß Sie Jeden, der zu Ihnen kommt, sein Vergehen erkennt und bereut, und durch ihn Gnade von Ihnen erfleht, wieder annehmen und ihm einen Theil seines Eigenthumes übergeben möchten: was würden Sie thun?"

„Ich, sprach der Gebieter, könnte nicht anders; ich müßte um Seinetwillen die Verbannten wieder aufnehmen, und zwar nicht mehr als Knechte und Mägde, sondern als Söhne und Töchter."

Nach einer kurzen Pause fuhr Jakob fort: „Wenn nun Einige der Verbannten sagen würden: Wir haben den Besitz des schönen Thales nicht dem Sohne unsers Herrn, sondern unsern Bemühungen, unsern Verdiensten u. s. w. zu verdanken; und würden der Liebe Ihres Eingebornen vergessen?"

„Ich, erwiderte der Gebieter, würde im Feuereifer eines gerechten Zornes die doppelt Ungehorsamen auf immer von mir entfernen, und sie einem größern Elende preisgeben, als vorher. Aber, wo ist ein

Mensch, der thun würde, was du da vorgibst? und wozu soll all dieß führen?"

„Dieß, sprach Jakob, würde kein Mensch thun; und wenn er es auch thäte, so wäre es doch noch lange nichts gegen das, was Gottes Sohn für alle Menschen gethan hat. Dieß wollte ich sagen; habe es aber freilich nur auf eine höchst mangelhafte Weise sagen können!"

„Du wolltest mir also beweisen, sprach der Gebieter, daß ohne den Sohn Gottes Niemand einen Antheil an der ewigen Seligkeit erlangen könne, und daß also der Glaube an Ihn unumgänglich nothwendig sey? — Da will ich dir aber sagen, daß dieß schon deßwegen nicht wahr seyn könne, weil es so viele Menschen in der Welt gibt, die gar keine Gelegenheit haben, an Christus zu glauben, weil sie nichts von Ihm wissen, also ohne ihr Verschulden ewig verloren gehen müßten."

„Solchen, die in dieser Welt keine Gelegenheit zum Glauben an Christus zu kommen haben, erwiderte Jakob, kann ja Gott auf verschiedene Weise, und vielleicht in einer andern Welt Gelegenheit dazu verschaffen. Dieß hebt also die Nothwendigkeit des Glaubens nicht auf."

„Nun, sprach der Gebieter, ich habe genug. Ich sehe, daß du mehr Gründe für deinen Glauben hast, als Andere, die ich bisher kennen lernte. Es werden also nur um so strengere Mittel nothwendig seyn, um dich von deinem Glauben, den ich nicht dulde in meinem Gebiete, abzubringen. Jetzt nochmal: Wähle zwischen der Herrlichkeit, die du bei mir haben kannst, wenn du deinem Glauben entsagest; oder

zwischen Kerker, Bande, Qualen und einer der schmach- und schandvollsten Todesarten!"

Jakob sprach mit einem heiligen Stolze: „Die Wahl ist schon getroffen. Ich bin Christ, und weder Kerker noch Qualen, noch tausend Todesarten sollen mich trennen von der Liebe Christi. Er, der schon so vielen Tausenden Muth, Kraft, ja sogar Freudigkeit gegeben hat in den größten Qualen, in den schreckenvollsten Todesarten, Er wird auch mich nicht verlassen."

„Nun, du hast gewählt, sprach der Gebieter, dein Weg führt jetzt zum Gefängniß. Das Entweichen soll dir jetzt wohl vergehen. Gehe vor mir her!"

Jakob ging voraus, und sein Gebieter folgte ihm stillschweigend. Als sie der Wohnung des Letztern mehr nahe kamen, und schon eingetreten waren in den herrlichen Garten, so kamen ihnen eine ehrwürdige Frau, begleitet von einem edlen jungen Frauenzimmer, entgegen. Letztere rief mit sichtbarer Freude: „Vater! hast du"— „Was hast du"—, war die Antwort. „Einen gefährlichen Sclaven habe ich, der auf der Stelle in ein Gefängniß abgeführt und darin so lange schmachten soll, bis er seinen Sinn geändert hat."

Er befahl einem im Garten arbeitenden Bedienten, den Jakob abzuführen und zu verwahren. Der Bediente führte Jakob in ein Zimmer, das keinem Kerker glich, und worin sogar ein Bett sich befand.

9.

Als Jakob so allein war, wollte er über seine Lage nachdenken; aber er konnte nicht. Es schien

ihm Alles so sonderbar und räthselhaft. Das ehrwürdige Aussehen seines Gebieters, das zu seinem Benehmen gegen ihn im höchsten Widerspruche zu seyn schien, ließ ihn an die Wahrheit seiner Drohungen kaum glauben; und Frau und Tochter kamen ihm noch edler vor. Er wollte sich seine Lage schrecklich vorstellen; aber es war ihm so leicht um's Herz, daß er nur staunen konnte. Mag kommen, was will; ich stehe in des Herrn Hand, dem nach seiner Verheißung keines seiner Schafe entrissen werden kann. Es mochten so einige Stunden vergangen seyn, als sich die Thüre öffnete, und gerade die Tochter seines Gebieters, die ihm im Garten begegnete, hereintrat. Ihr folgte ein Bedienter, der sich aber auf einen Wink der erstern wieder entfernte, nachdem er Speise und Getränke, die er trug, auf dem Tische niedergestellt hatte.

„Guter Jüngling, fing die Tochter an, sey nicht traurig! Mein Vater und meine Mutter sind gut, und ich habe dich lieb. Iß und trink, denn du wirst Beides bedürfen. Fürchte dich nicht, thue, was mein Vater verlangt, und du kannst glücklich werden!"

„Edles Fräulein, oder Prinzessin, wer Sie immer seyn mögen! sprach Jakob, was Ihr Herr Vater von mir verlangt, werde ich nie thun; denn er verlangt etwas, das mir mehr gilt, als die ganze Welt. Mein Meister sagt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber an seiner Seele Schaden leiden würde?" Mein Leib und mein Leben steht in Ihres Vaters Hand, aber meine Seele gehört einem höhern

Herrn, der mich aus der ewigen Knechtschaft der Hölle befreit hat. Ihm werde ich nie untreu werden!"

„Sey nicht so thöricht, erwiderte die Tochter; du bist jetzt noch gereizt. Laß dich durch Liebe von deinem Wahne abbringen, bevor dich harte Qualen dazu zwingen. Jetzt steht es bei dir; ich bin die einzige Erbin aller Güter meines Vaters, und ich theile sie mit dir, wenn du meines Vaters Willen erfüllen wirst. Du kannst ja im Herzen glauben, an wen du willst; du darfst nur mit dem Munde dich zu meines Vaters Glauben bekennen. Das kannst du ja!"

„Nein, sprach Jakob, dieß kann ich nie; und gerade dieß wäre die schändlichste Verlaügnung meines Glaubens; denn es wäre Heuchelei dabei!"

„Ich will dir etwas sagen, fuhr die Tochter fort, und du wirst dich gewiß nicht länger mehr sträuben. Ich bin selbst eine Christin. Mein Vater duldet die Christen schon. Da er aber bemerkte, daß du ein katholischer Christ bist, so ist er gegen dich sehr aufgebracht; denn solche duldet er durchaus nicht. Und du wirst doch andere Christen nicht verdammen. Nun wird deine Wahl um so leichter werden zwischen Leben, Ehre und Herrlichkeit, und zwischen Qualen, Schande und Tod!"

„Ich, erwiderte Jakob, ich verdamme Niemand, der an Christus glaubt; aber ich werde lieber Qualen, Schande und den Tod wählen, als eine Kirche verlassen, die Christus gegründet hat, deren Grundpfeiler die heiligen Apostel sind, und die mit dem Blute so vieler Martyrer versiegelt ist; die Alles hat, dessen jede andere christliche Gesellschaft sich rühmet,

und dazu noch mehr hat, als jede andere. Aber ich muß Ihnen mein Befremden offen gestehen. Es kommt mir sonderbar vor, daß Sie, so wie Ihr Herr Vater, mich auf solch' harte Proben stellen, indem doch Alles, was ich an Ihnen bemerke, mir keine Menschen verkündiget, die fähig wären, des heiligsten Gutes, das ein Mensch besitzen kann, nämlich des christlichen Glaubens wegen, einen Menschen zu verfolgen. Indeß mag es seyn, wie es will; ich bin fest entschlossen, lieber Alles zu dulden, als jenen Glauben, den die Kirche Christi bewahrt, zu verläugnen, oder auch nur zu verheimlichen. Jede Bemühung, das Anerbieten der größten Schätze, so wie das Drohen der schrecklichsten Qualen wird umsonst seyn. Er, an den ich glaube, wird mich stärken, und er thut es gewiß!"

Als Jakob die letzten Worte aussprach, trat der Gebieter in das Gefängniß, und sprach: „Nun noch eine Probe, und du wirst dich nimmer weigern, Eines Glaubens mit mir zu werden. Folge mir nach!" Jakob folgte ihm. Der Weg führte durch einen Gang. Sie kamen an eine geöffnete Thür. Jakob folgte, und auf einmal stand er in einer sehr schönen, ganz nach katholischem Gebrauche eingerichteten Kapelle. Staunen war Alles, was er konnte. Aus dem Angesichte seines Gebieters strahlte ihm Himmelswonne entgegen, die besser zu seinem ganzen Wesen paßte, als sein bisheriges Benehmen. Auf dem Altare, dessen Hauptzierde ein herrliches, aus Alabaster gearbeitetes Bild des Gekreuzigten war, lag ein Buch. Der Gebieter sprach zu Jakob: „Gehe hin, und betrachte dieses Buch!" Jakob schlug es auf — und

erkannte jenes Evangelienbuch, welches er dem aus dem Wasser geretteten Juden gegeben hatte. Sein Erstaunen hatte nun den höchsten Grad erreicht. Sein Gebieter aber umarmte ihn, drückte ihn an sein Herz, und sprach: „Sey mir tausendmal willkommen, du Retter meines Lebens! — und was noch weit mehr als dieses ist, — du Engel, durch den mir der Herr den ersten Strahl des Glaubens an sein heiliges Evangelium hat leuchten lassen! Weil ich nur dich habe! O wie oft wünschte mein Herz diese Seligkeit! Siehe, ich bin Salomon Hirsch; bin Christ, bin katholischer Christ! Dein Glaube ist mein Glaube, dein Gott mein Gott, dein Christus mein Christus!"

Jakob konnte kein Wort hervorbringen; er sank am Fuße des Altares nieder, und Salomon kniete neben ihm.

Nach einer feierlichen Pause sprach Letzterer: „Du bist mein Sohn; dieß schwöre ich dir vor dem Angesichte meines Gottes, und die Hälfte meines Vermögens soll dein seyn! Es wird dich nun nicht mehr befremden, warum ich dich so strenge geprüft habe!"

Indeß hatten sich auch Salomons Frau und dessen Tochter dem Altare genaht. Beide bewillkommten Jakob ebenfalls so herzlich, wie Salomon, als Sohn und Bruder.

Nachdem alle vier Personen ihre Empfindungen des Dankes gegen Gott und über das so wunderbare Zusammentreffen ausgedrückt hatten, so wurde Jakob in das Speisezimmer geführt, wo die Abend-

mahlzeit bereitet war. Er mußte seinen Platz zwischen Salomon und dessen Gemahlin nehmen.

Die Abendstunden verschwanden mit lauter Äußerungen und Mittheilungen der Freude, mit Fragen, Aufschlüssen und Antworten über so manche Vorfälle u. s. w., bis endlich die Mitternachtstunde zu der nach einem so anstrengenden Tage so nothwendigen Ruhe aufforderte.

So wie die ersten Stunden des glücklichen Wiedersehens heilige Feierstunden für die ganze Familie waren, zu der jetzt unser Jakob gehörte, so waren die ersten Tage festliche Tage für sie. Salomon machte seinen, ihm so theuern Sohn mit der ganzen Geschichte seines Lebens seit seiner Rettung aus dem Wasser bekannt, und erzählte ihm, wie er angeregt und gerührt durch die menschenfreundliche Rettung aus der Wassernoth in dem Evangelium täglich las, und wie Alles, was von Christus geschrieben steht, so wie seine und seiner Apostel Lehren einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machten, daß er oft in heiliger Begeisterung ausrief: „Ich habe Ihn gefunden, von dem Moses und die Propheten geschrieben haben, den verheißenen Messias, der sein Volk von seinen Sünden erlösen und unaussprechlich beseligen kann, wenn es an Ihn glaubt!“ Zwar, bemerkte er, seyen ihm gar manche Zweifel aufgestoßen, besonders deßwegen, weil die Priester und Lehrer seines Volkes den Messias so verkennen konnten, noch verkennen bis auf den heutigen Tag, und weil die meisten Christen so gleichgültig, so gefühllos — ja häufig so roh, so sittenlos und so

unwissend sind, während doch Alle, die den Messias erkennen und an Ihn glauben nach dem Zeugnisse der heiligen Schriften des alten Bundes, in Freude, Jubel und Entzücken aufjauchzen sollten über die Seligkeit, die der Messias den Seinen mittheilen werde, und während alle wahren Mitglieder des messianischen Reiches in Liebe, Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott wandeln sollten, nach allen Vorschriften seiner Gebote. Allein er habe wohl eingesehen, daß man jedes Vorurtheil ablegen, und sein Augenmerk nur auf die Lehre Jesu richten müsse, wenn man zum Glauben an den Messias gelangen wolle. In dem Evangelium werde Glauben gefordert; wer nicht glaubt, nicht kindlich, ich möchte sagen blindlings glaubt, wie Abraham, und wenn die Vernunft auch tausend Einwürfe, Zweifel, Widersprüche u. s. w. machen und finden wollte, der kommt nie zur rechten Erkenntniß. So fängt ja das neue Testament an. Weil Zacharias nicht unbedingt glaubte, so wurde er hart gestraft; weil Maria, die Mutter des Herrn, kindlich glaubte, was ihr noch unbegreiflich schien, und sich ganz dem Herrn unterwarf, so pries sie Elisabeth selig, indem sie sprach: „Selig bist du, weil du geglaubt hast!" Auch der Ausspruch Jesu: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!" so wie vorzüglich die Briefe des heiligen Apostels Paulus haben ihm die meisten Zweifel gelöst.

Endlich habe ihn ein ehrwürdiger katholischer Geistliche, dem er seine Gesinnungen mittheilte, vollen Aufschluß gegeben, ihn und seine Familie im Christenthume unterrichtet und zuletzt getauft. Als aber

die Juden dieß bemerkt hatten, so war er seines Lebens nimmer sicher. Auch sah er ein, daß er unter den Christen, leider! aus Unwissenheit und wegen Vorurtheilen, welche diese gegen die Neubekehrten haben, vielen Kränkungen ausgesetzt wäre; daher rieth ihm der treffliche Geistliche, er solle nach Amerika ziehen; denn der Geistliche, der ihn taufte, sey früher als Missionair dort gewesen. Er machte also Alles, was er hatte, zu Geld; brachte eine große Summe zusammen, und verfügte sich hieher in dieses Thal, das der Geistliche früher auf eine gar sonderbare Weise entdeckt, und den Entschluß gefaßt habe, hieher eine fromme, vermögliche Christenfamilie zu senden, welche da des Guten Vieles stiften könnte; und so sey er vor vier Jahren hieher gekommen.

Salomon bemerkte ferner noch, wie unvernünftig und ganz unchristlich ihm das Betragen der Christen gegen Neubekehrte vorkomme, indem doch ein Mensch, der aus Grundsätzen, nach vielen Prüfungen, Kämpfen und mit großen Aufopferungen zum Christenthume sich bekehre, gewiß vor Gott und vor allen vernünftigen Menschen ehrwürdiger seyn müsse, als solche, die bloß durch die Geburt Christen sind, und die meistens keine Christen werden würden, wenn sie dabei etwas zu leiden oder zu verlieren hätten. Die ersten Christen waren ja doch alle vorher Juden oder Heiden. Schrecklich ist es, wenn man Christen hören muß: „Jeder soll bei dem Glauben bleiben, in dem er geboren ist!“

„Uebrigens, fuhr Salomon fort, kann ich mir erklären, woher ein solch' liebloses und unchristliches Benehmen kommen mag.

1. Es mögen dazu solche Neubekehrte Anlaß gegeben haben, welche zwar die christliche Form, aber nicht den christlichen Sinn und Geist annehmen, von denen, so wie von ihren Bekehrern, so ganz gilt, was Christus sagt: Ihr Heuchler, die ihr zu Wasser und zu Land umherziehet, um einen Glaubensgenossen zu machen, und wenn er es geworden ist, so machet ihr ihn zum Kinde der Hölle, nochmal so arg, als ihr seyd! *)

Nichts macht den Menschen unmenschlicher, als das Halten an eine gute religiöse Form, ohne den Geist zu kennen und zu haben. Davon sind die Juden ein schrecklich warnendes Beispiel. Ihre Religionsform war von Gott angeordnet; sie beobachteten dieselbe dann am ängstlichsten und waren am stolzesten darauf, als sie sich am weitesten von dem Geiste derselben entfernt hatten, und wurden bei der besten Form unmenschlicher und sittenloser als die Heiden. Leider, gibt es viele Christen, die ihnen hierin gleichen!

2. Der rohe Pöbel verlacht oder verdammt Alles, was ihm ungewöhnlich oder neu vorkommt. Er behält oft das Schlechteste bei, weil er es gewohnt ist, und verwirft das Beste, weil er es nicht gewohnt ist. Seine Religion ist meistens nur Gewohnheitssache.

3. Leider, gibt es viele Christen, die nur beim Äußerlichen stehen bleiben, und deßwegen von der Kraft und Seligkeit des Glaubens an Christus so

---

*) Matth. XXV, 15.

wenig wissen als Juden, Heiden und Muhamedaner! Daher sie es auch nicht der Mühe werth achten, einen Glauben anzunehmen, der ihnen wenig oder gar keinen innerlichen Werth zu haben scheint.

Diese Betrachtungen, lieber Sohn, haben mich oft, vorzüglich am Anfange, recht muthlos gemacht! Nun aber will ich mich mehr bestreben, den Geist des Christenthums zu erfassen und zu erhalten, und nicht auf Andere sehen. Dieß macht mich ruhiger und seliger."

An einem schönen Herbsttage führte Salomon seinen Sohn im Thale umher, und machte ihn mit der ganzen Anlage bekannt. Durch das Thal strömte ein kleiner Fluß, der es in zwei gleiche Theile theilte. Auf der südlichen Seite sollten die Wohnungen der Colonisten und zwar so zu stehen kommen, daß sie in gleicher Linie zwei Reihen bilden, durch deren Mitte eine Straße führt. Da wirklich schon zwölf solche Wohnungen gebaut und von Colonisten bewohnt waren, so konnte man die schöne und zweckmäßige Anlage um so leichter übersehen und sich einen Begriff machen, wie herrlich es aussehen müsse, wenn einmal das ganze Thal auf diese Weise angebaut seyn werde.

Jede Wohnung war gleichweit von der andern entfernt, und jede Familie hatte bei ihrer Wohnung einen schönen Garten, Grastheile zur Erhaltung des nöthigen Viehes, und soviel Ackerfeld, als zur Ernährung einer Familie hinreichend ist. Diese Grundstücke lagen so, daß das Wohnhaus vom Garten umgeben war. Dann im Rücken des Hauses kam zuerst der Grasboden; dann das Ackerland.

Das ganze Eigenthum mußte mit fruchtbaren Baümen umgeben werden. Ein solches Eigenthum durfte auch keine Familie veraüßern. Die Straße war breit in ganz gerader Richtung angelegt, und auf beiden Seiten mit Baümen besetzt. Salomons Wohngebaüde lag auf einer Anhöhe beinahe am Schlusse des Thales, und es hatte eine freie Aussicht durch die Straße entlang bis auf den Mississippi hin.

Der andere Theil des Thales, jenseits des Flusses, war Eigenthum Salomons, und wurde ganz zu Zuckerrohr-Pflanzungen benützt. Dieser Theil wurde wieder abgetheilt nach Anzahl der Familien, von denen jede einen bestimmten Theil zu bebauen und ganz zu versorgen hatte. Dieß war auch die einzige Abgabe, welche Salomon von seinen Colonisten forderte; und eine Hauptbedingung, unter welcher er eine Familie aufnahm.

Da aber soviel Raum vorhanden war, daß 30—40 Colonisten aufgenommen werden konnten, und da die schon ansässigen Colonisten meist Handwerker waren, so lag noch eine große Strecke Landes unbebaut da.

Jakob konnte die zweckmäßige und für die Zukunft so vorsichtig und weise berechnete Anordnung nur bewundern. Aber sein Herz wurde tief gerührt, als er in die Wohnungen der Colonisten kam und da die Thätigkeit und edle Menschenfreundlichkeit dieser frohen und zufriedenen Menschen sah. Salomon wurde wie ein Vater von Allen geehrt und behandelt. Jakob war ganz von dem großen Gedanken durchdrungen: „Wie viel Segen und Nutzen kann

kann doch ein einziger Mensch um sich verbreiten, wenn er die von Gott verliehenen Gaben und Mittel treu und weislich benützt! Und wie viele Menschen gibt es, welche Gott so reichlich mit Gaben und Mitteln gesegnet hat, die sie aber nicht zum Segen für ihre Brüder, sondern ausschließlich nur zu ihrem Vortheile, zu ihrer Bequemlichkeit und häufig zum Nachtheile ihrer Brüder verwenden! Aber wie werden solche einst dastehen, wenn der Herr Rechenschaft von ihnen fordert!"

Salomon fragte seinen Sohn, wie ihm Alles gefalle, und was zur Beglückung des Volkes, so wie zur Erhaltung der Eintracht und Sittlichkeit noch zu veranstalten wäre? Jakob konnte über das Erstere nur sein Wohlgefallen ausdrücken; aber das Letztere betreffend, sprach er, dürfte noch so Manches nothwendig seyn.

Da Salomon in ihn drang, ganz frei und offen seine Ansichten auszusprechen, so folgte Jakob.

„Für's Erste, sagte er, wissen Sie, theuerster Vater, daß weder ein einzelner Mensch, noch eine ganze Gesellschaft wahrhaft glücklich seyn kann, ohne gründliche Erkenntniß Gottes, und alles dessen, was Gott von jeher, und besonders durch seinen eingebornen Sohn gethan und geoffenbaret hat; also ohne gründlichen Unterricht im Christenthum. Was die Welt wäre ohne Sonne, das ist jeder Mensch, das ist eine ganze Gesellschaft ohne den Glauben an Christus. Wie beseligend dieser Glaube einwirkt auf die Menschen, ich möchte sagen: Welche Wunder nicht nur der Veredlung des menschlichen Geistes, sondern auch der äußerlichen Verhältnisse, der Cultur u. s. w. er her-

vorbringe, das sagt uns die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums. Wie der Glaube an Christus den Verstand aufklärte, das Herz erwärmte, und den ganzen Menschen veredelte, die rohesten und wildesten vernünftigen Geschöpfe in sanfte, demüthige, ordnungsliebende Menschen umwandelte, so wirkte der lebendige Glaube in diesen ersten Christen eben so wohlthätig auf die Natur ein. Die öden Wildnisse wurden bald in die fruchtbarsten und lieblichsten Gefilde umgewandelt. Und die ersten Lehrer dieser Christen waren ganz überzeugt, daß nur das Christenthum das Wohl des Volkes befördern, so wie alles das ferne halten könne, was die menschlichen Leidenschaften zu reizen oder zu empören vermag, woraus namenloses Unheil entstehen muß. Daher errichteten sie Kirchen, Schulen und auch Klöster."

„Ich verstehe dich wohl, fiel Salomon ein, du vermißt bei uns noch Kirche und Schule. Aber dieses Alles ist schon beantragt, und soll, wenn der Herr so will, gleich im nächsten Jahre in's Werk gesetzt werden. Es wird dann auch jener Geistliche zu uns kommen, der mich unterrichtet und getauft hat. Es liegt nur Alles daran, nicht bloß äußerliche Anstalten der Religion zu gründen, sondern daß der Geist des Christenthums Alles durchdringe und belebe. Denn die besten Anstalten, die besten Formen der Religion werden nicht nur keinen wohlthätigen, sondern oft noch einen nachtheiligen Einfluß auf das Volk äußern, wenn der Geist fehlt."

„Für's Zweite, fuhr Jakob fort, werden auch bei aller Vorsicht, bei dem besten und geistvollsten

Einwirken von Seite der Geistlichen doch früher oder später Menschen sich einfinden, bei denen böse Leidenschaften die Oberhand gewinnen, und die dann Aergerniß, Unordnung und viel Unheil verbreiten können. Wenn da nicht Anstalten getroffen werden, wodurch solche Menschen für das allgemeine Wohl unschädlich gemacht und doch nützlich beschäftigt werden können, so kann in kurzer Zeit das schönste Paradies in eine Hölle umgewandelt werden.

Wenn man in der Nähe unserer Wohnung vier Häuser errichten würde, die zweckmäßig so eingerichtet seyn müßten, daß in einem z. B. das männliche, im andern das weibliche Geschlecht untergebracht, und alle so beschäftigt werden könnten, wie es für jedes am passendsten wäre; wenn dann vorzüglich in religiöser Hinsicht auf sie verbessernd eingewirkt würde, so könnte da vielen Uebeln vorgebeugt werden, besonders jenen, welche durch Uebertretung des sechsten Gebotes, durch verschwenderische oder nachlässige Eltern, durch Müßiggänger u. s. w. entstehen.

Dann wären wieder zwei Häuser nothwendig zur Aufbewahrung und Erziehung solcher Kinder von jenen Eltern, die in oben genannten Lastern sich verfehlt hätten. Die Eltern könnten angehalten werden, so viel zu verdienen, daß sie und ihre Kinder erhalten würden, und so hätte man, ohne große Kosten, nicht nur allein die besten Verwahrungsmittel gegen Fehler, welche oft ganze Länder unglücklich machen, sondern man hätte die beste Gelegenheit, veredelnd, vorzüglich auf die Jugend, einzuwirken."

Salomon gefielen diese Vorschläge sehr wohl; nur meinte er, daß solche Anstalten erst dann errichtet werden sollen, wenn es die Noth erfordert. „Vor Allem aber, sprach er, sollen wir mit einem guten Beispiele unsern Untergebenen vorleuchten, und als Muster im Glauben, in der Liebe, in der Keuschheit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit uns darzustellen suchen. Und da du, lieber Sohn, fuhr er fort, mir würdig scheinst, einst mein Erbe zu werden, so vergiß deines Gottes nicht! Stehe fest im Glauben, und bleibe Vorbild in allem Guten! Dieß wird das beste Verwahrungsmittel gegen alles Verderben seyn.“

Jakob lag nichts näher am Herzen, als seine, nun so weit von ihm entfernten, geliebten Eltern, und seine theure Schwester. Er wollte sie vor Allem von seinem gegenwärtigen Zustande in Kenntniß setzen. Denn er stellte sich so lebhaft ihre tiefe Trauer wegen seiner vor. Allein vor dem Frühjahre hatte er keine Gelegenheit, eine Nachricht zu ihnen zu bringen; so konnte er also dem Drange seines Herzens nicht folgen, er mußte sich gedulden.

Indeß verlebte Jakob im Kreise jener edlen Familie, deren Sohn zu seyn er das Glück hatte, selige Tage. Man unterhielt sich vorzüglich mit Rückerinnerungen an die wunderbaren Führungen Gottes, und mit Planen, wie Alles zu ordnen und einzurichten wäre, damit das ganze Thal ein Thal des Segens, und alle Bewohner darin eine Gottesfamilie werden möchten. Denn Salomons großer und edler Plan war, Neger, die als Sclaven oft jämmerlich behandelt werden, frei zu machen, sie

zum Christenthume zu bekehren, und aus ihnen, so wie aus solchen unglücklichen Europäern, die entweder durch falsche Hoffnungen getaüscht, in Amerika statt des Glückes, das sie suchten, meistentheils nur Noth und Jammer finden, oder welche gar von Seeraübern auf die ungerechteste Weise nach Amerika gebracht werden, eine Christengemeinde zu bilden, und selbe so zu gründen, daß sie sowohl in Beziehung auf echte Religiosität als auch in Beziehung auf Lebenserhaltung für immer gesichert und erhalten werden sollten. Dieß konnte freilich nur ein Mann, wie Salomon Hirsch war, bewirken, der ein großes Vermögen besaß, und dessen Glaube eine solche Liebe zu Gott und zu allen Menschen in ihm erzeugt hatte, daß er kein Opfer und keine Mühe scheute, wo es die Verbreitung und Beförderung seines Glaubens, und das leibliche und geistige Wohl seiner armen Mitbrüder und Mitschwestern galt. Solche Opfer und Mühen glaubte er ganz dem schuldig zu seyn, der aus lauter Liebe zu uns Menschen die Herrlichkeit des Himmels verließ, Menschengestalt annahm, in Niedrigkeit dreiunddreißig Jahre auf Erden herumwandelte; ja, der sich in die qualvollsten Leiden und den schmerzvollsten Tod als Opfer hingab, um die Menschen von der schrecklichsten Sclaverei der Sünde und des ewigen Verderbens zu retten, und aus ihnen freie Kinder Gottes und selige Erben des Himmels zu machen.

Jakob konnte nicht genug bewundern, mit welch einer Begeisterung Salomon, so wie dessen edle Gemahlin und Tochter von der Kraft und Seligkeit des Glaubens an Christus sprachen, und nicht bloß

sprachen, sondern zu welch edeln und großmüthigen Thaten sie diese heilige Begeisterung anfeuerte. Er fühlte sich ganz zurückversetzt in die ersten Zeiten des Christenthums, in welchen die Christen mit Jugendkraft und Jugendwonne voll Muth und Freudigkeit sich ganz dem Dienste des Herrn ergaben, und so recht als Rebzweige am Weinstocke Christus die herrlichsten Früchte brachten — ganz der Verheißung des Herrn gemäß: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue.*) Er wurde einmal so gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, ein Lied anzustimmen, welches gerade seine Empfindungen ausdrückte. Er sang:

„Denk' ich, ach, des schönen Bundes,
Der die Christen einst umschlang,
Als des Herzens, nicht des Mundes
Hymne durch ihr Leben klang;
Als ein Herz und eine Seele
Jede Christgemeinde war,
O wie Vieles jetzt uns fehle,
Stellt sich meiner Sehnsucht dar!"

So wie Salomon und seine Familie, so waren auch die Neger, deren er schon mehrere bei sich hatte, und die er freilich nicht als Sclaven, sondern als Brüder und Schwestern in Christus behandelte. Er liebte sie um Christi willen, und sie dienten ihm, als wie dem Herrn selbst.

Rührend waren die Morgen- und Abendandachten, welche Salomon täglich mit all seinen Ange-

*) Joh. XIV, 12.

hörigen in seiner Hauskapelle hielt. Da meinte man die Versammlungen der ersten Christen zu sehen. Ein Herz und Eine Seele waren Alle. Wenn Salomon betete, so beteten Alle mit. Wenn er aus dem Evangelium vorlas, so hörten Alle mit einer Ehrfurcht, Rührung und Theilnahme zu, als wenn Gott wirklich mit ihnen redete. Und was noch mehr war: sie befolgten im Leben Alles so gewissenhaft und pünktlich, was sie in der Kapelle gehört hatten, daß sie lieber das Leben gegeben, als wissentlich gegen eine Lehre sich verfehlt hätten.

Jakob hatte an diesen schwarzen Naturkindern eine herzliche Freude, und da sie vernahmen, daß er künftig ihr Massa (ihr Meister) werden soll, so bezeugten sie ihm alle mögliche Ehrfurcht und Liebe, die sie oft auf eine so zärtliche Weise offenbarten, daß Jakob sich der Thränen nicht enthalten konnte. Nur mußte er ihnen versprechen, daß er auch so fromm werden und so beten wolle, wie ihr Großmassa (so nannten sie Salomon). Auf das Gebet hielten die Neger am meisten. „Wer nicht betet, sagten sie, der glaubt nicht, und wer nicht glaubt, ist ein böser Mensch, so böse, wie wir früher waren.“

Jakob ging eines Tages allein im Thale umher. Es kam ihm sonderbar vor, wie Salomon in so kurzer Zeit hier solche Gebaüde herstellen, und überhaupt alle seine Anordnungen treffen konnte, zumal das Thal von allen Seiten eingeschlossen ist, so daß nur Jener, der die Lage des Thales kennt, einen Zugang dazu findet.

Während er aber so umherwandelte, und dieses kleine Paradies betrachtend anstaunte, bemächtigte sich

seiner unwillkürlich ein heimwehartiges Gefühl. Er wünschte lieber in seinem theuern Vaterlande ein Handwerksmann, als hier gleichsam Fürst eines solch schönen Thales zu seyn. Da ihn indeß die Vorsehung offenbar so wunderbar geführt hatte, und da er hier Gelegenheit fand, so viel Segen zu verbreiten, so erkannte er dieß mit dankbarer Rührung, und war fest entschlossen, sich diesem großen und schönen Zwecke ganz zu opfern. Auffallend war ihm, daß Salomon immer von der einstigen Uebergabe seiner ganzen Herrschaft an ihn spreche, da er doch eine Tochter habe, die er so zärtlich liebte, und die alle Liebe verdiente, und daß diese Tochter nicht nur keine Widerrede gegen die Äußerung ihres ehrwürdigen Vaters vorbringe, sondern vielmehr derselben sich zu freuen scheine. Dieß machte es ihm höchst wahrscheinlich, daß Salomon einen Plan zur Verehelichung seiner Tochter mit ihm vorhabe. Doch wollte er diesen Gedanken nicht ganz sich seiner bemächtigen lassen; indem ihm dieses Glück zu groß schien, weil ihm der edle Charakter dieses in jeder Beziehung so vortrefflichen Frauenzimmers wirklich Ehrfurcht einflößte. Unter solchen Gedanken wandelte er im Thale umher, und zwar gegen Süden zu, woher der kleine Fluß strömte. Er meinte, derselbe habe seinen Ursprung an dem Berge; allein da er dorthin kam, so fand er keine Quelle, sondern bemerkte vielmehr, daß der Fluß aus einer engen Schlucht zwischen den Bergen hervorfließe, und zwar so, daß man in demselben mit einem Wagen wohl fahren konnte. Hier, dachte er, kann wohl ein Eingang in das Thal möglich seyn, und dieß wäre

auch der einzige. Er ging also den engen Pfad fort, der neben dem Bache herführte. Allein er wandelte eine Stunde in vielen Krümmungen fort zwischen den Bergen, die sich ober ihm zusammenthürmten. Oft wollte er umkehren, und doch hätte er gerne einen Ausgang gefunden. Endlich schien es ihm helle zu werden, er verdoppelte seine Schritte, auf einmal war er am Ende der Schlucht, und vor ihm öffnete sich ein Thal, noch größer und schöner als Salomons Thal. Die herrlichsten Gebaüde und die schönsten Anlagen van Pflanzungen aller Art begegneten hier seinem staunenden Blicke. Allein er war doch sehr betroffen, indem er befürchtete, erkannt zu werden, was vielleicht Salomon nicht angenehm seyn könnte, weil derselbe ihm noch nie etwas von einem benachbarten Thale gesagt hatte. Er kehrte daher wieder zurück, und hegte die Vermuthung, daß Salomon mit den Bewohnern dieses Thales wohl in Verbindung stehen müsse, weil nur auf eine solche Weise sein ganzer Plan mehr befördert und gesichert werden könne. Uebrigens nahm er sich vor, von seiner Entdeckung nichts zu sagen; denn er dachte: Salomon werde wohl seine Gründe haben, warum er bisher von seiner Nachbarschaft ihm nichts gesagt hatte.

Als er wieder in Salomons Thal zurückkam, so war dasselbe gerade von der Abendsonne herrlich beleuchtet. Und als er nun von einer Anhöhe aus das ganze Thal so überschaute, bemächtigte sich seiner eine ganz besondere Empfindung, indem er die wunderbaren Wege, auf welchen ihn sein Gott bis hieher geführt hatte, überlegte. Sein Herz war von

Bewunderung, Dank und Anbetung durchdrungen, und er sang mit besonderer Rührung, was ihm sein bewegtes Herz eingab:

Der Herr ist gut, von namenloser Güte!
Wer auf Ihn traut, der strauchelt ewig nicht.
Er schenkt dem Geist der Hoffnung schöne Blüthe,
Das Herz beseelet er mit froher Zuversicht.

Und führet auch durch Dämmerung und Schatten,
Auf steilen Felsenwegen seine Bahn,
So schafft Er köstlich Labsal doch dem Matten,
Und führt den treuen Pilger himmelan.

Der Herr ist gut, ich hab' es selbst empfunden;
Mein Leben zeugt von seiner Güte laut.
Er schlägt und heilet wunderbar die Wunden,
Zum größten Segen dem, der auf Ihn traut.

Nun will ich Ihn als Vater immer preisen;
Mein Leben soll Ein Loblied auf Ihn seyn!
Als frommes Kind will ich mich stets beweisen,
Bis Er mich führt zur Friedenshalle ein.

O dann, dann sink' ich hin vor seinem Throne,
Verklärt vom Glanze seiner Majestät,
Und stammle in dem höchsten Jubeltone
Durch Ewigkeiten hin mein Dankgebet!

Während des Gesanges hatte sich Jakob der Heimath genähert. Als er der schönen Gartenanlage nahe kam, durch welche der Weg in Salomons Wohnung führt, so ertönte aus dem Gesträuche in sanften Tönen der letzte Vers des Liedes ihm entgegen; was einen ganz besondern Eindruck auf sein ohnedieß so gerührtes Herz machte. Er stand etwas

betroffen stille, und dachte nach, woher wohl die Töne kommen mögen. Da kam ihm Sophie, Salomons würdige Tochter, entgegen, und rief ihm ein herzliches Willkommen zu, das Jakob eben so herzlich erwiderte. Beide wandelten nun durch die Anlage fort, ohne ein Wort zu sprechen. Sophie unterbrach das Stillschweigen, indem sie sagte: „Wie selig werden wir einst seyn, lieber Bruder, wenn wir am Throne des Lammes in die Jubel- und Dankeslieder der Vollendeten einstimmen dürfen!"

„Unaussprechlich selig, erwiderte Jakob; denn, wenn der Glaube schon so beseligt, wie muß erst das Schauen beseligen.

Aber, gute Schwester, mir ist noch Manches so dunkel von dem, was dein ehrwürdiger Vater mit mir vorhat. Bist denn du nicht Erbin dieses schönen Thales?"

„Ja, erwiderte Sophie; aber wenn ich es an dich abtrete, ist es dir nicht recht?"

„Wenn mir aber, versetzte Jakob, ohne dich dieses Paradies zur Wüste würde?"

„So wäre es dir ohne mich, was es mir ohne dich wäre, sprach Sophie. Aber laß uns vorsichtig wandeln in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage unsers Lebens und besonders jetzt, bis eine höhere Hand unsern Bund heiligen wird!"

Nun gingen Beide stillschweigend durch die Anlage der Wohnung zu, wo sie die Eltern schon lange erwartet hatten.

Den ganzen Winter ereignete sich nichts besonders Merkwürdiges. Als nun aber der Frühling, und mit ihm die Zeit herannahete, in welcher Schiffe

erwartet werden, so hatte Jakob nur einen Wunsch, nämlich den, recht bald seinen Eltern von sich Nachricht ertheilen zu können. Er suchte also die erste Gelegenheit dazu auf.

Salomon hatte ihn unterrichtet, auf welche Weise er taugliche Menschen für das Thal erhalten, und unter welchen Bedingungen er sie aufnehmen soll.

Jakob verfügte sich also in die Gegend, in welcher gewöhnlich die Schiffe landen, und sich allemal eine große Anzahl Menschen einfindet.

Sein Hauptzweck war, theils solche Unglückliche, die damals durch die Seeräuber nach Amerika gebracht, oder, durch falsche Hoffnungen getäuscht, einem namenlosen Elende entgegen gehen, zu retten, und dann sein Thal mit edlen Menschen zu bevölkern. Dazu gehörte nun wohl mehr, als bloß Geld und Verstand, um die rechte Wahl zu treffen. Das fühlte der gute Jüngling, und er suchte daher sich jene Weisheit von Gott zu erflehen, die allein sein Vorhaben recht leiten konnte.

Da er nun so in seinem schönen Berufe fortwandelte, so war sein ganzes Wesen entzückt über die Seligkeit, die ihm zu Theil wurde, nämlich Unglückliche beglücken zu dürfen. Dieser Gedanke erinnerte ihn an das Wandeln des Sohnes Gottes auf Erden, der umher ging, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war.

Er versetzte sich im Geiste in die Frühlingstage des Christenthums zurück, in welchen der Eingeborne des Vaters selig pries die Augen, die Ihn sehen, und die Ohren, die Ihn hören durften. Sein ganzes Wesen schwamm gleichsam in einem Meere der

seligsten Empfindungen, welche der Gedanke in ihm erweckte, der Gedanke nämlich, wie unaussprechlich glücklich alle diejenigen waren, die Ihn in Menschengestalt auf Erden wandeln sahen, Ihn, den Abglanz des Vaters, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, mit dem die Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes allen Menschen erschienen ist!

Doch, sagte er zu sich selbst, Er ist auch uns nahe, die wir wahrhaft an Ihn glauben; denn im Glauben wandeln wir und nicht im Schauen. Und Er selbst sprach ja: „Selig, die nicht sehen, und doch glauben!“ Sein Herz war so entzückt über diese Wonne, daß er laut und immer lauter eines seiner Lieblingslieder sang, welches er gewöhnlich auf Reisen zu singen pflegte:

„Hätt' ich Flügel! hätt' ich Flügel!
Flög' ich auf zu meinem Stern;
Ueber Meere, Thäler, Hügel
Folgt' ich immer meinem Herrn.
Ach, das war ein schöner Segen,
Wenn Er mit den Jüngern ging;
Jedes Herz, wie Maienregen,
Seinen Trost, sein Herz empfing!

Ach, das war ein schöner Segen,
Wenn man Ihm am Munde hing;
Auf den Feldern, auf den Wegen,
Ein: „Ich will, sey rein!“ empfing!
Ander Loos ward uns bereitet;
Wie auch blühet rings das Land,
Der uns rufet, der uns leitet,
Unser lieber Freund verschwand.

Doch Er ist uns nicht genommen;
Nicht zu sehen ist Er nur.
Zu den treuen, stillen Frommen
Kommt Er auf geheimer Spur.
Will mich denn zufrieden geben;
Fassen mich in stillem Sinn.
All mein Sehnen, Lieben, Leben
Geb' ich meinem Freunde hin.

Seinen Schwestern, seinen Brüdern
Will ich mich in Treue nah'n;
An den Armen Ihm erwidern,
Was Er liebend mir gethan.
Einst erklingen and're Stunden,
Und das Herz nimmt andern Lauf;
In den sel'gen Liebeswunden
Löset aller Schmerz sich auf.

Meine Seele, gleich der Taube,
Die sich birgt im Felsenstein,
Dringt mit Liebe und mit Glaube
In den Himmel zu Ihm ein.
Dort ist Gnade, dort Erbarmen,
Ew'ge Füll' und reiche Lust.
All' ihr Kranken! All' ihr Armen!
Kommt an eures Heilands Brust!"

Lange hallte der herrliche, vielsagende Inhalt dieses schönen Liedes in seiner Seele nach, und entflammte sein ganzes Gemüth zu einer recht innigen und thätigen Liebe zu seinem Heilande und zu allen Menschen. So versunken in diese Gedanken kam er der Gegend immer näher, in welcher die Schiffe zu

landen pflegten. Schon von ferne sah er eine ungeheure Menschenmenge; und aus dem lauten Getümmel vermuthete er, daß schon ein oder mehrere Schiffe gelandet haben. Als er ganz hinkam, so sah er mit Entsetzen, wie man da die Menschheit behandle; denn es waren dießmal viele Auswanderer von Europa angekommen. Er sah Haufen Menschen, die wie Thiere fortgetrieben und unbarmherzig behandelt wurden. Hier hörte er Flüche und Verwünschungen; dort Jammer und Weheklagen von Unglücklichen, die in Amerika Freiheit, oder alle Arten von Bequemlichkeiten zu finden hofften, und nun, leider! nichts als Knechtschaft und Elend fanden. Er wußte nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte; zumal seine Knechte, die Salomon nachzuschicken versprochen hatte, noch nicht angekommen waren. Auf einmal aber sah er einen Auftritt, der sein ganzes Herz ergriff. Er erblickte mehrere Deutsche, und unter ihnen einige Weibspersonen, die auf dem Boden saßen, ihre Haare zerrauften und die fürchterlichsten Verwünschungen ausstießen. Er nahte sich ihnen — und — sollte er seinen Augen trauen? — erkannte — seine ehemalige Meisterin Rösch und ihre Tochter Brigitte. Erstere sah wie verzweifelt aus, Letztere starrte so auf den Boden vor sich hin. Er nahete sich der Letztern, welche ihn nicht zu kennen schien. Die Mutter aber erkannte ihn sogleich, und schrie wie rasend: „Das ist Jakobs Geist, den wir verfolgt haben, und der uns nun vollends in die Hölle stürzen wird! Er ist ein Engel und Franz ist ein Teufel!“ Als Brigitte ihn auch erkannte, so fing sie an zu weinen. Jakob beruhigte sie, indem

er Beiden Erlösung und eine gute Versorgung zusicherte; nur gab er ihnen zu verstehen, daß sie sich so verhalten möchten, als wenn sie ihn nicht kennen würden, um die Loskaufung nicht zu erschweren.

Darauf erkundigte er sich um den Eigenthümer dieser Unglücklichen, welcher ihm gegen Bezahlung Beide losgab.

Mit welchen Empfindungen und Äußerungen diese den Jakob als ihren Retter betrachteten, läßt sich mehr fühlen, als beschreiben. Jakob erfuhr von ihnen, daß Franz Brigitte geheirathet hatte; sie und ihre Mutter aber durch alle möglichen Versprechungen zu bereden suchte, Alles zu verkaufen und nach Amerika zu ziehen, wo sie die glücklichsten Menschen werden könnten. Er habe Alles zu Geld gemacht, und sey also mit ihnen ausgewandert. Allein, als sie das Schiff bestiegen hatten, so war Franz nicht da, und der Capitain kündigte ihnen an, daß sie an ihn von Franz verkauft, und sein Eigenthum seyen. Diese ruchlose That empörte Jakobs ganzes Wesen. Da er aber von Brigitte, welche ruhiger war, als ihre Mutter, hörte, daß noch mehrere deutsche Familien angekommen seyen, so mußten ihn Beide dieselben ausfindig machen helfen. Sie fanden auch bald mehrere deutsche Colonisten. Aber, wie war Jakobs Herz ergriffen, als er unter denselben seinen alten, ehrwürdigen Vater erblickte! Er wollte mit offenen Armen auf ihn zueilen. Doch faßte er sich noch, indem er dachte, daß eine solche Ueberraschung Beiden schaden könnte. Er nahete sich ihm daher so ruhig, als es ihm möglich war. Da er aber seine

geliebte

geliebte Mutter und seine theure Schwester ebenfalls erblickte, so konnte er sich kaum enthalten, laut aufzurufen. Doch behielt er äußerlich eine ruhige Fassung, ging zu den Seinigen, und sprach zu seinem Vater: „Ihr seyd ja der Schlossermeister M. aus A. in Deutschland?“ „Ja, mein Herr!“ erwiderte dieser vor Freude ganz bewegt über eine solche Anrede.

„Aber, was trieb euch doch aus eurem Vaterlande hieher?“ fragte Jakob weiter.

„Ach, seufzte dieser, indem er Jakob mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Ein großes Unglück; denn sonst wäre ich nie so thöricht gewesen, und hätte mein Vaterland verlassen; denn, daß nur Thoren oder Verzweifelte einen solchen Schritt wagen können, sehe ich erst jetzt ein. Ich hatte einen einzigen Sohn, der aber in die Fremde ging; vor mehr als einem Jahre schrieb er uns von Amsterdam aus, daß er kommen werde. Wir warteten von Tag zu Tag, warteten ein Jahr, und er kam nicht. Da ich früher selbst in Amsterdam war, und die gefährlichen Seeraüber kannte, so vermuthete ich, er könne in ihre Klauen gerathen seyn. Ich wanderte nach Amsterdam, und aus allen Erkundigungen, die ich einzog, wurde nur meine Vermuthung bestärkt. Nun hatten wir keine Ruhe mehr; wir alle drei wollten nach Amerika und dachten: vielleicht können wir den geliebten Sohn und Bruder doch finden. Freilich scheint dieß eine Unmöglichkeit zu seyn. Aber, was thut Eltern- und Geschwisterliebe nicht!“

Während dieses Gespräches hatten sich Jakobs Mutter und Schwester dicht an denselben hingedrängt, und ihn staunend betrachtet.

„Aber Gott könnte es doch so fügen, sprach Jakob, daß ihr euern Sohn wieder finden könntet!“

„O wenn dieß wäre, riefen alle drei, dann wollten wir gerne sterben, wenn wir nur sein Angesicht nochmal sehen könnten!“

„Das soll geschehen, fuhr Jakob immer bewegter und gerührter fort. Euer Sohn heißt Jakob, nicht wahr?“

„Ja!“ sprachen alle drei mit Einer Stimme.

„Ihr gabet ihm bei'm Abschiede unter Andern auch ein Evangelienbuch, und schriebet ihm diese Stelle hinein.“ (Diese führte Jakob wörtlich an.)

„Ach, mein Gott! riefen alle drei auf das Tiefste bewegt; Herr, Sie wissen es, Sie wissen gewiß, wo unser Jakob ist!?“

„Ich, ich weiß es,“ sprach Jakob, indem er seinem Vater, seiner Mutter und seiner Schwester in die Arme fiel, und nichts sagen konnte, als: „Hier ist euer Jakob!“

„Mein Sohn! mein Sohn! mein Bruder! O welch ein Wiederfinden!“

Das war Alles, was Eltern und Schwester im Hochgefühle der Freude stammeln konnten.

Da dieser Auftritt die Neugierde der Umstehenden zu regen anfing, so gab Jakob seinen indeß angekommenen Knechten Aufträge, das, was seine

Eltern bei sich hatten, in Sicherheit zu bringen, und er selbst verfügte sich mit den Seinigen an einen einsamen Ort, wo sie dann erst ungehindert die seligen Stunden eines so wunderbaren Wiederfindens feiern konnten.

Da indeß Jakob seine wichtige Pflicht, Unglückliche zu retten, oder taugliche Colonisten für sein Thal sich auszusuchen, nicht versäumen wollte, so verfügte er sich wieder unter die Menge, wo er Mehrere fand, die seiner Hülfe bedürftig, und die für seinen Zweck geeignet waren.

Am andern Tage zog nun Jakob mit den Seinigen seinem Thale zu. Mit welch seligen Empfindungen — dieß läßt sich nicht schildern.

Salomon kam ihm mit Sophie bis an das östliche Gebirge entgegen, von welchem aus sie ihm schon Willkomm zuriefen. Aber wie erstaunten Beide, als Jakob sich ihnen nahete, und seine Eltern nebst seiner Schwester ihnen vorführte.

Nun rief Salomon tief gerührt: „Der Herr sey gepriesen! Ja, Er ist noch derselbe, der Er vom Anfange an war! Er, der einst den Patriarchen Jakob zu seinem Joseph nach Egypten führte, führt jetzt meinem Jakob seine Eltern und seine Schwester zu!“

Er umarmte dann Jakobs Vater, und grüßte auf das Herzlichste dessen Mutter und Schwester.

„Wie wunderbar! wie wunderbar! rief er öfters aus. Diese Gäste fehlten noch, um den morgen-

den Tag zu einem Festtage der heiligsten Freude über unsers Gottes Huld und Liebe zu machen. Da können wir wohl mit dem heiligen Sänger sagen: „Dieß ist ein Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und fröhlich seyn in Ihm!" Jakob wußte nicht, was für ein Fest gefeiert werden sollte. Sophie aber nahm ihn bei der Hand, und sagte ihm in's Ohr: „Ein heiliges, unzertrennliches Band soll morgen unsere Herzen vereinigen!"

Salomon erkundigte sich nun auch nach den Uebrigen, welche Jakob mitgebracht hatte, und welche unterdeß sich ferne gehalten hatten. Er grüßte sie freundlich, und ermahnte sie ernstlich, alle Bedingungen zu erfüllen, welche ihnen Jakob schon werde bekannt gemacht haben.

Frau Rösch, die, von ihrer Tochter Brigitte geführt, zuletzt herzu kam, fiel vor Jakob nieder, weinte laut und erklärte, daß sie nicht bei ihm bleiben könne; denn sein Anblick sey für sie eine Höllenpein, weil sie die erste Veranlassung gegeben habe zu seiner Entfernung aus Amsterdam.

Brigitte, welche von diesem Höllenplane nichts gewußt hatte, riß sich mit Entsetzen von ihrer Mutter los, und rief: „Eine solche Schandthat konnte meine Mutter begehen!"

„Beruhigt euch! sprach Jakob freundlich; ich kann ja mit Joseph sagen: Ihr habt es böse gemeint, aber Gott hat es mir zum Besten gelenkt! Alles sey vergessen, wenn ihr nur euer Unrecht

erkennet, und vor Gott bereuet, vor dem ihr gesündiget habt. Du, gute Brigitte, bist ja schuldlos; sey nun deiner Mutter Stütze in ihrem Alter; es soll euch wohl gehen! Sie aber, bedauerungswürdige Frau Rösch, hat nun auf eine bittere Weise erfahren müssen, was sie mir nicht glauben wollte, nämlich welch ein böses Herz, ja wahrlich, welch eine Schlangen- und Natternbrut in einem Menschen verborgen liege, der nur die äußerliche Form der Religion hat und beobachtet, ohne den Geist der Religion zu kennen, noch zu haben. Nun wird sie wohl einsehen, daß Christus solche Menschen nicht umsonst mit Grabmälern vergleicht, die außen schön geziert, aber innerlich voll Moder und Verwesung sind. Und daß es jetzt noch genug solche Menschen gibt, dieß hat sie an sich, an Franz und vielen ihrer Freunde und Freundinnen erfahren!"

„Ja, ich habe es bitter erfahren, wie wahr dieses ist!" seufzte Rösch.

„Nun, sprach Jakob, so thue sie jetzt aufrichtig Buße, damit sie Gnade finde vor Gott!"

Nun ging der Zug Salomons Wohnung zu. Der Weg dahin war an beiden Seiten festlich geschmückt; und Jakob sah also lauter Vorbereitungen auf den morgenden Tag. Warum aber Salomon gerade diesen, für ihn so unerwarteten Tag bestimmte, das konnte er nicht begreifen; dachte aber, daß er wohl seine Gründe dazu haben werde. Da er und Sophie sich schon lange durch Gebet und genaue Prüfung ihrer selbst vorbereitet hatten, da

ihre Herzen vereinigt waren im kindlichen Glauben mit Ihm, in dem allein eine wahre und heilige Verbindung zweier Herzen statt finden kann, so war er für diese wichtige und ihm so heilige Handlung schon gefaßt.

Mit der Dämmerung des andern Tages kam nicht nur Salomons Haus, sondern das ganze Thal in Bewegung. Alles war auf seine Weise beschäftigt. Salomon war auch an diesem Tage, wie er an jedem war: er redete wenig mit Worten, aber um so mehr durch Thaten; daher durfte man ihn nie um die Ursache seiner Handlungen fragen. Was er that, war überlegt und mit Umsicht und aus guten Gründen ausgeführt.

Nachdem die Morgensonne mit ihren freundlichen Strahlen das liebliche Thal zu verklären angefangen hatte, so sprach Salomon zu Jakob und Sophie: „Kommt Kinder, laßt uns in's Freie gehen, und im großen Tempel der Natur, den der Herr sich selbst geschaffen hat, die ersten Stunden dieses für uns so wichtigen Tages feiern!" Dann nahm er Jakob an seine rechte und Sophie an seine linke Seite; seine Gemahlin führte an beiden Armen Jakobs Eltern, und alle Hausgenossen mußten folgen. Der Zug ging der Schlucht zu, durch welche Jakob schon in ein anderes Thal gekommen war. Salomons ganzes Wesen war wie verklärt, er war lauter Dank und Anbetung.

Aus der Bergschlucht hervor vernahm man Männerstimmen. Alle waren in gespannter Erwar-

tung, was das werden sollte. Als aber bald eine ganze Gesellschaft sich nahete, so kamen Alle in Bewegung. Man sah selbst Salomon es an, daß ihm etwas Unerwartetes begegne. Er eilte auf den, der vorausging, zu; ein Anderer aber, und zwar ein Geistlicher, flog ihm um den Hals. Jakob staunte; aber auch er ward im Augenblicke umarmt. Man hörte nur die Worte: „Julius, Jonathan! du hier? — Und Sie, edler, theurer Herr Pfarrer Gradmann! Und Sie, Herr Baron von S.!" So wechselten nun lange Grüße und Gegengrüße.

Nachdem man sich von dem ersten Erstaunen und den ersten Freuden des Wiedersehens und der Ueberraschung erholt hatte, so klärte sich der ganze Vorfall, der Vielen ein Räthsel schien, auf.

In jenem Thale, woher die Gesellschaft kam, hatte sich früher ein Spanier angesiedelt, der unter dem Deckmantel des Christenthumes die armen Neger an sich zog, sie aber als seine Sclaven behandelte, und dieselben, so wie die glückliche Lage des Thales zur Befriedigung seiner Geld-, Ehr- und Herrschsucht mißbrauchte. Er hatte die herrlichen Gebaüde, Fabriken, Gärten u. s. w. gegründet. Da aber seine Herrschsucht keine Grenzen kannte, und er mit den Seinen die armen Neger durch Grausamkeiten aller Art auf das Höchste reizte; so hatten die letztern einen Aufruhr gegen ihn angezettelt, in welchem sie den Spanier sammt allen seinen Angehörigen ermordeten, wobei natürlich auch viele Neger umkamen, weil die Spanier sich auf alle mögliche Weise vertheidigten.

Durch einen besondern Zufall kam nun ein Freund Gradmanns als Missionair auch in dieses Thal. Nachdem es ihm gelungen war, den Negern, welche nun gegen alle Christen, und überhaupt gegen die Weißen einen schrecklichen Groll hegten, bessere Begriffe von dem Christenthume und den Christen beizubringen; nachdem er sie ganz bekehrt hatte, so fand er die Lage des Thales und die vorhandenen Gebaüde ganz geeignet, eine christliche Colonie zu gründen, welche zur Erhaltung und Verbreitung des christlichen Glaubens die herrlichste Gelegenheit und Mittel darbot. Es fehlte nur an Männern, welche Kenntnisse, Vermögen und viele andere Vortheile einer solchen guten Sache zum Opfer bringen würden. Pfarrer Gradmann fand diese Männer in dem Baron G. und in Salomon.

Beide zogen also dahin. Nun hatte Salomon seinen Freund G. auf den heutigen Tag zu einer aüßerst wichtigen Handlung mit seiner Familie eingeladen, ohne ihm jedoch zu sagen, was er vorhabe. Da aber einen Tag zuvor Pfarrer Gradmann mit einigen Andern, namentlich mit Herrn von Claren und dessen Sohn Julius angekommen waren, so nahm er diese mit sich, um Salomon zu überraschen. Mit welch entzückender Freude Baron von G., dessen edle Gemahlin, Herr Pfarrer Gradmann und vorzüglich Julius von Claren hier ihren Jakob, und zwar in solchen Verhältnissen bewillkommten, kann mehr gefühlt, als ausgesprochen werden.

Allein diese Freudenscenen wurden sehr getrübt durch den Herrn Baron von Claren, als er vernahm,

daß Jakob Sophiens Bräutigam und Erbe des Thales sey. Mit wilder Wuth riß er seinen Julius von Jakobs Brust, schleuderte ihn vor sich hin und rief: „Schändlicher Betrug! meine ganze Hoffnung ist vernichtet; und du Schöpskopf, sprach er zu seinem Sohne, kannst den, der dir eine so herrliche Gattin und ein so schönes Thal entzieht, noch als Freund umarmen? Nun lerne von ihm das Schlosserhandwerk, damit du deinem Gebieter doch Dienste leisten kannst!"

Mit Thränen im Auge sprach Julius: „Ach, mein Vater! was haben Sie vor? Sie hatten mich aus den niedrigsten Absichten für Sophie, Gott aber hat meinen Freund aus den weisesten und besten Gründen für sie bestimmt. Ich will lieber nach Gottes Willen Schlosser, als nach Ihrem Willen König seyn!"

„Schweig, Elender!" donnerte ihm der erzürnte Vater entgegen. — Dem ehrwürdigen Pfarrer Gradmann aber machte er die gröbsten Vorwürfe, daß er ihn hieher betrogen habe.

Wie sehr dieses Benehmen alle Anwesenden in Verlegenheit setzte, die Meisten betrübte, Viele empörte, läßt sich denken.

Jakob stand wie versteinert, Salomon tief ergriffen da. — Pfarrer Gradmann aber sprach: „In welchem Punkte wurden Sie betrogen, gnädiger Herr!" — „Dieß soll ich nochmals sagen? war die Antwort; liegt nicht Alles offen da? Sie erzählten mir von Salomons Tochter und dessen Herr-

lichkeit. Dafür hielt ich meinen Sohn würdig — und nun soll ein Schlossergeselle ihn verdrängen?"

Nun trat Baron G. dem Claren vor das Angesicht, und sprach: „Freund, welcher Satan hat dich verblendet, um das schöne Paradies, das wir hier gründen wollten, gleich im Anfange zu verwüsten? Siehe, du bist ein schändlicher Heuchler; denn du gabst vor, der Sache des Herrn dich und dein Vermögen zu opfern; im Hintergrunde aber hattest du also nur herrsch- und habsüchtige Gedanken. Du kennst die Gesetze, die wir vor dem Angesichte Gottes zu halten uns feierlich verpflichtet haben; kennst auch die Strafe, die wir festsetzten für solche, welche durch irdische Absichten den schönen heiligen Zweck vereiteln oder mißbrauchen wollen. Du bist also nach deinem Schwure unser Gefangener, bis du deinen Sinn geändert haben wirst!" — Dann befahl er, ihn zu ergreifen und abzuführen.

So sehr die ganze Gesellschaft über Clarens Betragen betrübt wurde, so sehr rührte sie Julius durch sein edles Benehmen. Weinend bat er um Verzeihung, und versicherte, daß sein Herz nichts wußte von dem Vorhaben seines Vaters; ja, daß er es auf das Tiefste verabscheue, aber seinen Vater bedauere. Dann fiel er seinem Jakob um den Hals, und bat ihn um seine Liebe und Treue.

„Lieber, sprach Jakob, nicht du, sondern ich habe dich zu bitten! Siehe, ich trete in diesem Augenblicke Alles an dich ab; du bist dessen würdiger als ich!"

„Das sey ferne von mir, erwiderte Julius, daß ich Gottes Rathschluß vereiteln soll, der in deiner Geschichte so offen daliegt. Noch mehr, als dieses Alles würde ich an dich abtreten, wenn es mein wäre; aber es ist nicht mein, sondern dein! Laß mich nur dein Freund seyn!"

„Nun, sprach Gradmann, edle Jünglinge, ihr habt die herrlichsten Proben abgelegt, daß es noch eine Freundschaft gibt, die so rein und heilig ist wie Jonathans und Davids Freundschaft! Gott wird euch segnen!"

Salomon seufzte tief, und sprach: „So ist doch keine Stelle auf Erden, die nicht entweihet, und keine Freude, die nicht getrübt wird durch menschliche Leidenschaften!"

„So muß es geschehen, erwiderte Gradmann, damit wir eine bessere Stätte suchen, als die beste in der Welt nicht seyn kann; und solche bittere Erfahrungen bewahren uns vor allen jenen gefährlichen Lockungen, welchen wir im Genusse der Freuden ausgesetzt sind, sie sind das Salz, das uns vor geistiger Faulniß — vor Versinnlichung bewahrt!"

Nach und nach erholte man sich und sammelte sich wieder im Vertrauen auf den Herrn, der Alles zum Besten lenken kann; und so ging der ganze tiefgerührte Zug jener Anhöhe zu, von welcher aus Jakob schon früher das Thal überschaut, und den Führer seines Lebens in einem Liede verherrlichet hatte. Dort war ein großes hölzernes Kreuz aufgerichtet, das mit Blumen umwunden war. — Vor diesem stand Alles stille.

Salomon fiel auf seine Kniee nieder und betete: „Du, mein Herr und Gott, der Du mich bisher wunderbar geführet, und mich mit der Erkenntniß deines eingebornen Sohnes, den Du in die Welt gesandt hast, damit Jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben erhalte, überschwenglich beseliget hast; heilige und bekräftige Du, was ich jetzt thue, und laß es zur Verherrlichung deines Namens und zum Heile und Wohle deiner Kinder gereichen!"

Dann richtete er sich auf, und nachdem er die Anwesenden als Zeugen aufgefordert hatte, so stellte er sich mit dem Angesichte zu dem Kreuze und in das Thal gewendet, zwischen Jakob und Sophie, nahm Beider rechte Hände, legte sie in einander und sprach:

„Seyd mir gesegnet, meine Kinder! nicht nur mit dem Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs, sondern mit der Fülle jenes Segens, der von dem großen Altar des neuen Bundes, von dem Kreuze des Erlösers, herabströmte, und sich über alle Menschen verbreitet, die wahrhaft an Ihn glauben!

Hier vor diesem Bundeszeichen des Heiles und der Gnade übergebe ich euch, was mir der Herr anvertraut hat aus lauter Gnade; dieses Thal und die Bewohner desselben. Dieses Kreuz sey ein Zeichen meines Segens über euch und eure Nachkommen bis in die spätesten Geschlechter, wenn ihr in Demuth und Zuversicht vor Gott wandelt, dieses Erbtheil als ein Gnadengeschenk von Gott betrachtet,

es so verwaltet, daß ihr einst mit Freude und Zuversicht davon Rechenschaft geben könnet vor seinem Angesichte; wenn ihr eure Untergebenen als Brüder und Schwestern betrachtet, und ihnen vorleuchtet als Muster des Glaubens, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Mäßigkeit und aller Christentugenden. Der Christenglaube hat ja, wie jedes menschliche Verhältniß, so auch das Verhältniß der Vorgesetzten zu den Untergebenen, der Obrigkeiten zu den Unterthanen, und der Unterthanen zu den Obrigkeiten veredelt und geheiligt; er hat die ganze Menschheit zu einer Gottesfamilie gestaltet; alle Christen sollen sich betrachten als Glieder Eines Leibes, wovon Christus das Haupt und die Seele ist; jedes hat also auf das Strengste die ihm angewiesene Pflicht zu erfüllen, damit nicht der ganze Leib zerstöret werde. Wenn euch Beide Gott nun zu edleren Gliedern bestimmt hat, die den Leib regieren sollen, so habt ihr nur um so größere und heiligere Pflichten. Sehet also zu, daß ihr vorsichtig wandelt vor Gott, und daß ihr euch leiten lasset von seinem Geiste!

Wenn ihr aber oder eure Nachkommen vergessen solltet, daß euch alles das, was ich euch heute übergebe, nur deßwegen übergeben wurde, damit ihr es zur Bekehrung der Verirrten und zur Rettung der Unglücklichen benützen, und rein erhalten sollet in Wort und That den Glauben, den Christus vom Himmel gebracht und als das heiligste Kleinod in seiner Kirche niedergelegt hat: so sey dieß Kreuz ein Zeichen meines Fluches über die, welche Ihn vergessen, der daran aus Liebe für die Menschheit starb!“

Nun legte er und seine Gattin beiden Brautleuten die Hände auf das Haupt; und das Nämliche mußten auch Jakobs Eltern thun.

Jakob und Sophie gelobten feierlich, den Willen ihrer Eltern zu erfüllen, und jährlich hier vor dem Angesichte aller ihrer Untergebenen ihre Gelübde zu erneuern.

Hierauf verfügte man sich in die Kapelle. Pfarrer Gradmann ging neben Jakob und dessen Eltern; und erkundigte sich genau um ihre Geschichte.

In der Kapelle erschien der ehrwürdige Geistliche im priesterlichen Schmucke vor dem Altare des Herrn. Aus seinem Angesichte strahlte eine heilige Begeisterung, und mit tiefer Rührung sprach er über die wunderbaren Wege, auf welchen der Herr diejenigen von jeher geführet hat, die wahrhaft an Ihn glaubten. Er wies in Jakobs Geschichte nach, daß derselbe Gott noch lebe, noch so zärtlich für die Seinen sorge, wie wir es lesen in der heiligen Schrift. Darauf las er das eilfte und zwölfte Capitel aus dem Briefe des heiligen Apostel Paulus an die Hebräer vor. Oefters rief er aus: „Wenn der Glaube schon so selig macht, wie überschwenglich selig muß erst das Schauen machen! — Wenn das Wiederfinden derjenigen, die auf eine Zeit getrennt waren, aber ihrem Gott getreu blieben, auf Erden schon so wonnevoll ist, wie weit wonnevoller wird erst das Wiedersehen aller derjenigen im Himmel seyn, die den guten Kampf gekämpfet, und Treue und Glauben bewahrt haben!

Ein solch seliges Zusammentreffen glaubender Christen auf Erden ist zwar eine Seltenheit; denn das Leben der meisten frommen Christen ist ein immerwährender Glaubenskampf, so lange sie leben. Selten siegt der Glaube öffentlich in dieser Welt; denn dieser Sieg würde wenig nützen, und die Welt wäre auch zu klein und zu arm, jene Seligkeiten zu fassen und zu geben, die der Herr denen verheißen hat, die Ihm treu bleiben im Glauben und in Haltung seiner heiligen Gebote!

Darum, so redete er feierlich, laßt uns kämpfen den guten Kampf des Glaubens, damit wir siegen über Hölle, Sünde und Welt, und einst uns Alle wiedersehen dürfen im Lande der Herrlichkeit, wo wir ewig in entzückender Wonne Ihn sehen dürfen von Angesicht zu Angesicht, an den wir hienieden glaubten, den dreieinig großen Gott!"

Ein feierliches: „Hallelujah! — Amen!" erscholl von der ganzen Versammlung; und dieselbe sang, während der fromme Priester die Feier des Opfertodes Jesu erneuerte, mit heiliger Begeisterung:

„Der Glaube kämpft und siegt auch in den schwersten Proben,
Wenn man der Ichheit und dem Stolz den Abschied gibt,
Des Herren Willen treu und über Alles liebt,
Und harrt in Demuth dann der Glaubenskraft von oben.
Wer eig'ner Klugheit nicht die Führung anvertraut,
Und seine Hoffnung ganz auf Gottes Liebe baut,
Der wandelt ruhig fort, er irrt und stößt sich nicht
Im Glaubenslicht!

Im Glaubenslicht wird auch das Dunkle hell und heiter.
Dem Pilger strahlt das Wort des Herrn auf seiner Bahn,
Und seine starke Hand faßt ihn mit Liebe an,
Und führt ihn jeden Tag auf schmalem Pfade weiter.
Wenn er nur unverrückt auf seinen Führer schaut,
Nicht hie und dahin blickt, nur ihm allein vertraut,
So bleibt sein Gang gewiß, und ihm verlöschet nicht
Das Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht zeigt mir auf unbekannten Wegen,
Die meinem matten Fuß der Wille Gottes zeigt,
Wenn die Vernunft das Herz zu bangen Zweifeln neigt,
Der Vorsicht Flammentritt; sie eilt mir dann entgegen,
Und führt mich mütterlich auf jeder dunkeln Spur;
Sie spricht: Sey gutes Muths, folg' meinem Fußtritt nur,
Dir fehlt in Finsterniß, in Wind und Wetter nicht
Das Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht allein hält aufrecht meine Seele,
Wenn sie in Leiden oft gar keinen Ausweg sieht,
Und wenn von ihrem Blick auch jede Hülfe flieht:
Sie faßt dann Muth, und spricht: Was hilft's, daß ich mich quäle?
Ich traue fest auf Gott, ich weiß, der Glaube siegt;
Und wenn mein banges Herz im Kampf auch unterliegt,
So richtet Er mich auf, zurücke weich' ich nicht
Im Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht erquickt, wenn Alles um mich schmachtet,
Im Strafgericht erbebt und mit Verzweiflung ringt,
Kein Blick nach Oben mehr der Sehnsucht Lind'rung bringt,
Weil man des Herrn Geduld und Langmuth hat verachtet;

So

So steh' ich wie ein Fels in meines Glaubens Kraft,
Und weiß, daß mir der Herr gewisse Hülfe schafft,
Wenn ich nur hoffe, dulde und verscherze nicht
Das Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht hält fest, wenn die Verheißung saümet,
Und Alles anders geht, als man erwartet hat,
Ja gar das Gegentheil erreift zu Werk und That;
Das Hinderniß wird dann auf einmal weggeraümet,
Sobald der Glaube bleibt, und in dem Sturm nicht wankt,
Und man im Voraus schon für die Errettung dankt.
Was Gott verheißen hat, hält Er gewiß, so spricht
Das Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht gibt Trost auch in den schwersten Leiden,
Wenn ich dem Herrn zum Preis das Liebste opfern muß,
Und an des Abgrunds Rand oft schwankt mein müder Fuß,
Ich keinen Ausweg seh', Gefahr auf allen Seiten
Mir bangem Pilger droht; dann zeigt der Glaube mir
Zur Burg der Sicherheit die unbemerkte Thür,
Ich geh' hinein und seh', wie nun der Tag anbricht
Im Glaubenslicht!

Das Glaubenslicht zeigt mir in jener schweren Lage,
Wo ein Entschluß des Lebens Wohlfahrt gründen kann,
Und kein Verstand erforscht der Zukunft sich're Bahn,
Den rechten Pfad zum Ziel, und wenn ich's redlich wage,
Im Fall der Herr es will, den steilsten Weg zu geh'n,
Und jeden harten Kampf mit Freuden zu besteh'n;
So fühl' ich Kraft und Muth, verfehl' das Ziel auch nicht
Im Glaubenslicht!

Im Glaubenslicht seh' ich die Todesstunde nahen,
Und fürchte nicht den Pfeil, der dann mein Herze trifft;
Denn mein Erlöser nahm dem Tod sein herbes Gift.
Ich gehe dann getrost, die Krone zu empfahen,
Die Er dem Glaubenskämpfer huldreich zugedacht,
Als dort auf Golgatha erscholl: Es ist vollbracht!
Dann wird zum ew'gen Tag, der in dem Tod anbricht,
Das Glaubenslicht!"

Das zweite Gebot.

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen; denn der Herr wird den nicht für unschuldig halten, der den Namen des Herrn, seines Gottes, lästert!“

2 Mos. XX, 7.

„Ich bin der Herr, das ist mein Namen!" Isai. LXII, 8.

„Wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben; steinigen soll ihn die ganze Gemeine, sey er ein Eingeborner oder ein Fremdling. Wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben!" 3 Mos. XXIV, 16.

„Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden!" Apostelgesch. II, 21.

„Diesem (Jesus) geben alle Propheten Zeugniß, daß Alle, die an Ihn glauben, durch seinen Namen Vergebung der Sünden erlangen!" Apostelgesch. X, 43.

„Und es ist in keinem Andern Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen!" Apostelgesch. II, 12.

„Im Namen Jesu sollen sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind."

Phil. II, 9.

„Schon deines Namens Süßigkeit
Ist Honig, der das Herz erfreut:
Noch süßer bist Du, Jesus Christ,
Der Seele, die Dich selbst genießt!"

Der heil. Bernhard u. Bischof Sailer.

„Du sollst nicht falsch schwören bei meinem Namen und den Namen deines Gottes nicht entweihen. Ich bin der Herr!"

3 Mos. XIX, 12.

„Eure Rede soll seyn: Ja, ja; nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Bösen!" Matth. V, 17.

„Es ist viel sicherer, nicht zu schwören. Nicht, als ob es Sünde wäre, wahrhaft zu schwören, sondern weil es die allerschwerste Sünde ist, falsch zu schwören!"

Der heil. Augustin.

Der böse Franz und der gute Adolph.

In der Grafschaft R. lebten zwei Familien in einem abgelegenen Thale. Jede dieser Familien hatte einen Sohn; einer hieß Franz, der andere Adolph.

So wie die Eltern in ihren Gesinnungen sehr verschieden waren, so waren es auch die beiden Knaben. Adolphs Eltern waren fromm im wahren Sinne dieses Wortes, denn ihre Frömmigkeit war gegründet im Glauben an Jesus Christus, und nur dieß ist wahre Frömmigkeit, jedes andere Frommseyn ist Heuchelei.

Sie wandelten also in heiliger Furcht vor dem Herrn, und suchten ihr Leben ganz nach dem Worte Gottes einzurichten; denn sie glaubten mit Recht, daß der Name Gottes nicht mehr entehrt und gelästert werde, als wenn Menschen, die sich Christen nennen, also ihren Namen von dem Sohne Gottes haben, und doch ein ungöttliches Leben führen; denn von solchen, die Gottes Gebote übertreten, sagt der Apostel: „Eurethalben wird der Name Gottes gelästert!“ *) Den Namen Gottes in Allem zu verherrlichen, dieß war ihr wichtigstes Geschäft.

*) Römer II, 24.

Sie konnten es oft gar nicht begreifen, wie es nur möglich sey, daß es Christen gebe, die doch die heiligste Pflicht haben, nach der Lehre und nach dem Beispiele Jesu Christi zu leben, und doch gerade das Gegentheil thun. Am Auffallendsten war ihnen das Lügen und die Untreue in Worten, da doch Jesus so deutlich lehrt: „Eure Rede soll seyn: Ja, ja! Nein, nein! und was darüber ist, das ist vom Bösen!“ *) Da Er sogar den Teufel den Vater der Lüge nennt. **) Und doch machen so viele Menschen sich gar nichts daraus, wenn sie sich nur durch Lügen und Laugnen aushelfen können. Ananias und Saphira wurden mit dem plötzlichen Tode gestraft, weil sie den Apostel Petrus angelogen hatten, ***) und damit wollte der Sohn Gottes auf eine schaudererregende Weise bei der Gründung der ersten Christengemeinde zeigen, welch ein Abscheu dieses Laster in Seinem Auge sey; und dieß ist es auch. Jesus ist ja der König der Wahrheit; Satan ist der König der Lüge. Wer also die Wahrheit redet, gehört Christus an, wer lügt, gehört dem Satan an. Der heil. Apostel Paulus sagt: „Darum leget ab die Lüge, redet die Wahrheit ein Jeder mit seinem Nächsten!“ ****)

Alles, was sich auf Gott bezieht, war ihnen ehrwürdig und heilig; vorzüglich der Name Gottes, den sie nie anders, als mit der größten Ehrfurcht aussprachen, weil Gott selbst im zweiten Gebote befiehlt: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“

*) Matth. V, 37. **) Joh. VIII, 44.
) Apostelgesch. V. *) Ephes. IV, 25.

So wie sie selbst waren, so erzogen sie auch ihren kleinen Sohn Adolph in der Furcht des Herrn, in Wahrhaftigkeit und Treue; denn sie hatten ihn ja gleich nach seiner Geburt dem besten Kinderfreunde betend übergeben.

Das gerade Gegentheil waren die Eltern des Franz. Das Lügen hielten sie für eine Kunst, die nur gescheide Leute verstehen. Fluchen, Schwören, Sacramentiren war bei ihnen an der Tagesordnung, und da ihr Sohn nichts anders hörte und sah, so machte er es nach, sobald er nur reden konnte. Man hörte aus seinem Munde kein gutes Wort. Bevor er nur das Wort: „Jesus" aussprechen konnte, vermochte er schon Teufel, Sacrament u. s. w. zu sagen.

Da seine Eltern keine Ehrfurcht vor Gott, vor dem Namen Gottes, und vor Allem, was göttlich ist, hatten, so hatte er auch keine, und konnte keine haben, weil er nichts davon wußte. Aber, nicht nur dieß, er hatte so wenig Ehrfurcht vor seinen Eltern, so wenig diese vor Gott hatten.

Adolph und Franz waren die einzigen Kinder in dem stillen Thale, und wer den Hang der Kinder zur gegenseitigen Unterhaltung und Mittheilung kennt, der wird sich auch leicht vorstellen, daß beide Knaben frühe zusammen kamen. Adolphs Eltern waren in der größten Verlegenheit. Sie wußten, welch einen Einfluß Beispiele und Umgang auf kindliche Gemüther haben; wie diese das Schlimmere weit lieber nachahmen, als das Bessere; sie wußten, daß Franzens Eltern neue Veranlassung zur Rachsucht und Feindschaft nehmen würden, wenn sie ihren

Adolph nicht zu Franz ließen; und dann wußten sie auch, daß ein gewaltsames Abhalten die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen könnte. Sie ließen also ihren Adolph zu Franz, und wollten dabei am Besten ihren Sohn kennen lernen.

Allein Adolph zeigte sich da so recht, wessen Geistes Kind er war. Er wollte durchaus nicht mehr zu Franz gehen, und da die Eltern ihn um die Ursache fragten, so sagte er: Franz ist gar böse, er sagt immer: so wahr Gott lebt, der Teufel soll mich holen, dann flucht er, und hat lauter wilde Worte; er hat Gott nicht lieb, und darum mag ich auch ihn nicht; und ihr saget ja immer, man muß Gott ehren, seinen Namen hochschätzen, so lehre das zweite Gebot Gottes. Aber Franz thut dieß nicht, also befolgt er das Gebot Gottes nicht, er ist also böse. Zu mir sagt er nie Adolph, sondern immer Dolphel und gar Teufel, ich mag nimmer zu ihm. Die Eltern freuten sich herzlich, dankten Gott für die Gnade, die Er an ihrem Kinde erwies, und baten Ihn, daß Er doch diesen guten Sinn in ihm erhalten und vermehren wolle. Ihrem Adolph bezeugten sie ihre Freude, und bestärkten ihn in seiner kindlichen Gutmüthigkeit.

Als die Zeit herankam, da beide Knaben in die Schule gehen sollten, so mußten sie den Weg in das Pfarrdorf miteinander machen. Auf dem Hin- und Herwege übte nun Franz alle lose Streiche aus, wie sie nur ein böser Bube ausüben kann. Adolph aber that das gerade Gegentheil, so daß beide unter den Namen bekannt wurden: der böse Franz und der gute Adolph.

In der Schule lernte nun Franz nichts, und es verging kein Tag, an welchem er nicht eine Strafe erhielt. Vorzüglich war der Pfarrer mit ihm nicht zufrieden, weil er von der Religion nichts wußte und auch nichts lernen wollte. Er suchte sich immer mit Lügen zu entschuldigen, und wußte dieselben durch die heiligsten Versicherungen so zu bestätigen, daß ihm der Pfarrer anfangs glaubte; aber bald darin die Grundverdorbenheit dieses bösen Knaben erkannte.

In der Kirche war er sehr ausgelassen, bezeigte keine Ehrfurcht, keine Aufmerksamkeit und keine Andacht. Adolph stellte ihm sein gottloses Betragen öfter vor, und sagte: Sieh' Franz, du sündigest schrecklich gegen das zweite Gebot; weißt du denn nicht, daß darin Gott befiehlt, man soll seinen Namen nicht entehren? und du entehrest ihn so oft, und ziehest dir ein schreckliches Gericht zu! Die Kirche ist das Haus Gottes, mit welcher Ehrfurcht soll doch da der Christ erscheinen; wie soll er sich freuen, daß er Gott anbeten und verherrlichen darf; wie soll er sich freuen, weil ihm da Gottes Wort verkündiget wird! Da kann man ja doch nicht andächtig und aufmerksam genug seyn. Aber du thust das Gegentheil. Der Pfarrer ist anstatt Christi da, und du spottest über ihn; du spottest also über Gott, und entehrest seinen heiligsten Namen!

Allein Franz achtete nicht darauf, oder sagte: Meinst du, ich soll auch ein so dummer Kerl werden, wie du bist, so ein Betbruder? da würde ich mich schämen. Nein, sagte Adolph, du sollst gescheiter werden, als ich bin, du sollst Gott noch besser

kennen lernen, als ich; und dann wirst du noch weit mehr Ehrfurcht vor Ihm haben, als ich!

Da Adolph von dem Pfarrer, vom Lehrer und von allen guten Menschen geachtet und geliebt, Franz aber verachtet wurde, so entwickelte sich in ihm ein großer Haß gegen Adolph; er fügte ihm alle Unbilden zu, und laügnete dann Alles wieder, sobald er zur Rede gestellt wurde, wozu ihm seine Eltern halfen, welche sich beklagten, daß man nur auf ihren Franz so sey; man möge ihn nicht, man behandle ihn unrecht. Euer Franz, sagte einmal der Pfarrer, stirbt noch am Galgen, denkt nur, ich habe es euch gesagt, und dazu bereitet ihr den Strang. Denn ein Kind, das keine Ehrfurcht vor Gott hat, ist aller Laster fähig. Nun aber waren die blinden Eltern furchtbar über den Pfarrer aufgebracht; statt daß sie ihm dafür hätten dankbar seyn sollen. Franz wurde nur noch verwegener und ausgelassener, denn er suchte durch Lügen und Laügnen Alles durchzubringen.

Adolph meidete ihn so gut es möglich war, denn er wollte mit keinem Menschen einen Umgang haben, bei dem keine Treue und Wahrheit zu finden ist. Franz aber sann darauf, wie einst der böse Kain gegen Abel, an dem guten Adolph seinen Muth abzukühlen.

Beide waren erwachsen. Franz war von wilder grüngelber Gesichtsfarbe; seine Augen rollten scheu unter seinen weißen starken Augenbraunen herum; er war schmutzig in Kleidung, und sein ganzes Betragen war roh, frech und ausgelassen.

Adolph war auch im Äußerlichen das Gegentheil; das Ebenbild Gottes leuchtete aus seinem Angesichte hervor, das wie eine Rose blühete; sein Auge war rein und ruhig; er war gegen Jedermann ehrfurchtsvoll, und befolgte genau, was der Apostel sagt: „Erweiset Jedermann Achtung; liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!“*) Er glaubte das zweite Gebot nicht besser erfüllen zu können, als wenn er vor dem Worte Gottes die tiefste Ehrfurcht habe, und dasselbe genau befolge. Jede Handlung, die durch das Wort Gottes verboten wird, hielt er für eine Entehrung.

Bei Franzens Eltern war dieß noch merkwürdig, daß sie, obwohl sie keine Ehrfurcht vor Gott, vor seinem Namen, vor seinem Worte hatten, doch voll Aberglauben waren. Aber dieß ist allemal der Fall bei jenen Menschen, die keine richtige Erkenntniß von Gott haben, diese machen sich selbst einen Gott, der gerade so ist, wie sie selbst sind, und entehren Gott auf eine furchtbare Weise, da sie Ihn ehren wollen.

Wenn sie in eine Noth kamen, so machten sie Gelübde und Versprechungen in Menge, und glaubten dadurch Gott zu beruhigen und zu versöhnen; sie hielten Ihn also für einen höchst ungerechten Menschen, den man durch Versprechungen sich geneigt machen kann. Nur gelobten sie nie Lebensbesserung, sondern Wallfahrtsgänge, Opfer in die Kirche, sogar den armen Seelen versprachen sie Messen und Gebete, wenn sie ihnen helfen würden.

---

*) 1 Petri II, 17.

Ihr ganzes Leben war nichts, als ein Götzendienst, und ihr Hauptgötze war ihr eigener Leib, denn, was zur Nahrung ihres Leibes gehörte, für das waren sie mehr besorgt, als was zur Ehre Gottes und zum Heile ihrer Seele nothwendig war. Sie erfüllten in nichts das Wort Gottes, das sie gar nicht kannten, und daher kam auch, wie die heilige Theresia sagt, ihr schlechtes Leben; erfüllten also das Wort Gottes nur da, wo es verbietet, vorzüglich die Stelle: „Ihr Bauch ist ihr Gott, ihren Ruhm suchen sie in der Schande, sie sind irdisch gesinnt!“ *)

Wer mit ihnen etwas zu thun hatte, oder ihnen etwas anvertraute, wurde betrogen, denn sie gaben die heiligsten Versicherungen, die sie aber nie hielten, und also vielfältig des Meineides sich schuldig machten.

Den grimmigsten Haß hatten sie gegen Adolph und dessen Eltern; sie schwuren ihnen auch den Untergang, es möge kosten, was es wolle.

Adolph und seine Eltern erwiderten ihre Bosheiten mit lauter Gefälligkeiten und Liebe. Ihre Verwünschungen achteten sie aber gar nicht, denn sie wußten, daß dieselben nur auf sie selbst wieder zurückfallen werden, und hielten sich fest an das Wort des Apostels: „Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?“ **) Würden sie nur die geringste Erkenntniß von Gott haben, sagte Johannes, Adolphs Vater, öfter, so würden sie ganz anders

*) Philipper III, 19. **) Röm. VIII, 31.

sich betragen, aber da trifft recht ein, was Paulus sagt: „Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird selig werden. Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Oder wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nicht gehört haben?“ *)

Indeß war den guten Leuten das feindselige Benehmen ihrer Nachbarn ein schweres Leiden; da sie es aber nicht ändern konnten, so trugen sie Alles mit stiller Ergebung.

Da gar oft Gott die Seinen prüfet, so läßt er manchmal böse Menschen ihren Willen ausführen; Er gebraucht sie als Werkzeuge. Allein dadurch sollen die Guten nur gebessert werden; und die Bösen ziehen sich allemal durch ihr böses Unternehmen ein schreckliches Gericht zu. So geschah es auch hier.

Eines Tages verreiste Adolph, und am Abende sollte er wieder heimkommen. Die Eltern erwarteten ihn mit Sehnsucht, aber er kam nicht. Der Vater ging nun dem Walde zu, durch welchen Adolph der Weg traf; als er in denselben hineinging und eine Weile fortwanderte, so hörte er auf der Seite ein Winseln und Jammern. Er ging der Stimme nach, fand einen Menschen im Blute sich wälzen, fürchterlich entstellt, und erkannte — seinen Adolph. Welch ein Entsetzen dem guten Vater durch die Seele drang, kann sich Jeder selbst vorstellen. Er wendete alle Mittel an, um seinen Sohn zu retten; lief dann nach

*) Römer X, 13. 14.

Hause, und er und sein Weib trugen ihn auf einer Tragbahre heim.

Der gerufene Wundarzt fand ihn sehr gefährlich verwundet, und wollte bei Gericht die Anzeige machen. Allein Adolphs Eltern suchten ihn davon abzuhalten, denn sie vermutheten ganz sicher, daß Franz der Ausführer dieser That sey, was Adolph auch bestätigte. Allein der Arzt erfüllte seine Pflicht.

Vom Gerichte aufgefordert mußte nun Adolph sich erklären, ob er wisse, wer ihn angegriffen und verwundet habe. Adolph sagte ja, nämlich Franz, er habe ihn ganz gekannt, habe ihn gebeten, von ihm abzulassen, habe mit ihm gerungen; und er werde im Gesichte einige Risse haben, woran man ihn erkennen könne.

Franz wurde dann vor Gericht gerufen, und man fand Alles so, wie Adolph sagte. Franz aber läugnete Alles; berief sich auf seine Eltern, welche bezeugen werden, daß er an demselben Abende gar nicht aus dem Hause gekommen sey, und die Risse im Gesicht habe er auf einem Baume in seinem Garten erhalten, da er einen Ast umbiegen wollte, welcher aber ausriß und ihn streifte.

Franzens Eltern bestätigten Alles so, wie es Franz ausgesagt hatte. Man konnte also auf nichts Bestimmtes kommen.

Franz sollte nun durch einen Eidschwur verpflichtet werden, die Wahrheit zu bestätigen. Adolphs Eltern aber machten den Richter auf den bisherigen Leichtsinn dieses Menschen aufmerksam, und baten

ihn, daß er den Franz zuerst über die Wichtigkeit des Eides möchte unterrichten lassen.

Dieses Geschäft wurde dem Pfarrer übergeben.

Der ehrwürdige Geistliche, der indeß schon grau geworden war in seinem Berufe, folgte dieser Aufforderung mit großer Betrübniß; denn es schmerzte ihn tief, eines seiner Pfarrkinder in einer solchen Lage zu wissen, da er doch unermüdet den Weg der Wahrheit gezeigt, und die Seinen zur wahren Frömmigkeit, zur heiligen Furcht Gottes, zum Glauben an Christus und zur Haltung Seiner Gebote durch Worte und Beispiel unter Gebet und Flehen angehalten hatte. Aber sein Gewissen gab ihm auch Zeugniß, daß dieser Unglückliche nicht durch seine Schuld verloren gehe, indem er ihn besonders ermahnt, gewarnt und auch bestraft hatte.

So sehr nun aber dem würdigen Pfarrer die Sache einerseits schmerzte, so sehr ermuthigte ihn andererseits der Gedanke: Vielleicht kann jetzt der Unglückliche gebessert und gerettet werden! Gestärkt durch diesen Gedanken ging er im Vertrauen auf Gottes Gnade dem Gefängnisse zu.

Als er in das Gefängniß eintrat und den Unglücklichen erblickte, wurde er von tiefem Mitleidsgefühle ergriffen; innigst gerührt reichte er dem Armen die Hand. Aber er mußte leider die bittere Erfahrung machen, daß Franz kein Gefühl mehr hatte für die Liebe seines Seelsorgers. Frech und verwegen fuhr ihn dieser an, ob er denn meine, daß er den Adolph verwundet habe? Er wolle es durch einen Eid beweisen, daß er unschuldig sey, und er dürfe

nicht glauben, daß er einen falschen Eid ablegen werde.

Nein, sagte der Pfarrer, ich halte es für unmöglich, daß ein Christ so tief versunken seyn solle, eine Handlung wissentlich vorzunehmen, die unfehlbar das ewige Gericht und den ewigen Fluch Gottes nach sich ziehen werde, wenn nicht wahr ist, was er behauptet. Denn das mußt du wissen, fuhr er fort, daß der Eid das Allerwichtigste für einen Menschen ist; daß keine menschliche Gesellschaft, kein Staat mehr bestehen kann, wenn der Eid nicht mehr heilig gehalten wird. Sogar die Heiden halten den Eid für das Allerwichtigste. Und ein falscher Eid zieht schreckliche Folgen nach sich. Wie viel Unheil wird dadurch angerichtet; wie viele Familien können unglücklich gemacht werden, und den größten Nachtheil zieht sich der zu, der falsch schwört. Sein eigenes Gewissen wird ihn richten, und die ewige Verdammung wird auf ihn warten, denn der Gott, vor welchem du schwörst, o Franz, der hat Augen wie Feuerflammen, Er wird einst kommen, um die Welt zu richten. Vor dem Himmel, vor der Welt wird der zu Schanden werden, der falsch schwört, und wenn er dadurch einer zeitlichen Strafe entgangen ist, so wird er dafür doppelt durch eine ganze Ewigkeit gestraft werden.

Man mag schwören, wo und vor wem immer, man mag im Herzen denken, was man will, der Eid ist und bleibt doch, was er ist. Die aüßerlichen Ceremonien ändern nichts an der Sache; die Hauptsache ist, was mit dem Munde ausgesprochen wird. Wer falsch schwört, von dem steht geschrieben: „Bei

ihnen

ihnen ist keine Treue und Gerechtigkeit, denn sie haben das Festgesetzte, den Bund und den Eid gebrochen!"*)

„Du sollst nicht falsch schwören bei meinem Namen, und den Namen deines Gottes nicht entweihen: Ich bin der Herr!"**)

Dieß weiß ich Alles, sagte Franz.

Wohl dir, erwiderte der Pfarrer, wenn du es weißt und auch thust; aber wehe, wehe, wehe dir, wenn du es weißt und nicht thust! Wie Vieles hast du bisher gewußt und nicht gethan. Wie schändlich hast du den Namen deines Gottes entehrt durch dein bisheriges leichtsinniges, sündhaftes Leben, durch Lästern, Fluchen, Sacramentiren; durch dein ärgerliches Benehmen im Hause Gottes und durch die bösen Beispiele bei jeder Gelegenheit! Armer Franz, fuhr er fort, du schwörst doch, und schwörst einen falschen Eid; begehst also das allerschändlichste und größte Verbrechen. Aber denke an mich, dein Gewissen wird dich strafen, Gottes Fluch wird deine Eltern und dein Haus treffen; wie ein Verbannter wirst du umherirren, von Gott verworfen, dem du falsch geschworen hast; und, was ich schon früher sagte, wiederhole ich, dein Ende wird schrecken- und schandvoll, deine Ewigkeit aber schmach- und qualvoll werden. Nochmal bitte ich dich um der Liebe Christi willen: Laß dich doch versöhnen mit Gott! Gestehe dein Verbrechen ein, dann kannst du doch noch bei einer kurzen zeitlichen Strafe deine Seele retten vom Verderben.

*) 1 Machab. VII, 15—18. **) 3 Mos. XIX, 12.

Allein Franz blieb unbeweglich, und sagte: Er habe schon öfter einen Eid abgelegt, man habe gesagt, er habe falsch geschworen; und wenn dieß Alles so wäre, so wäre er schon lange verworfen, verzweifelt und verdammt, er habe doch ein gutes Gewissen.

Unglücklicher, rief der Pfarrer, so trotzest du also Gott; so verachtest du den Reichthum der Güte, Geduld und Langmuth Gottes? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Aber durch deine Verstocktheit und dein unbußfertiges Herz haüfest du dir Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der Jedem vergelten wird nach seinen Werken; und zwar denen, die der Wahrheit nicht beipflichten, sondern der Ungerechtigkeit sich ergeben, mit Zorn und Ungnade. Trübsal und Angst über eines jeden Menschen Seele, der Böses thut!" *)

Siehe, so ruft dir jetzt der heilige Apostel Paulus zu; laß dich doch erschüttern durch diese heilige Stimme!

„O armer Franz, dein Gewissen ist nicht ruhig; du bist nur verblendet, und gerade das ist der größte Beweis, daß du von Gott verworfen bist, weil du keine Reue mehr hast; weil du frech Laster auf Laster haüfest! Aber denke an mich, dein Gewissen wird noch aufwachen, jedoch nicht zu deiner Beruhigung, sondern zur Verzweiflung und Verdamm-

*) Römer II, 4. 5. 6. 8. 9.

ung. Du machst gewiß einmal das Maß deiner Laster voll!"

Da der edle Greis mit Franz nichts ausrichten konnte, so entfernte er sich, und ging zu dessen Eltern. Allein mit diesen konnte er so wenig ausrichten, wie mit ihrem Sohne. Sie sagten ihm vielmehr: Sie können selbst einen Eid ablegen, daß ihr Sohn unschuldig sey. Nun, sprach der Pfarrer, auch ihr wollet falsch schwören; oder habt eigentlich schon geschworen, da ihr wollet; euch treffe das Gericht des gerechten Gottes, dessen Namen ihr durch einen falschen Eid schändlich entehren wollet; dessen zweites Gebot ihr übertretet. Dann entfernte er sich auch von ihnen.

Adolphs Eltern erboten sich zu Allem, um nur die Beeidigung zu verhindern, allein sie konnten es nicht abändern. Franz schwur also den Eid; klagte nun Adolphs Eltern der Verlaümdung an, und forderte Genugthuung für sein erlittenes Unrecht. Da aber Adolphs Eltern keine Anzeige gemacht, sondern nur der gerichtlichen Aufforderung gemäß ihre Ansicht ausgesprochen hatten, so wurde Franz mit seinem beantragten Proceß abgewiesen.

Da nun Franz wieder frei war, so war seine Rachsucht gegen Adolph grenzenlos; er bedrohte ihn und seine Eltern auf alle mögliche Weise, worauf aber die gute Familie keine Rücksicht nahm. Adolph war wieder hergestellt, und nur die Narben im Gesichte zeigten von seiner erlittenen Mißhandlung. Es ist besser, sagte Johannes, Narben im Gesichte, als Vorwürfe im Gewissen. Indeß mußten sie Franzens Rachsucht bitter fühlen. Bald waren Fel-

der und Gärten verwüstet; bald ward ihr Vieh auf der Weide mit Steinen geworfen u. s. w. Allein sie duldeten und schwiegen.

Franz und seine Eltern bekamen aber bald etwas Anderes zu thun. Ihr Gewissen fing an sie zu richten. So lange sie auch anfangs dieß verbergen wollten, so war es ihnen doch unmöglich. Sie machten sich selbst Vorwürfe, Eines klagte das Andere an, ihr Leben wurde eine wahre Hölle. Endlich wurde Franzens Mutter wahnsinnig, sie schrie wie eine Furie; meinte lauter böse Geister vor sich zu sehen, und bekannte laut: Ihr Franz habe Adolph todt geschlagen; er habe einen falschen Eid abgelegt. Ihr Mann wurde krank und starb unversehens hinweg; sie selbst wurde in ein Irrenhaus gebracht.

Franz wollte dem Gerichte entgehen; er verkaufte sein herabgekommenes Anwesen, und zog in eine andere Gegend. Allein er betrog sich sehr, denn die Aenderung der Gegend änderte seine Schuld nicht, sondern der Fluch folgte ihm überall nach.

In Adolphs Wohnung war nun gerade das Gegentheil, da war ein wahrer Himmel; in stiller Ruhe lebten Eltern und Sohn; der Segen des Himmels ruhete auf ihnen, und so wie sie Gott in Allem verherrlichten, so fühlten sie Gottes Wohlgefallen so recht in ihrem Herzen.

Nur das Schicksal ihrer Nachbarn ging ihnen sehr nahe. Sie hätten sie gerne gerettet, wenn es nur möglich gewesen wäre. Allein es war umsonst.

Das einzige Mittel, welches ihnen noch übrig blieb, war das Gebet; sie flehten mit heißer Inbrunst für ihre Feinde.

Es waren nun schon mehrere Jahre verflossen, seitdem sich Franz entfernt hatte, ohne daß man wußte, wohin.

In einer sehr stürmischen Winternacht hörte Adolph ein wildes Geheul; er öffnete das Fenster und vernahm die Stimme eines Menschen. Er und sein Vater nahmen eine Laterne, gingen hinaus, und fanden unter einem Baume einen Menschen, der beinahe erfroren und sehr entstellt war. Sie brachten ihn zu ihrem Hause, wohin er nicht folgen wollte, endlich aber doch folgen mußte; vor der Thüre des Hauses aber strengte er nochmal alle Kräfte an und schrie: Fliehet, ich bin Franz, Gott verfolgt mich, ich bin verloren! Vater und Sohn beruhigten und baten ihn, er solle doch mit ihnen gehen, es sey ja Alles verziehen, sie wollen ihn versorgen, so gut sie können, und so brachten sie ihn endlich in ihre Wohnung. Adolphs Mutter bereitete ihm eine Speise. Aber Franz wollte nichts genießen, sondern schrie immer: Ich bin ein Teufel, ihr seyd Engel; ich kann nicht bei euch bleiben!

Da es gegen Morgen ging, wurde er ruhiger; er fing an zu weinen, und sagte, daß dieß ihm die erste und größte Wohlthat sey, die ihm in vier Jahren widerfuhr. Aber bald brach er wieder in Raserei aus; wollte Adolph angreifen, und schrie: Ihr seyd an meinem Unglücke Schuld, ihr habt mich elend gemacht!

Adolph ließ ihn toben, und als er ruhiger war, so ermahnte er ihn, daß er doch sein Unrecht erkennen, bereuen und zu Christus, dem großen Sünderfreunde, seine Zuflucht nehmen solle, der ihn dann gewiß wieder annehmen, ihm seine Sünden ver-

zeihen, und ihm den Frieden wieder schenken werde. Darauf wurde er ruhiger, daß er sich aber durchaus nicht bekehren wolle, dieß sah man ihm nur zu gut an. Er wollte auch nicht bei Adolph bleiben, sondern lief davon, so sehr sich die guten Leute bemühten, ihm alle Liebe zu erweisen.

Nicht lange nach seiner Entfernung hörte man, daß ein Mensch gefunden worden sey, der sich im Walde an einem Baume erhenkt habe, und dem die Zunge ausgefressen sey. Nach der Schilderung, die man machte, war es Franz, und dieß bestätigte sich auch bei genauer Untersuchung.

So schand- und schreckenvoll endete also ein Mensch sein Leben, der von Jugend auf den Namen Gottes entehrt, und ihn sogar durch einen falschen Eid geschändet hatte.

Adolph und seine Eltern konnten nur staunen, und es war ihnen ein neuer Antrieb, Gott in Allem zu verherrlichen, und seinen Namen zu preisen.

Adolph dankte vorzüglich um so kindlicher seinen Eltern, weil sie ihm von Jugend auf Gott kennen gelehrt, und ihn in der Furcht des Herrn erzogen hatten. Er fand an Franz das Wort erfüllt, das geschrieben steht: „Wer den Namen des Herrn lästert, der soll des Todes sterben,"*) und rief aus: „Wer soll dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen?"**)

*) 3 Mos. XXIV, 16. **) Offenb. XV, 4.

Das dritte Gebot.

Gedenke, daß du den Sabbathtag heiligest! Sechs Tage sollst du arbeiten, und thun alle deine Geschäfte. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes; am selben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darin ist; darum segnete Gott den Sabbath und heiligte ihn!"

2 Mos. XX, 8—11.

„Heiliget meine Sabbathe, damit sie ein Zeichen seyen zwischen mir und euch, und ihr erfahret, daß ich der Herr, euer Gott, bin!" Ezechiel XX, 20.

„Wenn du am Sabbath deinen Fuß zurückhältst, daß du an meinem heiligen Tage nicht thust, was dir gefällt; wenn du den Sabbath eine Lust nennst, heilig und herrlich dem Herrn und ihn ehrest, daß du nicht thuest deine Wege, und deinen Willen vollziehst, und Geschwätz nicht führest: dann wirst du dich freuen des Herrn, und ich will dich heben über die Höhen des Landes, denn der Mund des Herrn hat's geredet!" Isaias LVIII, 13. 14.

„Der Menschensohn ist auch Herr des Sabbaths!"

„Ist es erlaubt, am Sabbathe Gutes zu thun oder Böses?" Lukas VI, 5. 9.

„Gott kündet uns einen Sabbath an, der im Herzen gefeiert werden soll. Viele ruhen zwar mit dem Körper, aber im Gewissen ist Aufruhr und Unruhe. Böse Menschen können den Sabbath nicht feiern, denn ihr Gewissen hat nirgends Ruhe . . . . die Freude in der Ruhe der Hoffnung ist unser Sabbath. Der heilige Augustin.

„Lasset uns nicht Feste halten in leiblicher Ergötzung, in Veränderung der Kleider, in Essen und Trinken, woraus Unreinigkeit entsteht, sondern in Reinheit der Seele, in der Freude des Geistes, in gottseliger Andacht!"

Der heilige Gregor von Nazianz.

„Ein Jeder von uns halte geistlichen Sabbath; er freue sich über die Beobachtung des göttlichen Gebotes, nicht in der Ruhe des Leibes, und bewundere Gottes Werke!"

Der heilige Martyrer Ignatius.

Die Sonntagsfeier zu Thalheim.

1.

Es war ein schöner, feierlicher Sonntags-Herbstmorgen, an welchem Vater Eugen mit seinen Kindern in das Pfarrdorf ging, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Die Felder hatten ihre Früchte abgegeben, und lagen gleichsam stillfeiernd und sich der Ruhe freuend in der großen herrlichen Ebene da, durch welche der Weg führte. Ein kühlender Thau schwebte auf den abgemähten Wiesen, welcher von den Strahlen der aufgehenden Sonne verklärt wie Krystall schimmerte; die ganze Natur hatte so viel Sabbathähnliches, so viel Feierliches, daß es von zarten Gemüthern wohl gefühlet, aber nicht ausgesprochen werden konnte. Eugen war auch ganz entzückt; sein Herz schwamm in heiliger Freude, und nur hie und da sagte er: „o wie schön, wie herrlich! Wie schön muß erst Er seyn, der Alles so gemacht hat, und jetzt noch Alles so ordnet!“

Endlich ertönte vom Pfarrdorf her der feierliche Ton der Festtagsglocke (denn es war Kirchweihe), der sich in der heitern Luft gleichsam fortwälzte, und die stille Feier der Natur noch mehr erhöhete.

Die kleine Theodore, Eugens jüngste Tochter, aber hatte sich von der Hand der Mutter, die eben-

falls mitging, losgemacht und die blauen Blumen gesammelt, welche der Herbstschmuck der Wiesen sind. Dann kam sie mit vollen Händen, theilte Vater und Mutter, so wie ihren übrigen Geschwistern mit, und sagte: „Vater! warum ist es heute so schön? gelt, weil es Sonntag ist!“ „Und Kirchweihe!“ fiel Karl ein. „Ei, du Kirchweih du, erwiderte Theodore, Sonntag ist es, weil die Sonne so schön scheint!“

Dieser kindliche Einfall rührte die guten Eltern bis zu Thränen; sie küßten das liebe Kind und sagten: „Ja, Sonntag ist's, meine Kinder, — damit ist Alles gesagt!“

Die Kinder waren schon gewöhnt, auf dem Kirchgange, der eine halbe Stunde dauerte, vom Vater liebliche Erzählungen oder schöne Belehrungen zu vernehmen, worauf sie sich die ganze Woche freueten; und wenn eines eine große Strafe verdient hatte, so durfte es den Kirchgang nicht mitmachen, sondern mußte zu Hause bleiben.

Es war auch ein gar rührender Anblick, wenn Vater Eugen und Mutter Rose, im Kreise ihrer zehn Kinder, daherwanderten in patriarchalischer Einfalt, und Eltern und Kinder so einfach in selbstgefertigte Leinwand gekleidet, aber voll Reinlichkeit waren.

Der edle Pfarrer des Dorfes sagte oft: Wenn er auch auf keine Predigt sich vorbereitet hätte, so würde ihn der Anblick der frommen Thalheimer Familie, so nannte man sie, so rühren, daß er sich nicht enthalten könnte, das Brod zu brechen diesen Kleinen, die so weit darnach gehen, und beim zweiten Vorbereitungszeichen schon in die Kirche einziehen.

Da nun Eugen dießmal vor Rührung nicht reden wollte, so sagte der älteste Sohn Albert: „Vater, warum freuest du dich so, weil Theodore sagte: Es sey Sonntag, weil die Sonne so schön scheine?“

Eugen erwiderte: „Meine Lieben, dieses Gleichniß ist so schön, so passend und so vielsagend, daß man nicht wohl mehr sagen kann. Sehet, was die Sonne in der Natur, und was sie für jede Pflanze ist, das ist Christus für die ganze Menschheit und für jeden einzelnen Menschen, nur in einem weit höhern, nämlich im göttlichen Sinne. Er leuchtet und erwärmet, deßwegen Er auch sagte: „Ich bin das Licht der Welt: wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben!“ *)

Die Sünde hat nämlich den Verstand des Menschen verfinstert, und sein Herz für das göttliche Leben gefühllos gemacht, so daß er nicht erkennen konnte, was wahrhaft gut ist, was Gott will; noch weniger konnte er es vollbringen. Wenn auch die Vernunft so weit kommen sollte, was aber wohl nie geschehen wird, daß sie aus sich selbst erkennen könnte, was Gott ist, und was er von uns fordert, so wäre sie in Vergleich mit Christus das, was ungefähr ein Licht gegen die Sonne ist. Es hilft zur höchsten Noth, daß man an einem Orte etwas erkennen kann, aber die ganze Welt erleuchtet es nicht, noch weniger erwärmet es die Natur; und wachsen könnte schon gar nichts dabei. Uebrigens

*) Joh. VIII, 12.

gebe es kein Licht, wenn keine Sonne wäre, und ohne Christus gibt es keine wahre Erkenntniß. Was die Vernunft auch weiß, das hat sie doch nur von Ihm.

Nun aber wird der Sonntag der Tag des Herrn genannt. Zwar gehören ihm alle Tage, aber dieser Tag ist vorzüglich des Herrn Tag, denn am Sonntage hatte Jesus Christus sein großes Erlösungswerk ganz vollendet; Er, die ewige Lebenssonne, stieg da aus dem Grabe in verklärter Schönheit und Herrlichkeit hervor; die Gnaden, die Er uns erworben hatte, strahlten von Ihm aus auf alle Menschen und in alle Menschen, die an Ihn glauben, und theilen ihnen neues, göttliches Leben mit. Der Sonntag ist also der Vollendungstag der neuen geistigen Schöpfung, welche der Sohn Gottes hergestellet hat. Welch' ein Tag, meine Kinder, mit welch' einer Dankbarkeit, mit welcher Liebe, mit welch' einer Freude soll er gefeiert werden!"

„Aber warum, lieber Vater! fiel Klara ein, hat man im alten Testamente den Samstag gefeiert, und im neuen Testamente feiert man den ersten Tag in der Woche, welchen man Sonntag nennet?"

Darauf antwortete Eugen: „Gott hat in sechs Tagen die ganze Welt und Alles, was in ihr ist, erschaffen. Am siebenten Tage aber, heißt es, ruhete Er; nicht als wenn Er ermüdet wäre, also nicht um Seinetwillen, sondern wegen uns. Diesen siebenten Tag ordnete nun Gott als einen Ruhetag an für die Menschen und gab durch Moses im dritten Gebote die Vorschrift:

„Gedenke, daß du den Sabbath heiligest! Sechs Tage sollst du arbeiten, und thun alle deine Geschäfte. Aber am siebenten Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes: am selben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter; noch dein Knecht, noch deine Magd; noch dein Vieh, noch der Ankömmling, welcher inner deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darin ist; aber am siebenten Tage ruhete Er. Darum segnete Gott den Sabbath und heiligte ihn!"*)

Diesem Gebote gemäß feierten nun die Israeliten diesen Tag als einen Tag des Herrn so, wie es Gott befohlen hatte. Es war der Vollendungstag der Schöpfung. Gott hatte die Menschen in Heiligkeit und Gerechtigkeit erschaffen.

Allein durch die Sünde hatten die Menschen die ihnen verliehene Heiligkeit verloren, und damit war auch der Hauptgegenstand der Sabbathsfeier für sie dahin.

Indeß sollten sie doch an diesem Tage beherzigen:

1) Wie Gott die Menschen erschaffen hatte;
2) wie sie jetzt wirklich sind;
3) daß sie wieder heilig und gerecht werden müssen, wenn sie den Endzweck der Schöpfung erreichen sollen;

---

*) 2 Mos. XX, 8 – 11.

4) daß sie sich selbst nicht heilig und gerecht machen können;

5) daß sie also einen Erlöser, einen Messias brauchen, der ihre Sünden hinwegnimmt, und ihnen die Gerechtigkeit und Heiligkeit wieder erwerben und mittheilen kann;

6) sollten sie vorzüglich die Werke Gottes und seine Anstalten betrachten; dadurch also Gott immer besser kennen und lieben lernen. Deßwegen ward jedem Familienvater aufgetragen, die heilige Schrift so zu lesen, daß er in einem Jahre sie ganz durchlesen konnte.

Diese Sabbathsfeier war für die Israeliten eine große Wohlthat. Die sechs Arbeitstage hindurch mußten sie so recht den Fluch empfinden, der die Sünde traf: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen!" am Sabbathtag aber sollte sie die Verheißung trösten, daß der Herr den Fluch hinwegnehmen wolle durch Ihn, der der Schlange den Kopf zertreten werde.

Was nun der Sabbath im alten Testamente war, das, und noch weit mehr, soll der Sonntag im neuen Bunde seyn.

Das Christenthum ist eine neue geistige Schöpfung, welche viertausend Jahre vorher angekündet, und im alten Testamente vorbereitet wurde, welche der Sohn Gottes durch sein Kommen in die Welt, durch sein Leben, Lehren, Leiden, Sterben und endlich durch seine Auferstehung zu Stande gebracht hatte. Die Schöpfung der Welt kostete Ihn nur Ein Wort, und die Wiederherstellung des durch die Sünde so

tief gefallenen Menschengeschlechtes kostete den Sohn Gottes so viel! Wie wichtig, meine Lieben, muß uns diese Betrachtung seyn!

Weil nun die neue Schöpfung, die Wiederherstellung des Menschengeschlechtes durch Christus weit wichtiger ist, als die Schöpfung der Welt, weil diese vollendet wurde, da Christus vom Grabe erstanden ist, und die Auferstehung am Sonntage in der Frühe geschah, deßwegen wurde dieser Tag als der Festtag der Christen angenommen und gefeiert. Sehet da die hohe Bedeutung des Sonntages!"

„Recht hoch, sagte Wilhelm, da wäre also der Sonntag eine Fortsetzung des Osterfestes?"

„Ja, versetzte der Vater, jeder Sonntag erinnert uns an das, was Christus uns erworben hat, und fordert uns zu dem auf, was wir durch Christus werden sollen, nämlich neue Geschöpfe."

„Aber das will viel heißen, fiel Agnes ein, neue Geschöpfe werden; wie können wir dieses?"

„Frage die Erde im Frühlinge, sprach der Vater, warum sie neu wird, d. h. sich erneuert und fruchtbar wird!"

„Das weiß ich, rief Johannes, weil sie sich der Sonne zukehrt, von welcher sie erleuchtet und erwärmet wird!"

„Recht, mein Sohn, erwiderte Vater Eugen; aber sage mir, wäre das auch ein Frühling, wenn die Erde nicht anders würde, als sie im Winter war? oder würde man sich wahrhaft freuen können, wenn es hieße: Ehemals ist es um diese Zeit Frühling geworden; wir wollen also ein Frühlingsfest feiern!?"

„O dieß wäre kein Frühling, antwortete Johannes, und ein solches Fest wäre umsonst!“

„Nun, fuhr der Vater fort, ist das ein Sonntag, wenn man sich nicht zu der ewigen Lebenssonne, zu Jesus Christus, hinwendet, und sich von Ihm erleuchten und erwärmen läßt? Wäre das ein Sonntag, wenn man sich an die Auferstehung Jesu erinnern würde, und doch todt bliebe in seinen Sünden? doch nicht auferweckt würde zu einem neuen Leben? doch nichts von der Seligkeit erfahren würde, die uns Christus durch seine Auferstehung erworben hat?“

Während dieses Gespräches hatte sich Theodore traulich an die Seite ihres Vaters geschmiegt, und seine Hand an ihre Wangen gedrückt. Da er dießmal nicht auf sie achten wollte, so unterbrach sie das Gespräch und sagte: „Siehe, Vater, wie schön die Kirche dort auf dem Berge steht! Singe doch das Lied: „Komm, eile in's heilige Thor!“ Oder wie heißt es?“

Vater. Es steht auf dem Hügel ein heiliges Haus!

Theodore. Ja, so heißt es! Singe doch und sag', daß die Andern auch mitsingen!

Der Vater stimmte nun das Lied an und Alle sangen mit:

„Es steht auf dem Hügel ein heiliges Haus,
Gewölbet mit friedlichen Hallen;
Wie feierlich klinget Geläute heraus!
Welch herrliche Töne erschallen!
O Vater, o Mutter, führt bald mich dahin!
Laßt mich mit den Schaaren in's Heiligthum zieh'n!

Komm,

Komm, Kindlein, und schließe den Schaaren dich an,
Die dort in das Heiligthum eilen!
Es ist eine heilige, rosige Bahn,
Wo Erde und Himmel sich theilen.
Wer ernst diese Bahn durch das Leben erwählt,
Wird sicher dort oben zu Engeln gezählt!

Ist sie denn so heilig, so rosig die Bahn
Zum Haus auf dem Hügel da droben;
So führet mich eilend den Hügel hinan! —
Es tönet so herrlich von oben! —
Schön muß es und lieblich im Heiligthum seyn,
Wo Menschen im Staube dem Himmel sich weih'n!

Ja, Kindlein, hier bleibe, was irdisch, zurück;
Hier gelten nur fromme Gedanken!
Hier sucht nur die Seele ihr ewiges Glück,
Und steht an des Ewigen Schranken.
Komm, eile mit uns durch das heilige Thor,
Und schwing' dich vom Staube, ein Engel, empor!"

Indeß kam die ganze Familie an jenem Hügel an, auf welchem die Kirche stand, und der Feierschall der großen Glocke ertönte zum Zweitenmale von dem Kirchthurme herab, um die glaubende Gemeinde zur heiligen Feier des Gottesdienstes einzuladen. Schweigend und in feierlicher Stille stieg die Thalheimer Familie den Hügel hinan, und zog voll sichtbarer Rührung, so wie es Christen geziemt, in das Haus des Herrn ein.

Die salbungsvolle Predigt des alten ehrwürdigen Pfarrherrn paßte so ganz auf die bisherige Unterhaltung der Familie von Thalheim. Er sprach zuerst, warum die Kirche erbauet und eingeweihet wurde. Nämlich dazu, daß da Gottes heiliges

Evangelium, die große Freudenbotschaft, verkündet; Jesu Tod am Kreuze bei der heiligen Messe erneuert, die Geheimnisse ausgespendet werden können, und daß das Volk durch das heilige Wort des Herrn sich belehren, unterweisen und zurechtleiten lasse, die Früchte des Kreuztodes Jesu sich aneigne, und durch die heiligen Sacramente jene Gnaden erlange, welche Jesus Christus erworben hat und mittheilen will, wenn anders das Volk im Glauben das Wort Gottes anhört und befolgt, in den Kreuztod Jesu sich hineinversenket, und die Sacramente so empfängt, daß es der Früchte derselben theilhaftig wird. Dann ging er auf den Grund des Glaubens über, und zeigte, daß dieser die Auferstehung Jesu sey, wie der Apostel sagt: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube vergeblich; denn ihr seyd dann noch in euern Sünden!"*) Deßwegen sey auch der Sonntag der Hauptfesttag der Christen, an welchem sie sich besonders im Hause versammeln, an der ewigen Lebenssonne, welche Jesus Christus ist, sich erleuchten, erwärmen und von Ihm sich erneuern lassen sollen; der sie dann auferwecken wird aus dem Grabe des Fleisches vom Tode der Seele; der sie befreien werde von den Banden der Leidenschaften und ihnen göttliches Leben mittheilen wolle. Jeder Sonntag soll für den Christen eine Stufe seyn, auf welcher er Christus näher kommen kann, und somit seinem ewigen Heile, weil nur in Christus Heil und Leben sey. Dann leerte er sein gepreßtes Vaterherz aus über die häufige Entehrung

---

*) 1 Cor. XV, 17.

und Entheiligung der Sonntage, wodurch das dritte Gebot des Herrn so oft übertreten wird. Dieses heilige Gebot, sprach er, wird übertreten:

1) Durch Aberglauben, indem Einige sich damit begnügen, wenn sie nur eine Messe angehört haben. Andere halten andere Festtage höher, als den Tag des Herrn; Einige verschwenden durch Auslaufen in andere Kirchen Zeit und Geld, die sie zu ihrer Belehrung und Besserung, und zur Unterstützung nothleidender Menschen anwenden könnten, was ihnen gewiß weit mehr Segen bringen würde, als das vermeinte Gute, das sie durch ein solches Auslaufen zu erhalten wähnen; wobei sie ihre heiligsten Pflichten, z. B. das Anhören der Predigt und des christlichen Unterrichtes versäumen. Freilich, wenn in der eigenen Pfarrkirche das Wort Gottes entweder gar nicht, oder nachlässig verkündet, somit der Heerde nicht genug oder keine Nahrung gespendet wird, so kann man es ihr nicht verargen, wenn sie anderswo Belehrung im Worte Gottes sucht. Indeß soll sich die Heerde immer an ihren Hirten halten. Aber, leider, geschieht oft das Gegentheil. Man lauft dem Worte Gottes gleichsam davon, und sucht Wunder oder irdische Weisheit.

Er wird entehrt dieser Tag:

2) Durch Wucher. Man thut doch in sechs Tagen für das zeitliche Leben so viel, und nicht einen einzigen Tag will man für das ewige Leben etwas thun! Oder

3) durch Müßiggang, indem man meint, man könne Gott durch Nichtsthun einen Gefallen erweisen, da doch Gott den Müßiggang verabscheuet. Am

Sonntage soll man Gutes thun, so sagt Christus selbst: „Am Sabbath soll man Gutes thun!"*)

Das Wichtigste aber, was jeder Christ am Sonntage thun soll, ist die Rettung seiner eigenen Seele; und das rechte Mittel dazu hat Jesus selbst angegeben, als Er sagte: „Thut Buße, und glaubet an das Evangelium!"**)

Bevor der Mensch Gutes thun will, muß er zuerst selbst gut seyn; wenn er aber gut werden will, so muß er zuvor mit Gott ausgesöhnt und vereinigt, ja aus Gott neu geboren***) werden. Mit Gott ausgesöhnt, vereinigt, aus Gott geboren kann er nur werden durch Christus.****) Christus aber nimmt weder Pharisäer noch Sadducäer, sondern nur solche an, die ihre Sünden wahrhaft erkennen, gründlich bereuen, aufrichtig bekennen und einsehen, daß ihnen Niemand helfen kann, als Christus, daher wahrhaft an Ihn glauben. Ist nun der Mensch durch den Glauben mit Christus vereinigt, so wandelt er wie Christus gewandelt hat,†) er hat also die größte Freude am Gutesthun. Das ist ein Festtag für sein Herz, wenn er, wie Jakobus sagt, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich unbefleckt vor der Welt erhalten kann.††)

Die sicherste Anweisung zur Buße und zum Glauben ist: Betrachtung des göttlichen Wortes, und die rechte geistige Vergegenwärtigung des Kreuztodes Jesu Christi, so wie das un-

*) Matth. XII, 12. Mark. III, 4. **) Mark. I, 15. ***) Joh. III, 3. ****) Ephes. II, 13—22. †) 1 Joh. II, 6. ††) Jak. I, 27.

aufhörliche Gebet zu Ihm. Dieß sey recht schön angedeutet durch Predigt und die heilige Messe. Wer also am Sonntage bloß eine Messe anhöre, aber das Wort Gottes nicht, der habe die Pflicht eines Christen nicht erfüllet.

Der Sonntag, fuhr er fort, wird sehr entweihet, somit das dritte Gebot übertreten

4) durch Spiel= und Trinkgesellschaften; durch nächtliche Unruhe auf den Gassen, wodurch man die Tage des Herrn zu Tagen seines eigenen Verderbens macht. Was nützt es, wenn man Vormittags dem Gottesdienst beiwohnt, aber am Nachmittage der Welt, der Sünde, den wilden Begierden, also sich selbst oder vielmehr dem Argen dient, welcher der Fürst dieser Welt genannt wird. Dazu ist das Gotteshaus eingeweihet, daß ihr da lernen sollet, wie ihr selbst lebendige Tempel Gottes werden könnet, damit Gott in euch wohnen kann, wie der Apostel sagt: „Ihr seyd ein Tempel des lebendigen Gottes!*) Wisset ihr nicht, daß eure Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habet? und daß ihr euch nicht selbst gehört? denn ihr seyd um einen theuern Preis erkauft! Verherrlichet und traget Gott in eurem Leibe! Wer aber dem Herrn anhängt, ist Ein Geist mit Ihm.**) Nur dann ist die Kirchweih ein wahres Freudenfest für euch, wenn ihr Tempel Gottes werdet, und die wilden Lüste verabscheuet u. s. w. „Heiliget euch selbst, rief er aus,

*) 2 Cor. VI, 16. **) 1 Cor. VI, 17. 19. 20.

und ihr werdet gewiß den Tag des Herrn nicht mehr entheiligen!"

So redete der fromme Pfarrer, dem es recht ernst war, sich selber und seine Pfarrkinder selig zu machen, oder vielmehr zum einzigwahren Seligmacher, zu Jesus Christus, hinzuführen.

Nachdem der Gottesdienst geendet war, zog Eugen mit Weib und Kindern wieder in sein stilles, friedliches Thal zurück.

2.

Auf dem Heimwege sprach Rosa, Eugens Gemahlin: „Heute hat der Herr Pfarrer ein kräftiges Wort geredet. Kinder, habt ihr es recht verstanden?"

„Wir hoffen es, Mutter, antwortete Wilhelm, aber Vielen schien es nicht recht gewesen zu seyn!"

„Darum wird sich der Herr Pfarrer wenig bekümmern, fiel Eugen ein. Wenn es nur Gott recht ist. Es ist doch furchtbar und schaudererregend, wie weit es gekommen ist! Was soll denn der Geistliche sagen, wenn er die Wahrheit nicht mehr verkünden, die Laster nicht mehr bestrafen, den Un- und Aberglauben nicht mehr mit der Wurzel ausreißen, und den wahren Glauben an Christus in die Herzen einpflanzen soll? Ist er Menschen- oder ist er Gottes-Diener? Und wem ist das Wort Gottes nicht recht? „Denen, sagt der Apostel, die verloren gehen wollen!" *)

„Aber, Vater, sprach Albert, wenn der Sonntag so gefeiert werden soll, wie der Herr Pfarrer sagte;

---

*) 1 Cor. I, 18.

so feiern ihn wenige Christen wahrhaft, und Viele übertreten das dritte Gebot auf eine arge Weise!"

„Ja, so muß er gefeiert werden, erwiderte Eugen, und die Untreue der Menschen hebt Gottes Gebot nicht auf.*) Dieß wäre übel, wenn sich das Gebot Gottes nach den Menschen richten müßte. Die Menschen müssen sich nach dem Gebote Gottes richten; und wenn sie es nicht thun, so trifft sie nun der Fluch, den Moses ausgesprochen hat über die, welche der Stimme Gottes nicht gehorchen und nicht halten seine Gebote.**) Ihr wisset ja, fuhr Eugen fort, was der Prophet Isaias von der Feier des Sabbaths sagt!***) Durch den Mund des Propheten spricht der Herr: Heiliget meine Sabbathe, damit sie ein Zeichen seyen zwischen mir und euch, und ihr erfahret, daß Ich, der Herr, euer Gott sey!" †)

„Aber zwischen: heiligen und feiern ist ein großer Unterschied!" fiel die Mutter ein.

„Ja, ein sehr großer! erwiderte Eugen. Feiern heißt nichts thun, und heiligen heißt Gutes thun, das ist, das ergreifen, was uns heilig machen kann. Eigentlich sagt das Wort feiern — etwas Anderes, als die Leute darunter verstehen. Feiern heißt, sich über etwas freuen, an etwas Großes sich erinnern. Das Größte, woran der Christ sich erinnern, worüber er sich freuen soll, ist ja die Auferstehung Jesu, und diese ist der Gegenstand der Sonntagsfeier."

---

*) Röm. III, 3. **) 5 Mos. XXVIII, 15—68. Dieß soll jeder Leser selbst nachlesen. ***) Isaias LVIII, 13. 14. †) Ezech. XX, 19. 20.

„Aber, Vater! rief Theodore, warum zieht man denn am Sonntage neue Kleider an?“

„Du hast doch immer die besten Einfälle, liebes Kind! antwortete der Vater. Sieh, auch dieß hat eine schöne Bedeutung. Am Sonntage und eigentlich mit jedem Tage soll der Mensch sich reinigen von allen Sünden; er soll seine Lüsten und Begierden, ja seinen eigenen sündhaften Willen ablegen, und soll durch Christus ein neuer, ein himmlisch gesinnter Mensch werden; er soll da thun, was der heilige Apostel Paulus sagt:

„Lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß, und anziehen die Waffen des Lichtes. Wie am hellen Tage laßt uns ehrbar wandeln: nicht in Schmausereien, Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Neid, sondern zieht den Herrn Jesum Christum an!“ *)

„O welch ein Segen, so fuhr Eugen fort, würde dann folgen, wenn die Christen den Tag des Herrn so feierten, wie die ersten Christen, die an solchen Tagen in heiliger Freude im Herrn sich freueten, sein Wort betrachteten, seine großen Wohlthaten überlegten, und Ihm dankten; ihre begangenen Fehler bereueten und Vorsätze zu einem neuen Leben faßten, so daß sie nach jedem Sonntage besser, himmlischgesinnter waren! Daher der heilige Hieronymus sagt: „Wir feiern keine heidnischen Feste .. in Fressen und Saufen, sondern wir essen in der Lauterkeit das Brod des

*) Röm. XIII, 12—14. Col. III, 9—12. Ephes. IV, 23—25.

Herrn!"*) Allein so, wie viele Menschen, die sich Christen nennen, jetzt die Sonntage zubringen, da wäre es freilich besser, sie würden arbeiten, wie der heilige Augustin sagt: „Es ist besser, am Sonntage ackern, als tanzen!"**)

„Aber da sagen Viele, sprach Agnes: Soll denn der gemeine Mann keine Freude haben, da er sich doch so viel plagen muß?"

„Arme Menschen, rief Eugen aus, wenn ihr keine bessere und schönere Freuden kennet, als Essen, Trinken, Spielen, Tanzen, auf Märkte gehen u. s. w., o wie unglückselig seyd ihr! Solche Menschen taugen doch gewiß nicht in den Himmel; denn da finden sie dieß Alles nicht. Die Seligkeit der Heiligen besteht in der Freude an Gott. Wenn nun diese armen Geschöpfe im Leben keine Freude an Gott haben; können sie sich denn nach ihrem Tode in Gott erfreuen? O wären sie wahre Christen, sie würden nicht so sagen, sondern solche Freude verabscheuen, die ihnen zeitliche Schande und ewige Qualen bereiten. Dagegen würden sie die Freude in Gott suchen, welche das Herz unaussprechlich erquicket und einst ewig noch herrlicher erquicken wird!"

„Die allergrößte Verirrung des menschlichen Stolzes, sagte die Mutter, ist wohl die, daß die Menschen sogar meinen, sie können Gott durch Nichtsthun, durch Müßiggang eine Ehre erweisen, und sich ein Verdienst erwerben, oder dadurch die Heiligen verehren!"

---

*) St. Hieron. in Epiph. 5.

**) St. August. in Psalm. 91.

„Ja wohl, sprach Eugen, die Menschen wollen immer das Gegentheil von dem, was Gott will!*) Doch laßt uns davon abgehen, und laßt uns den Tag des Herrn so heiligen, wie der Herr Pfarrer sagte, daß wir dadurch heiliger werden. Wir dürfen nicht für Andere Rechenschaft ablegen, sondern nur für uns."

„Aber die übrigen Festtage des Herrn und andere Feste darf man doch feiern!" sagte Cäcilia.

„Ja, erwiderte der Vater, denn sie gehen aus der Sonntagsfeier hervor. Ist Christus auferstanden, so ist er der wahre Sohn Gottes, und seine Empfängniß, seine Geburt u. s. w. sind wahre Feste, die der Christ mit Freude, Dank und Anbetung feiern soll.

Die Festtage der Heiligen beweisen, daß Viele durch Christus zu einem neuen himmlischen Leben auferweckt, also durch Ihn heilig geworden sind, und sagen uns: „Also kannst auch du heilig werden!" Aber die Festtage der Heiligen sind im Verhältniß zum Sonntag, was die Sterne am Firmament im Verhältniß zur Sonne sind. Wer sie für das hält, und sie so benützet, dem werden sie auch nützlich seyn. Wer aber die Festtage der Heiligen höher achtet, als die Sonntage, oder wer die abgesetzten Feiertage zum Trotz gegen die Obrigkeit feiert; oder wer meinen sollte, er könne die Heiligen durch Müßiggehen verehren, der betrügt sich sehr, und handelt höchst ungerecht.

---

*) Röm. X, 2—4.

Doch nochmal, meine Lieben, wir sind zu weit gekommen! Laßt uns den Tag des Herrn feiern, wie es Christen geziemt! Andere mögen thun, was sie wollen; wir aber müssen das dritte Gebot Gottes treu beobachten!"

3.

Die ganze Familie kam nun wieder in ihrem stillen einsamen Thale an. Jedes ging an sein Geschäft, bis die Stimme der Mutter zur Andacht und dann zum Mittagsmahle sie rief.

Als sie sich zur Andacht versammelt hatten, so kam Theodore beinahe athemlos und rief: „Ein Unglücklicher, er ist mit dem Pferde an der Anhöhe gestürzt!"

Alle verließen die Wohnstube, und folgten der forteilenden Theodore. Albert kam zuerst bei dem Unglücklichen an. Es war ein junger Mensch, der ganz besinnungslos auf dem Boden im Blute dalag. Das Pferd aber rannte wild und scheu dem Walde zu. Eugen und die Uebrigen kamen nun auch. Eugen befahl, Wasser zu holen, damit der Unglückliche gereinigt werden konnte. Nachdem sie alle Mittel angewendet hatten, und alle Zeichen des Lebens noch vorhanden waren, so trugen sie den Ohnmächtigen in ihr Haus. Dann wurde auch das Pferd aufgesucht, welches sich mit dem Zaume in einem Gebüsche verwickelt hatte und ruhig dastand, so daß sie es leicht ablösen und heimführen konnten.

Da der junge Mensch nicht gefährlich beschädiget war, so erholte er sich bald, und die ganze Familie

versammelte sich nun zur Andacht, und genoß dann ihr Mittagsmahl unter Dank und Freude.

Theodore sagte: „Nicht wahr, Vater, das gefällt dem Herrn, wenn man an seinem Tage Gutes thut?“

„Ja, liebes Kind, erwiderte Eugen, Gutes thun ist am Sonntage nicht verboten, sondern befohlen. Die Pharisäer glaubten zwar das Gegentheil, aber Jesus Christus lehrte und handelte anders. Wer ein wahrer Christ seyn will, der muß glauben und thun, was Jesus gelehrt und gethan hat.

Wer aber die heilige Ruhe des Sonntags dazu gebraucht, um seinen Lüsten und Begierden nachzuleben, der entheiliget diesen Tag; der übertritt des Herrn Gesetz und macht sich strafbar vor Gott. Auf der rechten und wahren Feier des Sonntags ruht ein großer Segen für Zeit und Ewigkeit!“

Der junge Mensch hatte sich indeß in seinem Bette, auf welches er gebracht worden war, aufgerichtet, und staunend der guten Familie zugesehen und zugehört. Er erhob sich und sprach: „Gute Leute, Ihr seyd die Retter meines Lebens!“

Eugen erwiderte: „Wir waren nur Werkzeuge in der Hand Gottes, und haben nichts gethan, als was unsere Pflicht von uns fordert.“

„Gute Menschen, sprach der Jüngling, sind Werkzeuge des Guten, böse aber Werkzeuge des Unglücks. Als ich die Anhöhe auf der andern Seite hinaufritt, begegneten mir mehrere Bursche, die zur Kirchweih in den nächsten Ort gingen, ein wildes Juhegeschrei

erhoben, durch welches mein Pferd scheu wurde, mit mir stürzte und mich fortschleppte."

„Aber warum bist du auch geritten am Sonntage? fragte Theodor. Mein Albert dürfte nicht fort, wenn er auch wollte."

„Du hast Recht, gutes Kind; erwiderte der Jüngling, hätte ich das Gebot des Herrn so beobachtet, wie ihr, dann wäre mir dieß Unglück nicht begegnet, das mich gar leicht das Leben hätte kosten können; und wie schrecklich wäre mein Ende gewesen, wenn ich auf diesem Wege gestorben wäre, auf welchem ich nur den sinnlichen Vergnügungen nacheilte, indem ich zum Kirchweihschießen in den nächsten Ort reiten wollte. Hätte ich das dritte Gebot so befolgt, wie ihr, so wäre dieß nicht geschehen. Allein daran dachte ich gar nicht, sondern ich meinte, ich dürfe auch thun, was Andere thun. Meine Eltern wären aus Gram verzweifelt, wenn ich auf diese Weise umgekommen wäre. Wie viel Unheil entsteht doch, wenn man des Herrn Gebote nicht achtet!"

„Ja, recht viel Unheil, versetzte Eugen; aber das allergrößte Unheil, welches aus Nichtachtung der Gebote des Herrn entsteht, werden die Uebertreter erst in einer andern Welt erfahren!"

„Die losen Bursche, fiel der Jüngling ein, welche so wenig an des Herrn Gebote dachten, wie ich, machten mich unglücklich, und ihr habt mich wieder gerettet! Hättet ihr den Sonntag so gehalten, wie ihn die meisten Christen feiern, so wäret ihr im Pfarrdorfe beim Kirchweihtanze geblieben, und ich hätte in diesem Thale mein Grab gefunden. O

welch ein Unglück richten Menschen an, die Gottes Gesetze nicht achten; welch einen Segen aber verbreiten Diejenigen, welche dieselben halten!"

Indeß endete die Mahlzeit mit einem herzlichen Gebete, und Jedes ging an sein Geschäft, welche an solchen Tagen nothwendig verrichtet werden müssen. Eugen unterhielt sich unterdessen mit seinem Gaste, der sehr gerührt war; sein bisheriges leichtsinniges Leben sehr bereuete, und den heiligen Entschluß faßte, zu seinem Gott zurückzukehren, und bei ihm Vergebung und Kraft zur Haltung seiner Gebote sich zu erflehen.

Eugen war es seit Jahren gewohnt, die Nachmittagsstunden der Sonn- und Festtage im Kreise seiner Familie zuzubringen, und sie entweder mit Betrachtungen über die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, die in der ganzen Natur so schön sich offenbaren, oder mit Lesung aus christlichen Büchern, oder mit frommen Unterredungen zu erbauen, die durch Gesang heiliger Lieder unterbrochen wurden. Wenn die Witterung schön war, so versammelte sich die ganze Familie unter einer großen Linde, die auf einem Hügel unweit des Hauses war. Da feierte sie nun auch dießmal den schönen Herbstnachmittag; und der fremde Jüngling hatte den Kreis vermehrt, der sich ganz selig fühlte über das Glück dieser frommen Familie und öfters ausrief: „O welch schöne und selige Freuden finden doch fromme Herzen, die den Weltmenschen ganz unbekannt sind, und die dann sinnlichen Vergnügen nachjagen, welche so viel Unheil, Nachtheile, Zwiespalt und Lauheit gegen alles Gött-

liche bereiten; die haüslichen Glückseligkeiten, die eine christliche Familie in einem so reichen Uebermaße genießen kann, ist ihnen fremde und thöricht!" Vorzüglich erfreuete er sich an den kindlichen Einfällen der kleinen Theodore, die immer an seiner Seite war, und sich auch deßwegen freuete, weil er Theodor heiße, also beinahe den nämlichen Namen führe, wie sie.

Die ganze Unterhaltung, so wie die Ereignisse des Tages veranlaßten den Vater, heute von dem großen Segen einer wahren und würdigen Sonntagsfeier und von den Freuden zu reden, welche das glaubende Gemüth an dem findet, woran der Sonntag erinnert. Sein Gemüth war tief bewegt von heiliger Empfindung, er stimmte sein Sonntagslied an, und Mutter und Kinder sangen mit:

„Seht aus des Himmels gold'nem Thor
Tritt unser Feiertag hervor! —
Der Tag des Herrn! — Sein Angesicht
Umstrahlt der Morgenröthe Licht.

Sey uns gegrüßt, du Tag der Ruh'!
Den Müden hauch'st du Labung zu;
Das fröhlich stille Thälchen ruht
In deinem Schirm und ist dir gut!

Willkommen uns im Festgewand!
Die Freude wallt an deiner Hand,
Die Einfalt öffnet dir die Thür
Und schmückt ihr stilles Hüttchen dir!

Wohl heißest du ein Tag des Herrn:
O wie erquickt auch Er so gern

Die Müden, ging so liebevoll
Im Land umher, that Allen wohl!

Du bist der Sonne Tag und Bild!
Wie sie mit Glanz die Erde füllt,
So strahlt dein holdes Angesicht
Der frommen Einfalt Freud' und Licht!

Ein Bote Gottes bringest du
Der stillen Erde Fried' und Ruh',
Und schwebest auf der Himmelsbahn
Dem Brudertage froh voran!

O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath himmelwärts!
Einst durch der Morgenröthe Thor,
Ein Engel, schweb' auch ich empor!"

„O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath himmelwärts!"

scholl im feierlichen Tone eine fremde Stimme vom Hügel herauf.

Die ganze Gesellschaft erstaunte, erkannte aber bald die Stimme; es war der Pfarrherr. Eugen und Rose gingen ihm ehrfurchtsvoll entgegen, und die Kinder begrüßten ihn mit herzlicher Innigkeit.

„So, singt man in Thalheim auch?" sagte der Pfarrer.

„Ja, versetzte Eugen, weil man sich freuet, Euer Hochwürden, und nun sich doppelt freuet, weil Sie uns mit Ihrer Gegenwart beglücken!"

„Nun, ihr habt einen höhern Gast, sprach der Pfarrer, indem er sich setzte, nämlich Ihn, der gesagt hat: „Wo zwei oder drei in meinem Namen

Namen versammelt sind, da bin Ich in ihrer Mitte!" *) Wer soll sich seiner Verheißung nicht freuen, und in seiner heiligen Nähe sich nicht selig fühlen!"

„In wem man sich erfreuet, dem singt man auch!" sagte die Mutter.

„Ja wohl, erwiderte der Pfarrer, dieß ist wahr, und macht mir Freude bei euch! Aber mit tiefer Wehmuth war mein Herz erfüllt, als ich das wilde Freudengeschrei, das Toben und die ärgerlichen Gesänge heute vom Wirthshause her vernahm. Ach, mein Gott, diese Menschen freuen sich nicht im Herrn! Wie schwer wird es mir, einem solchen Volke ferner noch das Wort Gottes zu verkünden! Wie können sie eine Freude an Gott und an seinem Worte finden, wenn sie sich an einem solch wilden Vergnügen ergötzen können! Sie sind unfähig für die Seligkeit des Himmels! Wie sollen sie sich einst eine ganze Ewigkeit in Gott erfreuen können; sie, denen der Gedanke an Gott Langeweile verursacht, die ihre Freude in Dingen suchen, die ein Abscheu sind im Auge Gottes!"

„Es ist ein schmerzlicher Anblick, erwiderte Eugen, wenn man unser Volk bei seinen Lustbarkeiten betrachtet. Da ist doch keine Spur vom Christenthume; und diese Menschen sollen in Gott selig seyn können? Dieß ist eine Unmöglichkeit!"

„Und erst, fiel der Pfarrer ein, solche wilden Vergnügen an den Tagen des Herrn, welch' eine

---

*) Matth. XVIII, 20.

Entehrung, ja welch' eine Schändung derselben! O würden sie nur einmal verkostet haben, wie freundlich der Herr ist; wie selig man sich fühlt, wenn man betrachtet, was Christus an uns gethan, zu welch' einer Würde, zu welch' einer Seligkeit Er uns berufen hat durch seine Erlösung; wie ganz anders würden sie sich freuen! Und soll nicht der Christ gerade am Sonntage das Vorgefühl jener herrlichen und unaussprechlichen Seligkeit feiern, die uns Christus bereitet hat durch seine Auferstehung? Deßwegen ist ja der Sonntag ein Tag der Hoffnung, und wer ihn wahrhaft feiert, muß himmlisch gesinnt werden. Aber von solchen Menschen trifft leider ein, was geschrieben steht: „Das Volk setzte sich zu essen und zu trinken, und stand auf zu tanzen." *)

Wenn sie nur bei ihren Vergnügen doch nicht gar allen Anstand, alle Ordnung und alles Schamgefühl verletzen würden."

Rose hatte indeß Butter und Milch dem theuern Gaste vorgestellt, und Theodore brachte reife Früchte in einem schön geflochtenen Körbchen.

Der Pfarrer erheiterte sich nun allmählich in der Mitte dieser guten Menschen, und fand bei ihnen die schönste Erholung. Sein Herz floß über von seligen Empfindungen über das Glück jener Christen, die, von Christus erleuchtet und belebt, Ihn erkennen und sich Seiner freuen.

Er unterhielt sich mit jedem der Kinder, und als er zu Theodor kam, so fragte er, wie er sich hier eingefunden habe.

---

*) 2 Mos. XXXII, 6. 1 Cor. X, 7.

Eugen berührte die Geschichte kurz. Theodor aber erzählte Alles umständlich, und sprach seine Freude über das Glück aus, welches ihm durch sein vermeintes Unglück widerfahren sey.

Dieß gab nun eine neue Veranlassung, über den großen Segen zu sprechen, der aus der Sonntagsfeier wahrer Christen hervorgeht, und so viel Glück verbreitet über Alles, was sie umgibt oder ihnen nahe kommt. „O ihr seligen Tage des Herrn, gefeiert von den Christen der ersten Jahrhunderte, rief der Pfarrer aus, würdet ihr uns wieder das werden, was ihr diesen glücklichen Menschen waret, die ihre ganze Freude, ihre Ruhe und ihre Seligkeit nur in Christo suchten, — seinen Tod am Kreuze bei ihren Versammlungen mit Andacht feierten, sein Wort mit Freude aufnahmen, und Ihn durch ihr Leben verkündeten! Würdet ihr wiederkehren zu uns, dann würde bald das Leben der jetzigen Christen eine andere Gestalt gewinnen; es würde ein wahres Festtagsleben werden. Erleuchtet und erwärmt an den Strahlen der Gnadensonne, welche Jesus ist, würden sie im Lichte wandeln, die Werke der Finsterniß fliehen, und sich in Ihm erfreuen, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, in Christus, in welchem also ewiger Reichthum, himmlische Freude, göttliche Schönheit, kurz Alles in Fülle wohnet, was den Menschen wahrhaft erfreuen und beseligen kann!

Wie würden fromme Eltern im Kreise ihrer Kinder sich so glücklich unterhalten, und die häusliche Andacht und Erbauung, die man jetzt, leider,

so selten findet, wieder den Sonntag zu einen Tag machen, der wahrhaft dem Herrn geheiliget wird!"

„Ja, das wäre schön, recht schön, sprach Eugen, und das Ende solcher Christen würde seyn wie die untergehende Sonne. Während dem sie hinübergehen zu Ihm, von dem sie Vergebung, Gnade und ewiges Leben erhalten haben, würden noch die schönen Strahlen ihrer Tugenden zurückdämmern, und Andern vorleuchten auf dem Wege des Heiles und der Glückseligkeit!"

„Nun, sagte der Pfarrer, ihr Lieben, laßt uns zuerst den Anfang machen! Diesen heiligen Wunsch lasse ich euch als Sonntagssegen zurück, indem ich nun wieder heimkehren will; zwar mit schwerem Herzen, wenn ich den Lärm und die Unarten bedenke, die heute vorfallen. Nur das tröstet mich: Kann der Herr zusehen, warum soll es der Knecht nicht auch können? Ihr, lieber Vater Eugen, werdet den Geboten Gottes treu bleiben und mit Josue sprechen: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" *) Auch du, lieber Jüngling, sprach er zu Theodor, halte nicht gering die Züchtigung des Herrn, die dir heute widerfuhr; dann wird dieser Sonntag ein Geburtstag zu einem neuen Leben für dich werden, und Gottes Segen wird auf dir ruhen!" — Dann reichte er der Mutter und jedem Kinde die Hand, ermunterte sie zum Anhalten an Gottes Gebote und schied mit gerührter Empfindung von der frommen Familie, in welcher er heute selige Stunden verlebt hatte.

*) Josue XXIV, 15.

Auch Theodor wollte nun Abschied nehmen und wieder zurückreisen in seine Heimath, die er nicht genannt hatte, und um welche er nicht gefragt wurde; nur so viel sah man, daß er der Sohn angesehener Eltern seyn müsse. Er konnte seinen Dank nicht mit Worten ausdrücken, den er der guten Thalheimer Familie schuldig zu seyn glaubte, mehr für das schöne Beispiel und für die herrlichen Lehren, das er gesehen und die er vernommen hatte, als für die Rettung seines Lebens.

„Ich habe heute, sprach er, nochmal erfahren und gesehen, wie schön und wie wohlthätig es ist, wenn man Gottes Gebote treu beobachtet, und welch' ein Segen daraus hervorgeht. — Nun habe ich auch einmal einen Tag des Herrn so gefeiert, wie alle gefeiert werden sollen. Gott wird meinem Vorsatze Kraft und Beständigkeit geben, daß ich alle Tage meines mir auf's Neue geschenkten Lebens weihe und heilige.“

Dann verabschiedete sich Theodor von Allen, bestieg sein Pferd, und reiste unter den aufrichtigsten Betheuerungen von Dankbarkeit ab. Die ganze Familie begleitete ihn mit ihren Segenswünschen.

4.

Eugen verlebte mit den Seinigen von nun an noch so manchen Sonntag unter den herzlichsten Unterhaltungen, die Allen so recht zum Segen wurden, und ihr Leben an den Werktagen war nichts anderes, als eine Fortsetzung vom Sonntage. Mit jeder Woche wurden sie in Gott seliger, daher zu-

friedener, fleißiger und arbeitsamer. Weil sie wenig brauchten, so hatten sie immer Ueberfluß, und konnten Nothleidenden mittheilen, was für sie das größte Vergnügen war.

Allein die Ungewitter des Krieges, welche damals ganz Europa verheerend durchzogen, und so manche Familie in das tiefste Elend stürzten, nahmen auch die gute Thalheimer Familie hart mit. Aber gerade in diesen furchtbaren Stürmen offenbarte sich so recht der Geist des Christenthums, der Trost, Licht und Beruhigung denen verleihet, die sich von ihm leiten und regieren lassen.

Die Verheerungen, die der verderbliche Krieg auch in der dortigen Gegend und ganz besonders auch in dem Besitzthume Eugens angerichtet hatte, waren groß. Alles war größtentheils verwüstet, und daher die Aussicht in die Zukunft sehr trübe. Aber die edle Familie hielt sich unerschütterlich an den Herrn und Seine theuren Verheißungen, und das hielt sie immer aufrecht, und in Gottes Willen ergeben. — Indeß kam die härteste Prüfung ihres Gott vertrauenden Glaubens erst jetzt.

Eines Tages nämlich bestürmte ein Trupp feindlicher Krieger Eugens stille Hütte, und forderte im wilden Ungestüme eine Summe Geldes; im Falle sie aber nicht geleistet werden sollte, so droheten sie das Haus in Brand zu stecken, und alle Kinder Eugens als Ersatz mitzunehmen.

Eugen bot an, was er hatte; er machte alle möglichen Vorstellungen; er bat, er weinte; aber Alles war bei diesen wilden Unmenschen vergebens.

Mit gezückten Schwertern drangen sie auf Eugen und auf das Haus los. Schon waren sie am Einbrechen. Eugen, Rose und ihre Kinder seufzten in der Stille zu Gott um Hülfe, und siehe, da flog an der Spitze einiger befreundeter Krieger ein junger Mann zu Pferd heran, stürmte auf die Raüberbande los, und nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe wurden die erstern zurückgeschlagen, und von den befreundeten Soldaten verfolgt.

Eugen sah diese Rettung als ein Werk des Herrn und zugleich als einen Beweis an, daß der Feind geschlagen sey. Er versammelte seine Kinder, um mit ihnen Gott zu danken.

Allein Theodore, die zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen war, erschien nicht. Man suchte sie im Hause, aber sie war nicht da. Eugen befahl seinen Kindern, sie im Walde aufzusuchen; allein sie kamen nach langem Umherirren nur jammernd und klagend zurück; und nun war die Vermuthung gewiß, daß sie im Getümmel von dem feindlichen Trupp müsse geraubt worden seyn; denn wenn sie getödtet worden wäre, so mußte doch ihr Leichnam vorhanden seyn. Als die Sache auch im Pfarrorte ruchbar geworden, wurden auf Veranstaltung des Herrn Pfarrers Boten, die Verlorne aufzusuchen, nach allen Richtungen hin ausgesendet. Allein nach zwei, drei Tagen, kamen Alle wieder zurück, ohne Theodoren gefunden zu haben.

Der Schmerz der unglücklichen Familie war nun grenzenlos; doch tröstete sie sich damit, daß Theodore in des Herrn Hand stehe, und daß ihr

ohne seinen Willen kein Haar gekrümmt werden könne.

Der nächstfolgende Sonntag war ein wahrer Trauertag für diese guten Menschen.

Die Felder waren verwüstet, das Vieh war geraubt, das Haus beinahe ganz geplündert. Denn es war, wie es sich erst nachher zeigte, doch während des heftigen Kampfes Einigen vom feindlichen Trupp gelungen, in's Haus zu kommen; und diese hatten nun beinahe Alles zusammengerafft und mitfortgeschleppt. Sogar die Kleider hatten sie bereits alle entwendet. Nun sahen sie mit wehmüthigen Blicken einer unglücklichen Zukunft entgegen.

Mutter Rose aber vergaß über ihre Theodore alles andere Unglück, und war ganz vom Schmerz überwältiget.

„Laß uns auf Gott vertrauen! sprach Eugen. Er kann ja doch Alles wieder recht machen; das Unmögliche ist Ihm möglich, und nach einem entsetzensvollen Charfreitag geht erst die Ostersonne in ihrer ganzen herrlichen Pracht auf. So lange unser eigener Wille nicht durch Leiden gebrochen wird, so lange kann der Wille Gottes in uns kein Siegesfest halten, und wir können den Tag des Herrn nicht wahrhaft feiern. Es ist ja heute Sonntag, so laß uns im Herrn fröhlich seyn; denn dieß ist der Tag, den Er gemacht hat; Er hat überwunden, und überwindet in Allen, die Ihm nachfolgen. Heute wollen wir unsern eigenen Willen ganz Seinem göttlichen Willen unterwerfen, und dieß ist immer der beste Gottesdienst!" So tröstete Eugen sich und die Seinigen.

Der erlittene Verlust wurde nun aber von Woche zu Woche immer fühlbarer. Die unglückliche Familie hatte bereits nichts mehr zu leben, und wußte sich beinahe nicht mehr zu kleiden.

Die Sonntage waren für sie Tage der Wehmuth, denn sie konnten nicht mehr in das Haus des Herrn gehen, weil sie nur zur höchsten Nothdurft gekleidet waren; und so rückte die Herbstzeit heran. Eugen sah ein, daß er sich mit den Seinigen so nimmer erhalten könne. Die kleinen Ueberreste, welche der Feind zurückgelassen hatte, waren aufgezehrt, und der herannahende Winter nahm alle Hoffnung für eine bessere Aussicht.

Mehr als all dieß aber erfüllte Alle der Verlust Theodorens mit tiefer Wehmuth; denn wiewohl nun seit ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hause schon eine geraume Zeit vorüber war, und man allenthalben über ihren etwaigen Aufenthalt Erkundigungen angestellt hatte, so konnte man doch keine Spur finden, wo sie hingekommen seyn möchte. Und es blieb also der geliebten Familie nichts übrig, als des Herrn Stunde abzuwarten.

Am nächsten Sonntage wollte nun Vater Eugen mit seinen Kindern sich berathen, was anzufangen sey.

Es war ein schöner Herbsttag und wieder das Fest der Kirchweihe. Eugen ging mit seinen Kindern unter die Linde, forderte sie zum Gebete auf, und stellte ihnen die Sache vor. Jedes der Kinder war entschlossen, sich um Dienste umzusehen, und dann ihre Eltern nach Kräften zu unterstützen.

Eugen und Rose waren von der herzlichen Liebe ihrer Kinder tief gerührt, und sagten: „Sollen wir denn eurer ganz beraubet werden! Theodore ist schon fort, und ihr —! Ja freilich, wenn es der Herr so will, sprach Eugen schluchzend; Sein Wille geschehe!“ Lange saßen sie in stummer Betrachtung da; sie erinnerten sich an die früheren Zeiten, die sie hier so selig verlebten. Denn nichts stimmt mehr zur Erinnerung an die Vergangenheit, als ein stiller Herbsttag, und wenn es erst ein Sonntag ist, an welchem das fromme Gemüth sich ohnedieß mit Vergangenheit und Zukunft beschäftiget. Die früheren Sonntage flimmerten wie Morgensterne in ihre jetzige Nacht herüber, und stimmten sie immer mehr zu tieferer Wehmuth.

Albert unterbrach die Stille und sagte: „Liebe Eltern, der heutige Tag erinnert uns ja daran, wie wunderbar Gott die Menschen rettet, wenn es ihnen nützlich ist, und wir selbst haben seine Hülfe schon oft erfahren; Er führet uns durch dunkle Nächte; aber seine Sonne geht doch allemal wieder auf; und will Er uns jetzt trennen, so kann Er uns wieder zusammenführen, Ihm ist Alles möglich!“

„Nun so laßt uns dem Herrn singen in wehmuthsvoller Freude, sprach Eugen; es ist ja doch Sein Tag, und wir sind Sein Eigenthum!“ Darauf stimmte er das Lied an:

„Mag auch die Liebe weinen!
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen.

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Freude führt sein Pfad.
Aus Dämm'rung muß es tagen!

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod!
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!"

Als die letzten Worte im nahen Walde wiederhallten, so hörten sie Tritte eines Pferdes. Albert stand auf; und schon kam ein junger Herr den Hügel herauf. Alle waren erstaunt, und Keines wollte reden, als er sich ihnen nahete. Endlich fing er an und sprach: „Wißt ihr auch noch, welch einen Kirchweihgast ihr vor sechs Jahren hattet?" „Ja, antwortete Eugen, der, so wie alle übrigen aufgestanden war, einen jungen Herrn —" „Einen leichtsinnigen Jungen, versetzte der Fremde, den ihr vom zeitlichen und ewigen Tode errettet habt, und der Theodor hieß, nicht wahr? — Nun, kennet ihr ihn denn nicht mehr?" „Mein Gott, sagte Eugen, sind Sie es?"

„Ja!" versetzte Theodor, fiel Eugen um den Hals, grüßte Alle herzlich und freute sich, hier Alle zu treffen.

Nachdem Theodor den angebotenen Platz auf der Bank angenommen hatte, so sagte Rose: „Ach, lieber Theodor, nicht Alle treffen Sie; Theodore, die Sie damals an der Hand heraufführten, ist nicht mehr bei uns!"

„Aber sie ist doch noch, versetzte Theodor, in der Welt!“

„Noch! riefen Alle, aber wo ist sie?“

„Sie ist in sichern Händen, sprach Theodor, und ihr erhaltet sie wieder so, wie ihr sie verlassen habt!“

„Dann sey der Herr doppelt gepriesen! rief Rose aus; ich habe genug, daß sie noch lebt, ich will sie nur sehen!“

Unterdessen kam Theodore schon aus dem Walde hervor, begleitet von einem alten Herrn und einer Frau. Eltern und Geschwister eilten mit offenen Armen auf sie zu, und empfingen sie unter den innigsten Freudenbezeigungen.

Nach den ersten Ueberraschungen sagte der alte Herr: „Nicht wahr, Vater Eugen, das ist eine Freude, die für einen Sonntag paßt?“

„Ja, ganz, lieber Herr, versetzte Eugen. Freuten sich ja die Jünger Jesu mit unaussprechlicher Freude, als sie ihren göttlichen Meister wieder fanden. Aber verzeihen Sie, ich kenne Sie und diese Frau nicht, die bei Ihnen ist!“

„Wir sind Theodors Eltern, sprach die Frau, und kommen zu euch, um an eurer Freude Theil zu nehmen, und für eure Liebe zu danken, mit welcher ihr unsern einzigen Sohn Theodor vom Tode gerettet habt; und was noch mehr werth ist, seit dieser Zeit wurde er das Gegentheil von dem, was er vorher war: die Wonne und Freude unserer

Herzen. So laßt uns nun heute den Tag des Herrn in heiliger Freude feiern, und Ihm danken, der einen so großen Segen auf die würdige Feier Seines Tages legte!"

Alle versammelten sich unter der Linde, und Mutter Rose schmerzte es nur, weil sie nichts hatte, womit sie ihre Gäste erquicken könnte.

„Seyd unbesorgt!" sagte Theodors Mutter, und schon kam ein Bedienter, welcher Wein und Brod brachte.

Theodore erzählte, daß Theodor jener Reiter war, welcher damals zu ihrer Rettung mit andern herbeieilte, als die feindlichen Soldaten auf sie einstürmten. Er habe sie mit Lebensgefahr aus den Händen dieser gerettet, welche sie mitgenommen hatten.

„Aber warum, sprach Rose, bist du, liebe Tochter, doch nicht früher zu uns gekommen, und hast uns so lange einem peinigenden Kummer überlassen?"

„Dieß war, erwiderte Theodor, nicht früher möglich. Ich konnte damals im Getümmel des Krieges Theodore weder zu meinen Eltern, noch zu Euch schicken, ohne sie neuen Gefahren auszusetzen. Ich brachte sie in gute Sicherheit, und eilte mit ihr, sobald ich entlassen werden konnte, zu meinen Eltern und nun zu euch."

Die ganze Thalheimer Familie fand nicht Worte und Ausdrücke genug, um Theodor und seinen Eltern ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

„Laßt dieß gut seyn! sprach Theodors Vater. Wir sind euch mehr Dank schuldig, als ihr uns. Denn hättet ihr die Tage des Herrn nicht so gefeiert, wie sie alle Christen feiern sollten, aber leider wenige feiern, so wäre mein Theodor nicht mehr; ihr, oder doch eure Kinder, würdet jenen Sonntag im Wirthshause zugebracht haben, und hättet unsern Theodor nicht retten können, und wenn ihr ihn auch gerettet, aber durch euer schönes Beispiel, durch euere frommen Unterhaltungen u. s. w. nicht bekehrt hättet, so wäre er doch der leichtsinnige, ausgelassene, ungehorsame Sohn geblieben, und ein Kind des Verderbens geworden. Nun aber ist er das Gegentheil, und machte auch uns aufmerksam, an den Tagen des Herrn etwas Besseres zu suchen, als sinnliche Vergnügen; und wer einmal den Sonntag ganz dem Herrn widmet, der wird auch die übrigen Wochentage nur Ihm leben, der für uns gestorben und auferstanden ist."

„Sehet, ein solcher Segen ruhet auf einer würdigen Feier des Sonntages!"

„O welch ein Segen und welch ein entzückendes Wiederfinden muß eine solche Feier uns erst im Himmel bereiten!" sprach Theodor mit heiliger Begeisterung.

„Ja, mein Sohn, versetzte sein Vater, ein Wiederfinden in der ewigen Sabbathsruhe drüben im Reiche des auferstandenen Erlösers, wo wir Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen dürfen, an den wir hienieden glauben! Bis dahin bleibe der Sonntag uns Allen ein Tag der Hoffnung, daß auch

wir auferstehen, und durch und mit Christus ewig leben werden.*) Wenn wir aber diese Hoffnung zu Ihm haben, so müssen wir uns reinigen, gleichwie Er rein ist."**)

Beide Familien waren nun Ein Herz und Eine Seele; sie priesen nur die wunderbaren Führungen Gottes, und ihre Herzen strömten über von Dank und Anbetung.

Theodor machte auch dem Eugen den Antrag, ihn mit Allem reichlich zu versehen, was er bedürfe; und dieß bestätigten seine Eltern mit herzlicher Freude.

Theodore, die indeß mit ihren Eltern und Geschwistern sich unterhalten hatte, und des Wiedersehens sich so innig freute, erkundigte sich nach dem alten Pfarrherrn.

„Er hat die großen Gefahren, sagte Eugen, glücklich überstanden, und wird mit uns die Wege des Herrn anbeten, wenn er diese Geschichte erfährt!"

Theodor drückte seine Dankbarkeit öffentlich aus für jene doppelte Wohlthat, welche er hier vor sechs Jahren empfangen hatte, und vorzüglich, weil er aus seinem Leichtsinne aufgeweckt und zur Erkenntniß jener unaussprechlichen Seligkeit gekommen war, die Christus uns bereitet hat.

Die ganze Gesellschaft begab sich in Eugens Wohnung. Als sie dort angekommen waren, und Theodors Eltern bei aller Armuth eine so schöne Ordnung, so große Reinlichkeit und besonders so

---

*) 1 Cor. XV, 20—23. — **) 1 Joh. III, 3.

viele Spuren von Thätigkeit wahrnahmen, so wurde Theodors Vater besonders fröhlich und sprach: „Der heutige Tag ist so recht ein Tag, den der Herr gemacht hat; und weil sich Theodore früher so kindlich freute, daß sie und Theodor einen Taufnamen haben, so sollen sie nun auch Einen Geschlechtsnamen erhalten, wenn es euch recht ist, Vater Eugen und Mutter Rose!“

Eugen und Rose sahen sich gegenseitig betroffen an; es traten ihnen Thränen in die Augen, und sie wußten kein Wort hervorzubringen.

„So laßt uns die Kinder segnen an diesem Tage, an welchem uns der Herr so gesegnet hat, sprach Theodors Mutter. Ihre Herzen sind im Herrn vereinigt; mögen sie es immer bleiben, so daß wir sie einst wiedersehen und uns mit ihnen ewig freuen können!“

„Dieß ist zu viel, sprachen Eugen und Rose; doch wenn Sie und die Kinder es so wollen, so seyen sie gesegnet für jetzt und immer!“

Theodor und Theodore gaben sich einander die Hand, und sprachen dann mit sichtbarer Rührung ein feierliches Amen aus.

Die ganze Gesellschaft, welche durch die Ereignisse dieses Tages tief gerührt, und besonders mit freudiger Dankbarkeit gegen Gott erfüllt war, feierte in stiller Bewunderung den herrlichen Triumph, den der Herr den Seinen zu bereiten weiß.

Eugen stimmte mit gerührter Empfindung ein Lied an, und Alle sangen:

„In

„In der frühen Morgenstunde,
Kaum vom süßen Schlaf erwacht,
Gibt Gelaüt' uns schon die Kunde,
Daß der Tag vom Herrn gemacht;
Ha, wie Himmelsstimme ruft,
Tönt es durch die Morgenluft,
Und aus Aller frommen Blicken
Strahlet himmlisches Entzücken!

Alles Irdische muß rasten,
Stille wird des Lebens Sturm.
Scheucht hinweg des Lebens Lasten,
Töne von dem hohen Thurm!
Selbst in kummervolle Brust
Kehre ein, du Himmmelslust!
O, des Festes tiefes Leben
Kann dir hohe Freude geben!

Seht, geschmückt im Festgewande,
Von der Kinderschaar umringt,
Engeln gleich aus höherm Lande —
Wie ein Elternpaar dort singt!
Und sie wandeln d'rauf hinaus
In das heil'ge Gotteshaus,
Dort des Höchsten Lob zu mehren
Mit der Brüder frohen Chören.

Freund eilt nun, den Freund zn grüßen
Mit des hohen Festes Gruß;
Und die Herzen sich ergießen
In des Heil'gen Hochgenuß.
Wonne wird gern zum Gesang,
D'rein tönt wieder Glockenklang —
Feierliches Abendlaüten
Soll uns noch ein Fest bedeuten.

Ist der Tag so schön verschwunden,
Hüllt ihn still der Abend ein;
Und um seine letzten Stunden
Strahlt des Festes Himmelsschein.
Freude tönt im Herzen nach,
Freude schafft den neuen Tag.
Und nach frommer Väter Sitte
Füllt Gebet die stille Hütte!"

Das vierte Gebot.

„Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, das der Herr dein Gott dir geben wird!“

2 Mos. XX, 12.

„Ein jeder soll Ehrfurcht haben vor seinem Vater und vor seiner Mutter.“ 3 Mos. XIX, 3.

„Wenn Jemand einen widerspenstigen und unbändigen Sohn hat, der seines Vaters und seiner Mutter Befehle nicht höret, und wenn sie ihn züchtigen, nicht gehorchen will, so sollen sie ihn nehmen und zu den Aeltesten der Stadt führen und zu dem Thore des Gerichtes, und sollen zu ihnen sprechen: Dieser unser Sohn ist widerspenstig und unbändig und verachtet unsere Ermahnungen, und gibt sich der Füllerei, der Schlemmerei und Unzucht hin: und das Volk der Stadt soll ihn steinigen, und er soll sterben; auf daß ihr das Böse von euch thuet, und das ganze Volk es höre und sich fürchte.“ 5 Mos. XXI, 18–21.

„Kinder, gehorchet euren Eltern im Herrn; denn das ist recht!“ Ephes. VI, 1.

„Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, sondern erziehet sie in der Lehre und Zucht des Herrn!“ Ebend. 4.

„Wer die Ruthe spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn beständig in der Zucht.“ Sprichw. Sal. XIII, 24.

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Person des Greises ehren.“ 3 Mos. XIX, 32.

„Die Priester, welche wohl vorstehen, halte man doppelter Ehre werth; besonders solche, die in Wort und Lehre sich abmühen.“ 1 Tim. V, 17.

„Des Herrn Angesicht zertheilete sie, nicht fürder schauet er nach ihnen: Denn sie achten das Angesicht der Priester nicht.“ Klagl. Jerem. IV, 16.

„Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt. . . . Wer sich der (obrigkeitlichen) Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich (dieser) widersetzen, ziehen sich selbst Verdammniß zu.“ Röm. XIII, 1. 2.

„Knechte (und Mägde) gehorchet den leiblichen Herren mit Furcht und Zittern in der Einfalt eures Herzens, gleich wie Christo!“ Ephes., VI, 5.

Segen und Fluch.

1.

Im vorigen Jahrhunderte lebte in einer einsamen Gegend unsers deutschen Vaterlandes ein armer Taglöhner, der Peter Knorr hieß. Sein ganzer Reichthum bestand in einer niedrigen Strohhütte, die in einem Garten stand, den die geschäftige Hand des fleißigen und braven Peters in freien Stunden mit fruchtbaren Obstbaümen bepflanzt hatte.

Nicht weit davon auf einer Anhöhe stand ein Bauerhof, den man Herrenhof nannte, und der das gerade Gegentheil von Peters Hütte war. Herrliche Gebaüde, fruchtbare Felder und Wiesen, kurz Alles, was den Reichthum eines Landmannes ausmacht, war da zu finden.

Jeder Wanderer, den da der Weg vorüberführte, schätzte den Besitzer dieses Gutes für den glücklichsten Menschen; wenn er aber abwärts zu Peters armer Hütte kam, so konnte er nur die Armuth bedauern, die da zu Hause seyn müsse; und wenn so ein Wanderer ein Grübler oder Raisonneur war, so mochten in seinem Herzen große Zweifel darüber aufsteigen: warum denn Gott seine Güter gar so ungleich ausgetheilt habe?

Allein auch im Innern dieser zwei, dem äußern Scheine nach so sehr verschiedenen Wohnungen sah es ganz anders aus, und es traf da so recht ein, was geschrieben steht: „Mancher ist reich bei großer Armuth; und Mancher ist arm bei großem Reichthum.“ *)

Peter war doppelt reich; denn für's Erste brauchte er nicht mehr, als er hatte; und für's Zweite war er reich in Gott. Gottes Friede, Gottes Huld schwebte über seiner Hütte und machte ihn so selig, daß er sich für den Glücklichsten hielt.

Dieser selige Gottesfriede hatte ihn und sein Weib Rosina in heiliger Liebe vereiniget, so daß sie in seliger Eintracht lebten, Leiden und Freuden miteinander theilten, und ihre sieben Kinder so recht in der Furcht des Herrn erzogen.

Ignatz Dreier, der Besitzer jenes prächtigen Gutes, mußte aber so recht empfinden, was er früher nie geglaubt hatte, daß Reichthum und Ansehen, an und für sich, den Menschen nicht glücklich, sondern um so unglücklicher machen, je weniger sein Herz an Gott, und je mehr es an zeitlichen Gütern hängt.

Ignatz lebte mit seiner Ehefrau Katharina, die ein stolzes Weib war, im beständigen Unfrieden, und ihr Sohn Joseph war eine schreckliche Ruthe für seine Eltern.

Ignatz war gerade kein schlechter Mensch, sondern gehörte zu jener Klasse, welche man rechtschaffene Leute nennt, weil sie kein offenbares Laster begehen, den Gottesdienst nach Gebrauch und Her-

*) Sprichw. XIII, 7.

kommen besuchen, dem Armen so mittheilen, daß man sie nicht für Geizhälse ausruft, mitunter noch als wohlthätig anrühmet, und leben und leben lassen; aber vom wahren, innern Wesen des Christenthums nichts verstehen, daher auch den seligen Frieden nicht kennen, der aus dem Glauben an Gott hervorquillt und das Herz des Christen mit einer Seligkeit erfüllt, die ganz unaussprechlich ist.

So stolz Ignatz im Anfange seines Ehestandes gegen Peter sich benommen hatte, der bei ihm als Taglöhner arbeitete, so änderte sich doch nach und nach sein Betragen; er lernte ihn schätzen und beneidete ihn oft um sein stilles häusliches Glück. Wenn er zu Peter kam, so sah er, daß da der wahre Reichthum: Friede und Glückseligkeit, zu Haus seyen. Vor Allem bewunderte Ignatz den Gehorsam und die Liebe, welche Peters Kinder ihren Eltern erwiesen.

„Ach seufzte er oft, eure sieben Kinder machen euch Freude, und mein einziges macht mir nur Verdruß!“

„Dieß hängt nicht von den Kindern, sondern von den Eltern ab,“ sprach Rosina einmal, als Ignatz an einem Sonntage Nachmittags kam, da sie und ihr Mann unter einem Baume vor ihrem Hause saßen. Wenn die Eltern das sind, was sie seyn sollen, und wenn sie zuerst ihre Pflichten treu gegen Gott, gegen ihre Vorgesetzte, gegen sich selbst und dann besonders gegen ihre Kinder erfüllen, dann werden die Kinder auch werden, was sie seyn sollen: der Trost und die Freude ihrer Eltern. Wenn die Eltern wahre Christen sind, so werden es auch

die Kinder werden; und als solche können sie nicht anders als gut seyn, denn Jesus selbst sagt: „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ *)

Ignatz fühlte diese große Wahrheit nur zu gut; er ging schweigend und seufzend fort.

„Der arme Ignatz, sprach Peter, jammert mich sehr; er könnte glücklich seyn, und ist nun so sehr unglücklich. Da sieht man recht deutlich, daß Geld und Güter dem Menschen nichts helfen, wenn der innere Friede und die Ruhe des Herzens fehlt. Aber der Grund seines Unglückes liegt doch bei ihm, und ich vermuthe, daß es noch schlimmere Folgen für ihn nach sich ziehen kann. Wie oft sagte ihm seine selige Mutter: Ignatz, Ignatz! du wirst deinen Ungehorsam gegen mich, dein leichtsinniges Betragen und deinen Stolz auf dein Vermögen noch theuer büßen müssen! Allein sein Vater spottete über die Mutter und sprach: Ignatz, dir kann's nicht fehlen, du hast Alles im Ueberfluß.“

„Mich wundert sehr, sagte Rosina, wie Ignatz seine Bauerin zur Ehe nehmen konnte!“

„Den größten Fehler beging Ignatz wohl bei dieser Verehelichung, fuhr Peter fort. Er lernte seine Bauerin bei einer Tanzmusik kennen; ihre schöne Gestalt, ihre herrliche Kleidung, ihr leichtfertiges Benehmen gefiel ihm sehr; er wünschte sie zu heirathen, und machte dem Vater sein Vorhaben

---

*) Matth. VII, 18.

bekannt. Dieser fragte nur: hat sie Vermögen? Und als Ignatz behauptete: sie erhalte gewiß 15,000 Gulden Heirathgut, so war Alles recht.

Nun das gibt eine Herrenbaüerin ab! rief der leichtsinnige Vater aus.

Aber seine vernünftige und christlich-gesinnte Mutter war gleich im Anfange dagegen. Um Gottes willen, sprach sie, indem sie gerade zur Thüre hereintrat, als ihr Mann dieß sagte: Vater, willst du sogar der Verführer deines Sohnes werden, und ihn zeitlich und ewig unglücklich machen! Diese Katharina ist ein stolzes, unwissendes und leichtsinniges Weibsbild, die an der Seele gerade so wild, wie sie am Körper schön, die an Tugenden so arm, wie sie an zeitlichen Gütern reich ist. Armer Ignatz. wenn du bei deiner künftigen Gattin auf solche Eigenschaften siehest, und erst bei solchen Gelegenheiten dir sie wählest, dann sey fest überzeugt, daß Gott euch nicht vereinigt, daß Er eure Ehe nicht segnet und nicht heiliget, und dann wehe euch für Zeit und Ewigkeit! Ich einmal werde mein Jawort nie dazu geben, und dir meinen Segen nicht ertheilen; du wirst dann auf eine jammervolle Weise erfahren müssen, was das heiße, ohne den Willen der Eltern zu heirathen!

Allein der Vater erwiderte: Ignatz, laß dich durch ein Altweibergerede nicht irre machen; Geld und Schönheit sind zwei Haupteigenschaften, die eine Braut haben muß, wenn der Mann glücklich werden soll. Man lebt nur einmal, und es können nicht alle solche Betschwestern seyn, wie deine Mutter. Ich gebe dir meinen Segen.

Mit Wehmuth sprach die Mutter: Du unterrichtest deinen Sohn wie ihn nur ein Verführer unterrichten könnte. Also das Elendeste: Geld und Schönheit, ist dir die Hauptsache, was ein Dieb in einer Stunde rauben, oder ein Unglücksfall zerstören, oder eine Krankheit zernichten kann. Geld und Schönheit verschwinden wie der Nebel; dagegen wird ein Weib, die keine wahre Christin ist, die Ruthe des Mannes, der Fluch der Kinder und die Zerstörerin alles zeitlichen und ewigen Glückes. Ich war nie eine Betschwester; aber als Christin wollte ich handeln, und will es auch jetzt noch. Uebrigens hast du, mein Sohn, es meiner Betschwesterei zu verdanken, daß du den Hof erhältst; denn dein Vater hätte ihn durch seinen Leichtsinn, durch seine Spiel- und Trinksucht schon lange verschwendet. Und wie kannst du, sprach sie mit nachdrücklicher Stimme zu ihrem Manne, wie kannst du einen Segen ertheilen? Segnen kann nur der, welcher von Gott gesegnet ist. Uebrigens sage ich dir, Ignatz, nur das, was in der heiligen Schrift geschrieben steht: „Der Segen des Vaters befestiget die Haüser der Kinder, aber der Fluch der Mutter zerstört sie vom Grunde aus.“ *) Es schmerzt mich tief, lieber Jakob, sprach sie zu ihrem Manne, unserm Sohne deine Fehler zu entdecken; ich habe ihn bisher gelehret, dieselben nicht zu richten, sondern sie zu verschweigen und nicht nachzuahmen; denn nie hat ein Kind das Recht, die Fehler der Eltern zu richten; aber nun

---

*) Sirach III, 11.

ist es Zeit, ihn zu warnen, daß der Fluch deines Leichtsinnes nicht auch ihn treffe.

Allein ein Herz, das einmal die Stimme der Leidenschaft vernommen und derselben sich unterworfen hat, kann die Stimme des göttlichen Wortes und die Stimme der Wahrheit selten mehr vernehmen, noch weniger befolgen; und so war es bei dem unglücklichen Ignatz.

„Ach, seufzte Rosina, die alte gute Mutter des unglücklichen Ignatz hatte wohl ganz recht. In der ehelichen Verbindung da wird schon der Grund entweder zum zeitlichen und ewigen Glücke, oder zum zeitlichen und ewigen Unglücke und Verderben gelegt: Wie wenig berücksichtigen dieß die meisten Christen; aber nur darum, weil sie zwar den Namen Christen haben, ohne den Geist Christi zu kennen, viel weniger ihn zu haben, oder von ihm sich leiten zu lassen! Christliche Jünglinge, christliche Jungfrauen, die einst in der Ehe glücklich werden wollen, sollen vor Allem die schönste Zeit, den Frühling ihres Lebens, nämlich ihre Jugendjahre, nur dazu verwenden, daß sie von Tag zu Tag zunehmen an Weisheit und Gnade; daß sie nämlich mit jedem Tage Christum, ihren Erlöser und Seligmacher, sein heiliges Wort, den tiefen Sinn und die rechte Bedeutung aller Anstalten in seiner Kirche, besser kennen und verstehen lernen, das heißt zunehmen an Weisheit; daß sie ihr Leben ganz nach dem Beispiel und nach der Lehre Jesu einrichten und die Gnade dazu von Gott sich erbitten, das heißt wachsen an Gnade. Mit einem Worte: sie sollten trachten und streben wahre Christen, Christus ähnlich zu werden. Sie sollten

vor Allem jede Sünde, jede Gelegenheit zur Sünde über Alles verabscheuen; vorzüglich sollen sie schlechte Bekanntschaften, Tanz- und Spielgesellschaften, böse Kameradschaften, ärgerliche Reden, Lieder u. s. w. sorgfältig meiden. Wer dieß Alles nicht fliehet, der gehet in die Netze des Verderbens ein, und wird ganz gewiß ein Sclave der Sinnlichkeit.

Sind sie wahre Christen, so werden sie auch Alles im Lichte des Christenthums ansehen, beurtheilen und darnach behandeln. Nichts wird in ihren Augen einen Werth haben, als Christenthum; nur wer ein wahrer Christ ist, den werden sie um Christi willen lieben, nur wer mit Christus vereinigt ist, mit dem werden auch sie sich vereinigen wollen. Und diejenigen, die wahrhaft in Ihm vereinigt sind, die sind auch eins unter sich; Eines Herzens, Eines Sinnes in heiliger Liebe. O wie selig lebt man da auch in der größten Armuth, auch bei den vielfachen Drangsalen! Nicht wahr, lieber Peter?"

„Ja, treue, edle Rosina, antwortete Peter, dieß haben wir durch Gottes namenlose Erbarmung so recht erfahren. Leider ging es mir früher, wie so vielen meines Gleichen; ich glaubte es nicht. Aber wunderbar hat mich der Herr aus der Finsterniß zum Lichte, aus meiner natürlichen Verdorbenheit zur Erkenntniß seines Sohnes geführt, und mein größtes Unglück ist, daß ich diesem Lichte nicht recht folge. O wie sehr hat mich im Anfange dein Wort erbittert, gute Rosina, als ich mit dir eine Bekanntschaft anfangen, und dich zu einem Tanz führen wollte, und am Ende dir versprach, dich zu heirathen, du mir aber ernsthaft entgegen sagtest:

„Peter, so handeln Christen nicht, solche Vorbereitungen nehmen sie nicht zum Ehestand; dieß wäre wohl für Heiden schlecht genug, ein Christ aber soll sich deren schämen!“ — Und als ich dir sagte: Andere machen es auch so, Du werdest wohl nicht besser seyn wollen, als andere, auf diese Weise werdest du wohl nie zu einer Versorgung kommen u. s. w.; so sagtest du mit einem heiligen Eifer: „Peter, Peter! so reden wohl sinnliche Menschen. Wenn es andere so machen, so ist dieß nur ein Beweis, daß sie keine Christen sind. Daraus geht aber nicht hervor, daß wir ihnen nachfolgen müssen, sondern im Gegentheil muß es uns recht Ernst seyn, das zu thun, was Gott von uns fordert; denn die Verdorbenheit der Menschen hebt Gottes heiliges Gesetz nicht auf, sondern macht diejenigen nur um so strafwürdiger, die solch traurigen, elenden Gewohnheiten verdorbener Menschen mehr folgen, als dem Worte Gottes. — Besser will ich nicht seyn als andere; aber besser will und muß ich werden, wenn ich nicht mit dem großen Haufen verloren gehen will. In deinem Sinne will ich nie versorgt werden, Peter; denn da würde ich ewig unglücklich. Ja ich will lieber durch mein ganzes Leben unversorgt bleiben, wie du es nennst, als mich einem Menschen anvertrauen, der Gott vergessen und verlassen hat. So lange ich auf Gott vertraue und mich Ihm ganz ergebe, so lange bin ich nicht unversorgt, sondern bin besser versorgt, als wenn der reichste und mächtigste Mann für mich sorgen würde. Ein Mensch, der die drei ersten Gebote nicht ganz erfüllt, der wird auch das vierte und die übrigen weder erfüllen wol-

len, noch erfüllen können, und die Verbindung mit einem solchen Menschen würde nothwendig eine Trennung von Gott herbeiführen und den Ehestand zu einem wahren Wehestand machen.“

„Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich; und du, Rosina, wurdest mir erst recht ehrwürdig!“

„Und doch, versetzte Rosina, hast du mich hohnlachend verlassen!“

„Ja, fiel Peter ein, dieß habe ich, leider! Es ist dieß so die Art der Kinder der Welt, daß sie durch Spott und Hohn Wahrheit und Unschuld verächtlich machen wollen; es ist dieß der größte Kunstgriff des Satans, wodurch viele hundert unschuldige Seelen sich verleiten lassen; denn nichts wirkt bei jungen Leuten mehr, als Spott und Verachtung; ihr Stolz wird da angegriffen. Aber gerade hierin soll und muß die Jugend anders werden, wenn sie die höchste Würde und den herrlichsten Schatz nicht verlieren will, nämlich Unschuld und Tugend. Indeß wird jeder Spötter und Verächter ganz überwunden, wenn man seine Spöttereien und Verachtungen nicht achtet, und ihm die Wahrheit kräftig entgegen hält. So ging es mir. Dein Muth und deine kräftigen Worte, die du mir entgegen hieltest, beschämten mich tief; Anfangs hätte ich dich vor Aerger prügeln können; allein bald kam es anders; ich fühlte meine Nichtswürdigkeit und deine schöne edle Seelengröße. Tief beschämt verließ ich dich, hatte keine Ruhe im Herzen. Mein Gewissen sagte mir laut: Verworfener, du hast dießmal Satansgeschäft vollbracht, du stehst in seinem Dienste u. s. w. Ich wollte durch

Tanz und Spiel mein Gewissen zum Schweigen bringen, spottete öffentlich über dich; aber die innere Unruhe wurde größer; du kamst mir immer ehrwürdiger, ich mir selbst immer verächtlicher vor. Endlich verließ ich die Gesellschaft, warf mich in meiner Kammer auf meine Kniee nieder, flehete um Vergebung und um Gnade. Es wurde mir wieder leichter um's Herz, und ich wurde ruhiger. Aber von nun an wollte ich nie mehr Satans Stelle vertreten."

„Daran thatest du sehr wohl, erwiderte Rosina. Hättest du diese Warnung nicht geachtet, so würde dein Gewissen nimmer so laut gesprochen haben, und du wärest immer tiefer gesunken. Indeß laß diese Erinnerungen fahren. Der Herr hat dir vergeben und dich angenommen; Er hat uns in heiliger Liebe vereinigt. Laß uns seine Erbarmungen preisen!"

2.

Peter und Rosina wendeten alle Sorgfalt und Mühe an, ihre Kinder so zu erziehen, daß ihr körperliches und geistiges Wohl befördert werde. Dieß hielten sie für die erste und heiligste Pflicht, wozu das vierte Gebot die Eltern feierlich auffordert.

Um aber diese heilige Pflicht ganz erfüllen zu können, hielten sie für nothwendig zuerst selbst das zu werden, was sie aus ihren Kindern bilden wollten. Daher hüteten sie sich sorgfältig vor Allem, was ihre eigene Gesundheit zerrütten könnte; vorzüglich vor Unmäßigkeit und allen Leidenschaften, wodurch der Todeskeim, oder der Keim schrecklicher Krankheiten den Kindern oft schon von ihrer Geburt

an eingepflanzt wird. Heilige Eintracht, keusche Liebe, gegenseitige Hochachtung, kindliche Ehrfurcht vor Gott und unerschütterliches Vertrauen auf Gott waren das schöne Band, welches ihre Ehe immer mehr befestigte und ihren ehelichen Frieden begründete. Zacharias und Elisabeth, von denen geschrieben steht: „Beide waren gerecht vor Gott und wandelten nach allen Geboten und Vorschriften des Herrn;“ *) diese frommen Eheleute waren ihr Vorbild.

Wurde ein Kind getauft, so wurde täglich über dasselbe gebetet, daß Gott die Taufgnade in ihm erhalten und vermehren wolle. Sobald das Kind etwas verstehen konnte, so wurde es auf das Einfachste unterrichtet, warum es getauft worden sey; wie viel der liebe Heiland gethan habe, bis Er die Taufe einsetzen konnte, wodurch Er die Kinder der Sünde zu Kindern Gottes mache; und wie nun ein Kind Gottes Gott ähnlich zu werden trachten müsse.

Wenn Rosina im Garten arbeitete, oder die Wäsche trocknete, so umgab sie ihre Kinderschaar, die mit stiller Aufmerksamkeit sich um sie versammelte. Bald war es eine Blume, bald ein blühender oder mit Früchten prangender Baum, bald der schöne, heitere Himmel u. s. w., was ihr Veranlassung gab, mit ihren Kindern von der Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes zu reden. Vor Allem suchte die Mutter eine recht innige Liebe zu Christus in die Herzen ihrer Lieblinge dadurch einzupflanzen, daß sie recht oft von Ihm redete, und ihnen erzählte, wie Er

*) Luc. I, 6.

Er als Kind in der Krippe lag, wie Er mit seinen Eltern nach Jerusalem reiste, wie Er da unter den Lehrern saß; besonders, wie Er die Kindlein zu sich kommen ließ, sie auf seinen Schooß nahm, sie küßte und segnete; wie Er herumwandelte im ganzen Lande, lehrte, Wunder wirkte, und so seine göttliche Weisheit, Allmacht und Liebe offenbarte; wie Er endlich litt und starb, um uns von der Sünde und dem ewigen Verderben zu erlösen und uns das ewige Leben zu erwerben.

Die größeren Kinder unterrichteten selbst die kleineren Geschwister auf die einfältigste Weise; und so nahmen Alle zu an Weisheit und Gnade; sie wurden frömmer und besser von Tag zu Tag.

Rosina und Peter wirkten aber zusammen, weil sie wohl wußten, daß nichts einen nachtheiligeren Einfluß auf die Erziehung der Kinder habe, als wenn z. B. der Vater straft und die Mutter dann dem gestraften Kinde schmeichelt oder gar über den Vater zürnt. Wenn Rosina ein Kind gestraft hatte, so durfte es sicher darauf rechnen, daß der Vater ihm nicht gut sey. Besonders suchten sie den Eigenwillen, der sich in den kleinsten Kindern oft so mächtig regt, von der Geburt an zu besiegen. Wenn ein Kind weinte, ohne daß ihm etwas fehlte, so achtete Rosina nicht darauf und ließ es liegen; wenn eines etwas Unnöthiges, oder was ihm sonst nicht frommte, verlangte, so wurde es ihm Anfangs nicht gestattet; und wenn es heftiger verlangte, gestraft.

Eben so besorgt waren sie für das leibliche Wohl ihrer Kinder. Dieselben wurden immer, so viel möglich, in freier Luft und vorzüglich reinlich

gehalten. Den Brei bereitete sie nicht aus Mehl, sondern aus einem gebackenen Brod, das gerieben und dann erst als Brei bereitet wurde, den man aber nie lange stehen ließ, sondern immer frisch kochte. Besonders wurde keinem Kinde Nahrung gegeben, bevor es Hunger hatte; und dann nie zu viel auf einmal. Dadurch verhüteten sie jene Krankheiten, an welchen so viele unschuldige Kinder durch die Schuld ihrer unwissenden Eltern oft sehr leiden und häufig sterben. Milch und frisches Brunnenwasser war ihr Getränk. So wuchsen Peters Kinder gesund und blühend auf, und waren voll Freude und Leben.

Da einmal das Getreide sehr theuer ward, und Peter Alles kaufen mußte, so war er sehr besorgt, seine Kinder vor dem Betteln zu verwahren. „Lieber, sagte er, wollen wir Hunger leiden; denn nichts verdirbt die Kinder so sehr für ihr ganzes Leben, als das Betteln. Eltern, welche dieß ihren Kindern gestatten oder gar sie dazu anhalten, legen damit den Grund zu ihrem zeitlichen und ewigen Verderben."

Wenn Rosina manchmal um die Zukunft besorgt seyn wollte, so tröstete sie Peter, indem er sprach: „Der liebe Gott hat die Kleinen in die Welt gesetzt und sie uns anvertraut. Er sorgt gewiß für sie, besser als wir. Wir dürfen sie nur vor jedem Mittel bewahren, das sie von Gott wegführen könnte, und sie zum Vertrauen auf Ihn und zur Arbeit anhalten."

Um das Haus herum wurde jedes Fleckchen angebaut und mit Gemüß u. dgl. angepflanzt, woraus die Mutter immer die gesundesten Speisen bereitete und noch manchen Kreuzer lösen konnte. Peter kannte

auch viele Kräuter, welche in den Apotheken oder bei Färbern gekauft werden. Er lehrte seine Kinder dieselben sammeln, und Rosina verkaufte sie. — „Der liebe Gott, sagte er, hat uns genug Mittel zu unserm Unterhalt gegeben; wir dürfen nur Verstand und Kraft benützen, dann fehlt es gewiß nicht."

„Die Armuth, behauptete er öfters, die Armuth wird zwar vielen Eltern und Kindern eine Veranlassung zum Verderben; allein sie ist für diejenigen, die sie recht benützen, das schönste Mittel, das vor körperlichen und geistigen Nachtheilen bewahrt, zur Arbeitsamkeit und zum Vertrauen auf Gott auffordert, und somit den Menschen zur Thätigkeit und zum Gebet aneifert; beide Mittel erhalten Leib und Seele gesund und machen einen frohen Muth. Wenn uns der Reichthum nicht schädlich, sondern nützlich wäre, so würde der liebe Gott uns gewiß im Ueberfluß Alles geben."

Sobald Peters Kinder das sechste Jahr erreicht hatten, schickte er sie in die Schule, und hielt sie zum Fleiße, zum Ueberlegen des Gelernten und zur treuen Benützung desselben an. Er wußte den Kindern die Schule als die größte Wohlthat Gottes anzupreisen, die sie gewissenhaft benützen sollen, indem er ihnen begreiflich machte, daß sie in der Schule gerade den höchsten Vorzug vor den unvernünftigen Thieren erhalten, welche ohne Unterricht aufwachsen, und Kinder, welche nichts lernen in der Jugend, müssen so dumm, so wild und so bös werden, wie die Thiere. Seine Armuth konnte ihn nie bewegen, seine Kinder früher aus der Schule zu entlassen, bis sie das Nothwendigste gelernt hatten. „Zuerst, sagte er, müssen

sie Menschen und Christen werden, und sich für eine ganze Ewigkeit vorbereiten, und dann erst sollen sie für ihren zeitlichen Unterhalt sorgen!"

Wenn die Herrenbauerin Katharina oft sich über den Taglöhner Peter lustig machte, weil er seine Kinder so zur Schule schicke, und meinte, er werde gelehrte und vornehme Leute aus ihnen machen wollen, so antwortete Peter entweder gar nichts, oder sagte: „Ich thue nichts, als meine Pflicht; und sorge so, daß meine Kinder wenigstens das lernen, was sie weiser und besser machen kann; denn dumme Menschen müssen roh, bös und unglücklich werden."

Als die Zeit herankam, da Peter einige seiner ältern Kinder in den Dienst schicken konnte, so sorgte er vor Allem, daß sie zu rechtschaffenen Leuten kamen. Seinen Kindern aber prägte er die schönsten Lehren ein.

„Kinder, sprach er, ich kann euch kein Handwerk lernen lassen, und will euch in keine Stadt oder in ein Wirthshaus in den Dienst geben, weil da zu viele Gefahren euch bedrohen. — Die Arbeit des Landmannes ist die gesundeste und die schönste. Schämet euch derselben nicht; und wenn ihr auch weniger Lohn erhaltet, so könnet ihr doch eure Gesundheit und euer Gewissen leichter rein bewahren. — Wenn ihr aber christliche Dienstboten werden wollet, so befolget vor Allem die Lehre des Christenthums, und präget die Worte des heiligen Apostels tief in eure Herzen ein:

„Knechte (und Mägde), gehorchet den leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens, gleichwie

Christo: nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen, und mit gutem Willen dienen, gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen, weil ihr wisset, daß Jeder, was er Gutes thut, vom Herrn zurück empfängt, sey er Knecht oder Freier. Die Knechte sollen ihren Herren in Allem gefällig seyn, nicht widersprechen, nichts entwenden, sondern in Allem sich vollkommen und treu erweisen, damit sie der Lehre Gottes, unsers Heilandes, zur Zierde seyen." *)

So, liebe Kinder, redet Gott durch den Mund seiner heiligen Apostel, und diese Lehre gehört zum vierten Gebot. Wie theuer und heilig muß sie euch seyn! Wie werdet ihr euren zwar harten Stand mit der größten Treue und mit der seligsten Zufriedenheit erfüllen, wenn eure Herzen von der Kraft dieser Wahrheit durchdrungen sind. Was kein Gesetz, was keine Anstalt, was keine Vorsicht zu Stande bringen kann, das wirkt das Christenthum unsichtbar auf die herrlichste Weise; es bildet allein die besten und zufriedensten Dienstboten.

Wenn ihr nach der Lehre des vierten Gebotes in euren Dienstherren und Dienstfrauen gleichsam Gottes Stellvertreter ehret und ihnen noch mehr aus Liebe zu Gott, als aus Pflicht wegen des Lohnes dienet, so habt ihr nicht nur die herrlichste Verheißung für die Ewigkeit, sondern ihr werdet auch den

*) Ephes. VI, 6—8. Tit. II, 9. 10.

vielen zeitlichen Leiden entgehen, welche leichtsinnige Dienstboten sich meistens zuziehen; die mit ihrem Stande unzufrieden sind; denen Alles hart ankommt; die untreu und unfleißig sich bezeigen; oder die ihren Lohn durch Kleiderpracht oder gar durch ein unmäßiges Leben verschwenden, und sich dann Geringachtung, Armuth und Krankheit für ihr Alter bereiten."

„Kinder, fuhr der Vater nach einer kurzen Unterbrechung fort, Kinder, ihr kommet als Dienstboten unter Leute, die häufig schlecht erzogen, ohne Unterricht aufgewachsen und schon frühe durch andere böse Mitdienstboten verführt sind. Da ist euer Glaube, eure Gottesfurcht, eure Tugend großen Gefahren ausgesetzt. Ich bitte und beschwöre euch: Wandelt in der Furcht des Herrn, wie der egyptische Joseph; verabscheuet böse Reden und Beispiele; meidet jede Gelegenheit zur Verführung. Mit einem Worte: Wandelt als Christen!"

Dann beteten Peter und Rosina über ihre Kinder, und entließen sie segnend.

3.

Nikolaus, Peters ältester Sohn, kam an einem Abende sehr hastig nach Haus, und erzählte, daß jetzt alle Jünglinge, welche das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben, Soldaten werden müssen. Ueber diese neue und in unserm Lande bisher unerhörte Anordnung sey Jedermann schrecklich aufgebracht, und es werde einen Aufstand abgeben.

„Lieber Sohn, erwiderte Peter, diese Nachricht habe ich schon vernommen, und zugleich mit tiefer

Wehmuth erfahren, daß die Meisten gegen diese Anordnung höchst aufgebracht sind. Es schmerzt mich zwar tief, wenn ich bedenke, daß auch du unter die Zahl derer gehörst, die ebenfalls zum Militärdienst bestimmt werden. Ich kenne die vielen Beschwerden, die vielen Gefahren dieses Standes. Allein wir können und dürfen es nicht ändern. Die gegenwärtige Lage unsers neuen Königreiches bringt diese Anordnung nothwendig mit sich, und wir sind der Obrigkeit gerade so Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, wie jedes Kind seinen Eltern. Dieß ist im vierten Gebote enthalten, und der Apostel lehrt es deutlich: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die (dieser) widerstehen, ziehen sich selbst Verdammniß zu. Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu seyn; nicht um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“*)

Diejenigen, die sich also gegen das neue Militärgesetz auflehnen, widerstreben offenbar Gottes Anordnung selbst, und handeln der Lehre des Christenthums ganz entgegen, und ein solches Benehmen muß jeder wahre Christ verabscheuen. Solltest du wirklich Soldat werden müssen, so hüte dich nur sorgfältig vor den vielen Gefahren, denen in diesem Stande deine

---

*) Röm. XIII, 1—5.

Unschuld und deine Tugend ausgesetzt sind. Wehe dir, wenn du das Vaterland gegen Feinde vertheidigest, und ein elender Sclave der Sünde und vieler bösen Neigungen wirst! — Kindlicher Glaube an Gottes Nähe; treues Halten an Gottes Wort; herzliches Gebet zu Gott sind die beste Waffenrüstung gegen die gefährlichen Feinde deiner Seele."

„Werde als Soldat das, was das Christenthum fordert, dann wirst du auch in diesem Stande glücklich seyn. Zu den Soldaten, die Johannes den Taufer fragten: Was müssen wir thun? sprach Johannes nicht: Ihr dürfet keine Soldaten seyn, wenn ihr selig werden wollet, sondern er sprach: Thuet Niemanden Gewalt an, gebet Niemand fälschlich an, und lasset euch begnügen mit eurem Solde. Und der Apostel Petrus sagt: „Ehret Alle, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!" *)

„Siehe, lieber Sohn, sprach Peter ferner, da hast du sehr kurz Alles beisammen, was du zu thun hast. Wohl dir, wenn du es wirklich thust!"

Nikolaus wurde wirklich zum Militärdienst bestimmt. Die Mutter entließ ihn unter Thränen; Peter aber segnete ihn und befahl ihn der Aufsicht des Höchsten.

Peter und Rosina verlebten nun selige Tage in ihrer armen Hütte, und wurden immer mehr überzeugt, daß man im niedrigsten Stande recht vergnügt seyn könne, wenn man mit dem zufrieden ist, was Gott bescheret hat. Vertrauen auf Gott, Arbeit und

*) 1 Petr. II, 17.

Mäßigkeit machen das Leben angenehm, erleichtern jede Bürde und versüßen jeden Kummer.

Wenn Peter an den Sommerabenden vor seiner Hütte unter einem Baum saß, so legte er oft seine Tabakspfeife weg, und sang mit kräftiger Stimme sein Lieblingslied:

„Ich bin vergnügt, im Siegeston'
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Geld,
Deß Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?—
Ich wünsche nichts von alle dem,
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas,
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston'
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin!"

Wenn Peter sein Lied ausgesungen hatte und mit dankbarer Rührung zu dem gestirnten Himmel hinaufblickte, so pflegte Rosina, die in das Lied mit einstimmte, zu sagen:

„Ja, Gott ist recht gut, seine Welt ist so schön und seine Einrichtung so herrlich! Wenn wir es nur recht erkennen würden, wie weislich Er Alles angeordnet hat und wie gut Er es meint!"

„In jedem Stande kann man zufrieden und vergnügt seyn, und ich meine im niedrigsten gerade am vergnügtesten. Wir wissen von all den vielen Sorgen und Plagen, von den Leiden und Krankheiten nichts, welche reiche oder vornehme Leute quälen. Brod und Wasser schmeckt uns weit besser, als den Reichen ihre herrlichen Speisen; zudem erhalten sie uns gesund und machen ein heiteres Gemüth. Der schöne heitere Himmel und die mit Blumen, tausendfältigen

Kräutern und Fruchtgewächsen geschmückte Erde sind doch schöner und herrlicher, als die schönsten Paläste und Zimmer."

„Das ist ganz wahr, sprach Peter: Wenn wir die Wohlthaten alle besser erkennen, besser schätzen und besser benützen würden, die der liebe Gott uns gibt, so dürfte der gemeine Mann sich für den glücklichsten Menschen schätzen. Wie viele Sorgen und Kümmernisse haben z. B. die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten. Und wir, wir haben dieß Alles nicht. Gehorsamen und unterthänig seyn ist tausendmal besser und sicherer, als befehlen. Allein der Mensch verdirbt sich sein Glück meistens damit, daß er immer etwas Anderes seyn will, als wozu ihn Gott bestimmt hat. Vorzüglich möchte jetzt fast Jedermann befehlen und Keiner will gehorchen. Dieß kommt von dem Stolze der Menschen her, und was muß da am Ende herauskommen? Wie am menschlichen Körper verschiedene Glieder sind, so gibt es auch verschiedene Stände. Jeder ist ehrwürdig, wenn er das thut, wozu ihn sein Stand verpflichtet. Die Füße z. B. sind zwar die untersten, aber gewiß nützliche Glieder. Wenn jetzt die Füße nimmer gehen, sondern an der Stelle der Augen seyn wollten, wie würde da der menschliche Leib entstellt werden; und wie könnte ein solcher Körper noch bestehen! Die Augen thun zwar nicht so viel, wie die Füße, aber sie sind so nothwendig, wie diese, und erst noch edler und erhabener. Nein, ich beneide Niemand, der über mir ist, ich will gerne gehorchen, und in meinen Vorgesetzten Gottes Stellvertreter ehren, damit ich das Gebot Gottes ganz erfülle."

„Ja wirklich, fiel Rosina ein, heißt es: Du sollst deinen Vater und Mutter ehren.“

„Ehren, fuhr Peter fort, ehren heißt hochachten; etwas Höheres in den Eltern erkennen, als bloß den Menschen. Du siehst ja, wie unsere Kinder uns nicht bloß lieben; nicht bloß Alles befolgen, was wir wollen; sie schätzen uns nicht bloß als ihre Wohlthäter, sondern sie haben eine gewisse Ehrfurcht vor uns; wir sind ihnen ehrwürdig, sie erkennen uns als Stellvertreter Gottes an. Und weil wir ihnen Ehrfurcht vor Gott durch Beispiel und Lehre einzupflanzen suchten, darum haben sie auch Ehrfurcht vor uns. Nur daher kommt es, daß sie ihren eigenen Willen auf der Stelle ändern, sobald sie sehen, daß wir etwas Anderes wollen. Wo bei Kindern und auch bei Untergebenen diese Ehrfurcht fehlt, da wird der Gehorsam ein hartes Joch und eine schwere Bürde, und man wird nur so lange gehorsam seyn, als man keine Strafe zu fürchten, oder keine Belohnung zu hoffen hat. Dieß ist aber kein christlicher, sondern ein menschlicher, ja knechtischer Gehorsam, der dann in Ungehorsam sich umwandelt, sobald er Gelegenheit findet! Wie glücklich sind wir, weil unsere Kinder jenes heilige Gefühl in sich tragen! O Rosina! laß uns dem Herrn dafür danken; denn es ist seine Gnade, die dieß wirkt! Laß uns um so mehr Ehrfurcht vor Gott und vor seinen heiligen Geboten haben, damit uns nicht unsere Kinder beschämen, wenn sie uns mehr ehren, als wir Gott ehren! Laß uns Gott ähnlicher zu werden trachten, und so für unsere Kinder sorgen, wie Gott selbst sorgen würde, damit sie nicht gezwungen werden,

uns doppelt zu verachten, weil wir Gottes Stelle vertreten sollten, sie aber nicht so vertreten, wie Gott es selbst thun würde.“

4.

So zufrieden Peter und Rosina in ihrer armen Hütte lebten, so unzufrieden lebten Ignatz und Katharina auf ihrem herrlichen Gute; denn es fehlte ihnen bei all ihren Gütern gerade das Wichtigste, nämlich der Friede Gottes, und die daraus hervorgehende Ruhe und Seligkeit. Beide lebten in immerwährenden Uneinigkeiten, und ihr einziger Sohn Joseph war für sie eine wahre Ruthe, mit welcher sie schrecklich gezüchtigt wurden. Derselbe ergab sich nicht nur allein allen Lüsten, sondern fing an, seine Eltern zu beleidigen, ja sogar sie zu bestehlen, um seine Schulden, die er durch Verschwendungen aller Art machte, zu bezahlen.

Er wurde allmählich ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, die Schande seiner Eltern und der Verschwender seines väterlichen Vermögens.

Ignatz wußte sich in dieser traurigen Lage nimmer zu helfen. Er kam öfter zu Peter, um sein Herz auszuleeren, oder um sich Trost und Rath zu erholen.

An einem Sonntage Nachmittags kam Ignatz nun wieder einmal, als Peter gerade unter dem Schatten seines großen Birnbaumes vor seinem Hause saß, und aus einem Buche seiner Rosina vorlas. Er setzte sich neben Peter und sagte tief seufzend: „Ach, ihr habt den Himmel und ich die Hölle auf Erden!“

Peter sah ihn mitleidig an und sprach: „Lieber Ignatz, du weißt, daß ich immer gegen dich aufrichtig war, dir und deinem Vater so diente, daß ich für mich es nicht hätte besser machen können. Ich nahm immer an eurem Schicksale den innigsten Antheil. Nun möchte ich auch einmal über diese deine Verhältnisse aufrichtig mit dir reden, was du mir nicht verargen wirst. Denn wenn ich auch dein zeitliches Wohl damit nicht befördern kann, so soll wenigstens dein ewiges damit befördert werden. Du klagst immer über deinen Sohn, der, statt die Stütze deines Alters zu seyn, nun eine wahre Zuchtruthe für dich und deine Baüerin geworden ist. Aber denke nur ein wenig nach, lieber Ignatz, ob du dir denn diese Ruthe nicht selbst gebunden und diese harte Züchtigung verdient hast!"

„Ach du, mein Gott, rief Ignatz sehr bewegt, Peter, wenn du auch mit solchen Vorwürfen kommst! Ich habe doch an meinem Sohn gethan, was ich konnte; ich habe nichts versaümt, habe ihn nie zum Bösen, sondern immer zum Guten angehalten, und habe ihn, wie du ja selbst weißt, bei drei Jahre dem Schulmeister zu M. ganz in's Haus gegeben, der gewiß ein rechtschaffener Mann ist. Was hätte ich denn noch thun sollen?"

„Ignatz, erwiderte Peter, diese Sprache kenne ich; so sprechen gewöhnlich alle Eltern, und vor Menschen mag sie auch gelten, aber vor Gott gilt sie gewiß nicht. Siehe, so lange du deine eigenen Fehler nicht erkennst, so lange erhältst du keine Vergebung von Gott; so lange bekennt sich Gott nicht zu dir; Er hilft dir nicht, und somit gehst du mit

deiner Bäuerin und deinem Sohne nicht nur zeitlich, sondern auch ewig verloren. Wenn du nichts retten kannst, so rette wenigstens deine unsterbliche Seele! Denke zurück an die Wahl deiner Frau. Hast du da nicht allein auf Schönheit und Reichthum gesehen und gar nicht daran gedacht, daß die Herzen der Eheleute festgegründet seyn sollen in Gott, wenn eine wahre innige Verbindung untereinander stattfinden soll? Siehe, du sammelst jetzt die bittern Früchte deiner sinnlichen Lust und deiner Geldsucht ein. Lies einmal in der heiligen Schrift, wie sich der junge Tobias mit Sara, der Tochter Raguels, verehelicht hat. Das Wort Gottes sagt: „Haus und Güter erbt man von den Vätern; aber ein verständiges Weib ist ein Geschenk von Jehova."*)

„Deine gute Mutter willigte nie in deine Wahl; du wähltest ganz gegen ihren Willen deine Braut. Eine Ehe aber, die gegen den Willen frommer Eltern geschlossen wird, kann nie gut ausfallen, denn es ruht ein Fluch darauf, besonders, wenn Eltern aus so guten Gründen ihre Einwilligung verweigern, wie deine Mutter."

„Wie war dein Hochzeittag beschaffen? In der Kirche wurdet ihr vor dem Gottesaltar getraut, und solltet da nach der Lehre unserer Kirche alle Gnaden erlangen, die zu einem heiligen Wandel im Ehestand und zur guten Erziehung der Kinder nothwendig sind. Nun wurdet ihr gleich vor der Kirchthüre mit Musikanten unter dem wildesten Lärmen abgeholt

*) Sprichw. XIX, 14.

und gleichsam wie ein Paar Narren in's Wirthshaus geführt, so daß sich ein ehrlicher Mensch daran schämen mußte. Nun ging es den ganzen Tag und die ganze Nacht an ein Fressen, Saufen, Tanzen, Schreien, kurz es ging so zu, daß es bei den Heiden nicht wilder hergehen konnte. Sage mir: kann da Gottes Gnade und Gottes Segen noch wirken, wenn man den ersten Tag so anfängt? heißt das mit Gott anfangen? Wo es so zugeht, da ist Gott gewiß nicht."

„Ja, fiel Ignatz ein, ich habe Hochzeit gehalten, wie alle andere Leute; ich habe den Brauch nicht aufgebracht und schaffe ihn auch nicht ab. Und, was würden die Leute sagen, wenn ich etwas Anderes, oder etwas Neues eingeführt hätte?"

„Ignatz, antwortete Peter, du hast also dein Hochzeitmahl gehalten, wie die meisten Menschen es halten; und hast nun aber auch einen Ehestand, wie die meisten Menschen. Das Wort Gottes sagt aber etwas Anderes, als die Menschen. Es heißt: Tobias und Sara feierten das Hochzeitmahl in der Furcht des Herrn." *)

„Unser frommer Herr Pfarrer hat dir gewiß, wie mir, etwas Anderes gesagt, als andere Leute. Er hat dir gewiß vorgestellt, wie unchristlich, wie nachtheilig für Geist und Körper solche Hochzeitmahle sind, wie sie bei uns gehalten werden; wie viel Aergerniß und wie viele Gelegenheiten zum Bösen gegeben werden, und daß da gleich am ersten Tage Gott ein solches Ehepaar verabscheuen müsse. Er verbietet

*) Tob. IX, 12.

verbietet unschuldige Freuden nicht; aber dieses wilde Unwesen muß er verbieten. Allein du hast ihm nicht gefolgt. Und gerade du hättest seiner so oft wiederholten Lehre den besten Eingang bei Andern verschaffen, also den Anfang zu einem weit bessern Brauch machen können, weil du angesehen und reich warst."

„Deine edle, fromme Mutter lag zu Haus krank und seufzte auf ihrem Krankenlager, während ihr euch allen möglichen Schwelgereien überließet. Niemand dachte an sie. Du behandeltest sie gleichgültig; deine Baüerin verbitterte ihr die letzten Tage ihres Lebens durch Verachtung und Kränkungen. Hört denn die Pflicht der Liebe zu den Eltern auf, wenn man sich verehelicht hat? Und wäre deine Baüerin nach dem vierten Gebote ihrer Schwiegermutter nicht die nämliche Liebe und Hochachtung schuldig gewesen, wie ein Kind seiner eigenen Mutter schuldig ist? — Wie ganz anders handelte die fromme Ruth, die eine Heidin war, an ihrer Schwiegermutter Noemi! Sie verließ aus Liebe zu ihr sogar ihr Vaterland, ja ihre Religion, und suchte durch Aehrenlesen ihre alte Schwiegermutter zu erhalten! So sehr Gott die fromme Ruth wegen ihrer Liebe zu ihrer Schwiegermutter segnete und in ihren Nachkommen noch segnete; so sehr wird der nämliche Gott Lieblosigkeit gegen die Schwiegereltern strafen!"

„Und wie hast du deinen eigenen Vater behandelt? Seine Pfründe oder Ausgeding wurde ihm nie ganz und selbst das Wenige mit Widerwillen, ja selten ohne Verwünschungen von Seite deines Weibes gereicht."

„Ignatz, du wirst schon gehört haben, wie schrecklich das Wort Gottes Kindern droht, die ihre Eltern nicht ehren. Ich weiß zwar nur wenige Stellen auswendig, aber sie waren genug, mir die größte Ehrfurcht vor meinen Eltern einzuflößen, und ich kann unserm seligen Herrn Pfarrer nicht genug danken, daß er uns mehrere Stellen aus der heiligen Schrift auswendig lernen ließ. Mir waren sie immer recht nützlich. Höre nur einige:

„Verflucht sey, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehret." *)

„Ein Auge, das den Vater verspottet, und der Mutter den Gehorsam verweigert, das werden die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen." **)

„Wie böse ist der Ruf dessen, der seinen Vater verläßt; und verflucht ist von Gott, der seine Mutter erbittert." ***)

„Wer Vater oder Mutter schlägt, der soll sterben." †)

Ignatz seufzte tief, ohne ein Wort zu sagen. Peter fuhr fort: „Lieber Ignatz, ich halte dir dieß Alles, wie ich dir schon sagte, nur deßwegen vor, um dich zur Erkenntniß deiner Fehler zu führen, damit du sie bereuen und Gnade erlangen kannst. Es steht mir zwar gar nicht zu, dich zu belehren; aber die Liebe zu dir dringt mich dazu."

Ignatz erwiderte: „Peter, ich erkenne deine aufrichtige Sorgfalt für mein Wohl, und erkenne mit

---

*) 5 Mos. XXVII, 16. **) Sprichw. XXX, 17.
***) Sir. III, 16. †) 2 Mos. XXI, 15.

Betrübniß, daß Alles wahr ist, was du sagst. Wenn ich es jetzt nur ändern könnte!"

„Dieß kannst du nicht, sprach Peter, aber Gott kann es und wird es so leiten, daß es dir zum Besten diene, wenn du zuerst deine Fehler erkennst, bei Ihm Hülfe suchest und dann mit stiller Geduld erträgst, was du zu leiden hast."

„Indeß meine ich doch, meinen Sohn gut erzogen zu haben," fuhr Ignatz fort.

„Wenn wir, sprach Peter, die Sache näher betrachten, guter Ignatz, so wirst du ebenfalls erkennen, daß es nicht so ist. Nach deiner Meinung hätte Heli seine Kinder auch gut erzogen. Kinder sind ein Geschenk von Gott; Er fordert sie einst aus unserer Hand. Erziehen heißt doch nichts Anderes, als die Kinder aus dem verdorbenen Zustand heraus und zu Gott hinziehen. Wenn wir aber dieses wollen, so müssen wir selbst mit Gott vereinigt seyn. So erklärte unser Herr Pfarrer das Wort „Erziehen," und mir ist dieß sehr einleuchtend."

„Den größten Einfluß, sagte er, haben immer die Mütter; daher in der heiligen Schrift, wenn die Könige von Juda aufgezählt werden, immer die Namen der Mütter vorkommen. Und die Kirchengeschichte erzählet, da viele der größten und frömmsten Männer es vorzüglich durch ihre Mütter geworden sind, die ihre Kinder schon im Mutterleib gleichsam geheiligt hatten."

„Bedenke jetzt nun, lieber Ignatz, wie deine Katharina während ihrer Schwangerschaft dem wildesten Zorn, dem größten Hasse gegen andere Men-

schen sich hingab; wie sie durch Verachtung Anderer ihren Hochmuth äußerte."

„Kaum war dein Kind geboren, so wurde es verzärtelt; der Eigensinn wurde genährt; denn es mußten ja immer mehrere Personen beschäftigt seyn, um es zu tragen und zu pflegen; es wurde zum Vielfraß erzogen. Man gab ihm bald Kaffee und sogar Wein, was doch ein wahres Gift für die Kinder ist. Wenn es nach andern Leuten, und sogar nach der Mutter schlug, so lachte man darüber; eben so wenn es später die wildesten Worte gegen Andere aussprach. Wenn es sich an einen Tisch, oder sonst anstoß, so schlug man den Tisch, oder es mußte gar die arme Kindsmagd sich auf den Boden hinlegen und schlagen lassen, um ja die Rachsucht und den Zorn recht zu nähren, statt mit Ernst auszurotten. Ich konnte mich oft beinahe nicht enthalten, dieses böse Kind zu züchtigen, und dachte mir: Nun da wird auch erfüllt, was geschrieben steht: Wenn du deinen Sohn verzärtelst, so mußt du dich vor ihm fürchten, und wenn du mit ihm spielst, so wird er dich betrüben." *)

„Du, lieber Ignatz, beschwerst dich so oft, daß dein Sohn so gegen das vierte Gebot sich verfehle. Prüfe dich nur, ob du das gethan hast, was das vierte Gebot von den Eltern fordert."

„Aus dem bisher Gesagten siehst du schon, daß du es nicht gethan hast. Höre nun weiter, was der Apostel sagt: „„Ihr Väter! reizet eure Kinder nicht zum Zorne, sondern erziehet sie

*) Sirach XXX, 9.

in der Zucht und in der Ermahnung des Herrn.""*)

„Du strafest deinen Joseph nicht, außer im Zorn, und nur dann, wenn er etwas that, was dir nicht recht war. Gegen Gott und gegen andere Menschen durfte er sich benehmen, wie er wollte."

„Vom Unterricht, von der Ermahnung des Herrn, da war nie eine Rede. Freilich lehrtet ihr ihm nichts Böses; aber das Böse ist im Menschen schon da, wie das Unkraut im Acker, und es ist genug, wenn das Böse nicht ausgerottet und nichts Besseres eingepflanzt wird. Die Kinder gut erziehen, heißt, wie ich schon früher sagte, zu Christus hinführen, der allein die sündigen Menschen gut machen kann. — Man lehrte deinen Sohn freilich das apostolische Glaubensbekenntniß, das Vater unser u. s. w., allein man erklärte es ihm nicht; man betete nicht mit ihm aus dem Herzen und somit konnte er weder recht glauben, noch gut beten."

„Du schicktest ihn fleißig in die Schule und gabst ihn drei Jahre ganz dem Schulmeister zu M. über. Allein du schicktest ihn nur dorthin, damit er für's irdische Leben und nicht damit er für den Himmel etwas lernen soll; er sollte ein geschickter Kerl, ein Mensch, der in die Welt taugt, aber nicht ein wahrer Christ werden. Zudem ist der Schulmeister zu M. zwar ein durchtriebener Kopf, aber eben deßwegen um so gefährlicher, weil er vor lauter Vielwisserei so stolz ist, daß er den Glauben an Christus für eine Thorheit erklärt. Er kann die Kinder ge-

*) Ephes. IV, 4.

schickt abrichten, aber nicht erziehen. Wenn nun der Verstand der Kinder aufgeklärt, ihr Herz aber nicht gebessert wird, so werden sie noch weit fähiger zum Bösen, als wenn sie gar keinen Unterricht erhalten hätten. Das heißt das Unkraut pflegen und wuchern machen."

„Dein Sohn hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht, so zog er schon mit einer silbernen Tabackspfeife in Gesellschaft deiner Knechte zu Spiel- und Tanzgelegenheiten, und du hattest deine Freude, wenn man des Herrenbauern Sohn überall anrühmte."

„Wenn ihn der Herr Pfarrer zum Besuche der Sonntagsschule und des christlichen Unterrichts anhielt, so spottetest du und noch mehr deine Bäuerin über den braven Pfarrer, der nur seine Pflicht erfüllen wollte; und als er klagend auftrat, wie roh und ungehorsam seyd ihr ihm da begegnet und habt ihm alle möglichen Grobheiten erwiesen! Soll jetzt dein Sohn mehr Ehrfurcht vor dir haben, als du vor dem Pfarrer hattest, der doch Gottes Stelle an uns vertritt?"

„Bedenke jetzt, Ignatz, ob du deinen Sohn gut erzogen hast; ob nicht die meiste Schuld auf dir liegt?"

Ignatz, der bisher stumm mit gebeugtem Haupte da saß, seufzte nur; endlich sagte er: „Peter! ich muß freilich eingestehen, daß ich gefehlt habe; aber was kann ich jetzt thun? Dein Reden hilft mich Alles nichts, denn jetzt ist's zu spät."

„Etwas kannst du schon noch thun, versetzte Peter. Bereue deine Fehler; suche bei Gott Gnade

und Vergebung; bete für deinen Sohn und versuche jedes Mittel, welches euch noch retten kann.“

Ignatz versprach das Beste und ging betrübt nach Haus.

5.

Wie Peter und Rosina in ihrer armen Hütte immer mehr Freude an ihren Kindern erlebten, indem sie bald mit Geschenken, bald mit Besuchen von ihnen, bald mit Briefen von den Dienstherrschaften ihrer Kinder erfreut wurden; ebenso erlebten Ignatz und Katharina an ihrem einzigen Sohne immer mehr Schande. Sie selbst lebten im beständigen Unfrieden; eines gab dem andern Schuld; eines warf dem andern diesen und jenen Fehler vor. Wenn dagegen Ignatz strenge Mittel gegen seinen Sohn ergreifen wollte, so vertheidigte Katharina ihren lieben Joseph auf jede Weise; der Vater, überhaüft mit Vorwürfen und Schmähungen, mußte schweigen; der Sohn aber, auf's Neue von seiner Mutter unterstützt, fand Gelegenheit und Mittel, seine Leidenschaften besser befriedigen zu können.

Vorzüglich aufgebracht war Katharina über Peter und Rosina, weil sie ihrem Manne die Wahrheit so sagten, wie sie offen dalag; noch mehr beneidete sie dieselben um das große Glück, das ihnen ihre Kinder bereiteten. „Das Bettelgesindel, sagte sie öfter, hat gut reden; wer weiß, woher sie all die Sachen bekommen; ich kann mir's jetzt wohl vorstellen, warum bei uns und in der Nachbarschaft so oft gestohlen wird. Sie werden wohl wissen, wo ihr Nikolaus ist, von dem sie sagen, daß

sie nichts von ihm wissen; es wird schon noch aufkommen. Die sollen nur ihre Kinder erziehen; und ich will für meinen Sohn schon selbst sorgen. Wenn er ein Taglöhnerssohn wäre, dann könnte er freilich nicht groß thun und hätte auch keinen Beneider."

Sie suchte nun auf jede Weise Rache an Peter und Rosina zu nehmen. Peter durfte nicht mehr bei ihr arbeiten und bei jeder Gelegenheit wußte sie ihn verdächtig zu machen.

Indeß ging es auf dem Herrenhof immer weiter zurück. Ignatz mußte, ungeachtet ihm so Vieles durch seinen Sohn entwendet wurde, bald eine große Schuld, bald wieder ein tüchtiges Strafgeld, bald zur Erhaltung unehelicher Kinder seines Sohnes große Summen bezahlen. Er selbst wurde, durch die Schande und durch den Verlust seines Vermögens gedrückt, äußerst schwermüthig, und bekümmerte sich wenig mehr um das Hauswesen. Feldbau, Viehzucht und Gebaüde wurden vernachlässigt und Ignatz verfiel in eine solche Schwermuth, daß er zu jedem Geschäfte unfähig, und erst noch von seinem Sohne mißhandelt, von demselben einmal so geschlagen und in den Hofraum hinausgeworfen wurde, daß er besinnungslos dalag. In diesem Zustande traf ihn Peter, der ihn in sein Haus trug und pflegte. Als er sich wieder erholt hatte, hob er die Hände gefaltet empor und sagte mit Thränen in den Augen: „Gott, du bist gerecht und schrecklich sind deine Gerichte! Ich habe meine Hand gegen meinen Vater aufgehoben und nun vergilt mir mein Sohn zehnfach diese Missethat! Peter, Peter,

wie hattest du so wahr gedeutet! Welch einen Ausgang wird es doch noch nehmen! O auf mir ruht ein großer Fluch! Ich habe gegen Gottes Gebote, und vorzüglich gegen das vierte schrecklich gesündiget!" — Peter gab sich alle Mühe, um ihn zu beruhigen; allein es war umsonst. Ignatz ging bestürzt von ihm fort.

„Es ist doch recht arg, sprach Peter zu Rosina, wie weit es mit einem Menschen kommen kann! Daß Leichtsinn in der Jugend im Alter zur Verzweiflung führe, habe ich oft gehört und sehe es nun an Ignatz auf eine traurige Weise bestätigt. Leichtsinnig lachte er früher über jede Warnung und Belehrung, und jetzt ist er vor Schwermuth unfähig, das zu vernehmen, was ihn noch trösten und beruhigen könnte!"

Da Ignatz sich immer weniger um sein Hauswesen bekümmerte, so nahm Katharina die Leitung desselben ganz allein auf sich. Allein sie that, was solche Weiber in solchen Verhältnissen gewöhnlich zu thun pflegen. Was sie aus Unverstand verdarb, das suchte sie durch List wieder gut zu machen. Da sie nur gewinnen wollte, so verlor sie für jeden Gulden, den sie auf einer Seite erhaschte, auf der andern Seite zehn. Zudem kam unter einer solchen Leitung das ganze Gut immer mehr in Verfall. Ackerbau und Viehzucht wurden immer mehr vernachlässigt. Daran mußten aber natürlich vorzüglich die Dienstboten Ursache seyn; sie fehlte nach ihrer Meinung durchaus nie. Da die Dienstboten geringe Kost, und ihren Lohn unrichtig erhielten, zudem noch beständig mit Vorwürfen, Beschuldigugen und Läster-

worten überhäuft wurden, so verließen die Bessern diesen Dienst und Katharina war genöthigt, jede Person anzunehmen, die noch zu ihr wollte. Sie erhielt also meistens Dienstboten, die anderswo wegen Sittenlosigkeit oder Unfähigkeit kein Unterkommen fanden.

Ereignete sich unter dem Vieh oder auf dem Felde ein Unglück, so suchte sie den Grund in Hexerei und andern Aberglauben, wovon sie Hülfe bei Hexenbannern, bei Schäfern und dergleichen Leuten suchte, welche sie natürlich in ihrem Wahne bestärkten, um von ihr erhalten zu werden.

Da die arme Frau den gänzlichen Ruin ihres Gutes vor sich sah, so suchte sie ihren Kummer mit Branntwein und andern hitzigen Getränken zu stillen, wodurch sie nun allem Verderben die Thüre öffnete.

Sie selbst gab sich das Ansehen, als wenn sie an Allem unschuldig wäre, und wälzte alle Schuld auf ihren Mann, den sie auf die verächtlichste und kränkendste Art behandelte.

Ihren Sohn wollte sie durch gute Worte von seinem verschwenderischen Leben abhalten; allein dieser war schon so weit gekommen, daß ihn kein gutes und kein böses Wort mehr aus seiner Versunkenheit in thierische Lüste herauszubringen vermochte. An eine Verehelichung war nicht zu denken, denn jede ordentliche Person verabscheuete ihn.

Seine Mutter, die nun immer mehr gegen ihn aufgebracht wurde, verachtete er und mißhandelte sie sogar. Sie mußte immer das Wort hören: „Ich bin gerade so, wie du mich erzogen hast!“ Er gab ihr die rohesten Schimpfnamen.

Obwohl er von verschiedenen Seiten, vorzüglich von dem Oberknechte, der noch der Beste im ganzen Hause war, auf die schreiende Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht wurde, die er an seiner Mutter ausübte, so achtete er doch nicht darauf.

Der Oberknecht sprach einmal zu ihm: „Du versündigest dich nicht nur gegen die Gebote Gottes; du versündigest dich sogar gegen die Natur. Kein unvernünftiges Thier handelt so gegen diejenigen, die es geboren und ernährt haben, wie du gegen deine Eltern handelst. Deine Mutter hat dich mit Schmerzen und unter Lebensgefahr geboren. Bedenke doch nur die so vielen schlaflosen Nächte, die vielen Sorgen und Ausgaben, die sie auf dich verwendete. Und jetzt, da du ihre Stütze seyn solltest, jetzt belohnst du ihre vielen Leiden, Sorgen und Ausgaben mit Undank und Beleidigungen. Wenn du nimmer als Christ handeln willst, so handle doch als Mensch und mache dich nicht selbst zeitlich und ewig unglücklich."

Allein so wenig ein vernunftloses Thier eine vernünftige Vorstellung zu fassen vermag, so wenig faßt sie ein in sinnliche Leidenschaften ganz versunkener Mensch. Und dieß war bei Joseph der Fall.

Die Mutter kam indeß so wenig zur Besinnung, wie ihr Sohn. So sehr sie gegen ihn aufgebracht war und ihn mit Verwünschungen aller Art überhäufte, so sehr vertheidigte sie ihn gegen Andere, welche seine Streiche erzählten, oder gegen ihn sich beschwerten. Ihren Bruder, welcher einmal ernsthaft gegen ihn einschreiten wollte, hielt sie nicht nur allein davon ab, sondern sprach noch zu ihm: „Er

wird schon einmal zur Besinnung kommen; er ist noch jung und die Jugend muß man austoben lassen; wir waren ja auch so in unserer Jugend."

„Nun, sagte ihr Bruder, wundere ich mich nicht mehr über die Grundverdorbenheit deines Sohnes; wie kann er anders seyn, da er eine so leichtsinnige Mutter hat! Ihr beide kommet so lange nicht zur Besinnung, bis euch die Noth dazu bringt. Gerade jetzt, weil dein Sohn noch jung ist, könnte er noch gebessert werden; wenn er aber ganz ausgetobt hat, d. h. ein vollendeter Wildfang ist, so wird wohl jeder Besserungsversuch umsonst seyn. Junge Bäume kann man ziehen und beugen, aber alte nicht mehr. Leider waren wir in unserer Jugend nicht die besten; aber wenn wir damit die Thorheiten unserer Kinder entschuldigen wollen, so ist dieß ein Beweis, daß wir unsere Jugendfehler noch nie bereut und also auch von Gott keine Verzeihung erhalten haben. Wir sollen uns vielmehr unserer Jugendfehler schämen, und alle Mittel anwenden, um unsere Kinder vor solchen Fehlern und Sünden zu verwahren. Ich einmal kann mich meiner Jugendfehler nicht genug schämen, sie nie genug bereuen und meine Kinder nicht genug vor solchen oder ähnlichen Fehlern warnen, um mich und sie vor zeitlicher Schande und Schaden und vor dem ewigen Verderben zu bewahren."

Je mehr Katharina den gänzlichen Verlust ihres Vermögens herannahen sah, desto mehr sann sie auf Mittel, wenn sie auch noch so ungerecht waren, um sich zu retten, ohne nur zu ahnen, daß sie dadurch nicht nur ihr Unglück befördern, sondern sich noch

obendrein die gerechte Verachtung aller gutdenkenden Menschen zuziehen werde.

Sie setzte in die Lotterie; wendete sich an Schatzgräber und vergeudete damit vollends die letzten Reste ihres Vermögens auf eine eben so lächerliche als sündhafte Weise. Besonders beschwerte sich Katharina heftig über alle Abgaben, welche sie der Obrigkeit zu leisten hatte, und gab, wenn der Zorn sie gerade recht ergriffen hatte, diese als den Grund ihres Verderbens an.

Als nach den bestehenden Landesgesetzen der Pfarrer von neu cultivirten Aeckern, welche mehrere Jahre zehentfrei waren, den Zehnten verlangte, so war Katharina die erste, welche gegen diese Forderung aüßerst aufgebracht war und auch Andere zur Widersetzlichkeit aufforderte.

Sie hatte an einem Sonntage Nachmittags mehrere Männer aus der Pfarrei zu sich eingeladen und diejenigen, welche der Einladung gefolgt hatten, suchte sie in den rührendsten Ausdrücken zu überzeugen, wie ungerecht die Forderung des Pfarrers sey, und wie sehr sie Alle verpflichtet seyen, ihre Güter vor einer solchen Last zu verwahren, welche, wenn man jetzt sich nicht widersetze, nie mehr abgewälzt werden könne u. s. w.

Nebenzu wußte sie, mit Beihülfe des Schullehrers, welcher ihr Advokat war, den Pfarrer verdächtig und verächtlich hinzustellen. Er hat ohnedieß genug; hat keine Familie; ißt und trinkt besser, als wir Alle. Er predigt ja immer gegen zeitliche und irdische Sorgen und gegen Wucher; warum ergibt er sich nun selbst so sehr dem Wucher?

Dieß Alles wußte sie so hinzustellen, daß ihr die Meisten Beifall gaben.

Einer war besonders gegen den Pfarrer aufgebracht, weil er alte Gebräuche abstelle, z. B. die außerordentlichen Bittgänge wegen Hagelschlag und dagegen neue einführe; daß er für den König bete; einen, der sich selbst ermordete, in den Kirchhof beerdigt habe u. dergl.; daher dürfe man sich nimmer wundern, wenn Hagel, Mißwachs und alles Unglück komme. „Und noch eine neue Zehentforderung — sprachen die Uebrigen — dieß ist erst das Aergste von Allem! Nein, dieß lassen wir uns nicht gefallen!“ Man ist gar keinen Zehent schuldig, meinte ein Anderer. Jeder wußte etwas zum Nachtheile des Pfarrers, so wie zur Beschönigung und Rechtfertigung ihres Unternehmens zu sagen.

Nur Einer verhielt sich ganz ruhig, und hörte bedenklich zu. Zu diesem sprach Katharina: „Nun, Michel! warum sagst denn du nichts? Du wirst es am besten wissen; denn du hast ja früher studirt und kommst oft zum Pfarrer. Uns geht's ja am meisten an, weil wir die meisten Güter haben!“

„Bisher, sagte Michael, haben alle so viel und so laut gesprochen, daß ich nichts dazu sagen konnte. Gegen den Pfarrer und zu unserm Vortheil ist nun genug geredet worden. Wir müssen aber auch die Sache von einer andern Seite betrachten.

Vor Allem sollen wir als Christen auch nach der Lehre des Christenthums all unser Thun und Lassen prüfen. Nun steht aber in unserm Gesetzbuch: Gebet Jedem, was ihr schuldig seyd:

Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebühret.*) Also auch: Zehnten, wem Zehnten gebührt."

Höhnisch lachend rief Katharina: „Ich hab's mir gedacht, wenn der den Mund aufthut, so kommt etwas aus der Bibel. Wenn man Alles thun muß, was in der Bibel steht, so könnte Niemand mehr existiren."

Michael erwiderte ernsthaft: „Mit Menschen, denen es lächerlich vorkommt, nach dem Worte Gottes etwas zu prüfen, will ich nichts zu thun haben. Ich einmal halte es für die größte Schande, wenn Einer Christ seyn will, und nicht einmal so viel vom Worte Gottes weiß, daß er sein Leben darnach einrichten kann, da er doch einst am großen Gerichtstage nach demselben gerichtet und er für eine ganze, entweder höchst glückliche oder höchst unglückliche, Ewigkeit bestimmt wird, je nachdem er dasselbe beobachtet oder nicht beobachtet hat, denn es steht geschrieben: Der Herr Jesus werde vom Himmel aus sich offenbaren mit den Engeln seiner Macht in Feuerflammen, da er Rache nimmt an denen, die Gott nicht kennen, und die nicht gehorchen dem Evangelium unsers Herrn Jesu Christi, welche mit dem ewigen Untergange gestraft werden."**)

„Dieß sey ferne, sprach einer der Anwesenden, daß wir so gottlos handeln sollen. Michael, du

*) Röm. XIII, 7. — **) 2 Theß. I, 8. 9.

hast recht; rede nur, wie es dir um's Herz ist; wir wollen dich hören und dann erst prüfen."

„Nach der Lehre des Christenthums, fuhr Michael fort, sind wir, wenn wir als Christen handeln wollen, dem Herrn Pfarrer den Zehent in doppelter Beziehung schuldig. Einmal, weil er ihm gebührt; denn nach der heiligen Schrift gebührt der Zehent den Priestern, und wir haben Gesetze, ich glaube, man heißt sie canonische, darin wird jeder Zehent nur dem Pfarrer zugesprochen. Wenn ein Anderer auch Zehenten hat so kamen sie nur von den Geistlichen her. Ursprünglich hatten sie nur die Geistlichen. Ja es werden diejenigen mit dem Bann bedroht, welche den Zehenten verweigern. — Für's Zweite theilt uns der Pfarrer so reichlich die geistigen Güter mit; daher ist es doch Pflicht, daß wir ihm etwas Weniges von dem Irdischen mittheilen. Dieß fordert schon die Billigkeit. Unsere frommen Vorfahren haben dieß pünktlich beobachtet und waren dabei glücklicher, als wir es jetzt sind. Schon Abraham gab dem Priester Melchisedech den Zehenten von Allem, und war dieß gewiß weniger schuldig, als wir. Zudem steht geschrieben: Wer dem Altare dient, soll auch vom Altare leben."

„Aber es steht auch geschrieben, sprach der Schulmeister: Umsonst habt ihr's empfangen; gebet es umsonst!"

„Nun, erwiderte Michael, so führte ungefähr Satan in der Versuchungsgeschichte Schriftstellen an. Ich will ihm aber sagen, Schulmeister, wie ungeschickt dieser Spruch angebracht ist. In unsern Zeiten kann Keiner umsonst studiren; dieß weiß ich aus Erfahrung.

Er

Er braucht dazu eine schöne Summe Geldes. Und wenn auch Arme sich durchbringen, so geschieht dieß auf eine harte und saure Weise, und am Ende müssen sie doch Schulden machen, und zwar so viele, daß Mancher sie in seinem Leben nicht mehr bezahlen kann. Jeder Geistliche muß gerade so lange studiren, wie jeder Beamte und jeder Arzt; er braucht so viel wie diese und hat in seinem Stande Ausgaben, die wir nicht wissen."

„Uebrigens thut unser Herr Pfarrer weit mehr, als er schuldig ist; um so mehr sind wir verpflichtet, das wenigstens zu thun, was wir schuldig sind."

„Zu meiner seligen Frau z. B. kam der Pfarrer ein ganzes Jahr hindurch während ihrer Krankheit alle Tage. Der Beamte kam nur einmal, um das Testament aufzusetzen; der Arzt kam in der Woche ein Paar Mal. Dem Erstern mußte ich zehn Gulden, dem Letztern über hundert Gulden bezahlen und dem Herrn Pfarrer keinen Kreuzer. Und doch hat der Herr Pfarrer schon zeitlich uns Alle mehr beruhiget, und erst die Seele meiner Frau mit vieler Mühe für eine ganze Ewigkeit zu beglücken gesucht. Er wäre auch nur verpflichtet gewesen, ihr die heiligen Sacramente zu spenden und dann nicht mehr zu kommen."

„Wenn Arme oder Kranke etwas bedürfen, so kommen sie halt zuerst zum Pfarrer; der soll überall helfen. Ein anderer Zehentherr gibt nichts her. Es ist doch sonderbar: Jedermann, der etwas braucht, will vom Pfarrer; und die, welche ihm geben sollen, wollen nichts geben!"

„Wie wehe muß dieß nun dem Pfarrer thun, wenn wir nicht einmal unsere Schuldigkeit erfüllen! Dieß würde von bösen Herzen zeugen und daß seine Pfarrkinder so böse und halsstarrige Herzen haben, dieß würde den guten Seelsorger mehr schmerzen, als der Zehenten, an welchem ihm gewiß nicht so gar viel gelegen ist, wie wir meinen. Indeß er hat seine Pflicht und hat ja schwören müssen, die Rechte der Pfarrei aufrecht zu erhalten. Und wenn er noch so viel hätte, als er hat, so ist es ja sein Eigenthum und wir begehen einen Betrug oder einen Diebstahl, wenn wir etwas nicht recht geben oder gar verweigern. Zwischen Wucher und zwischen gerechten Forderungen ist ein großer Unterschied. Wenn der Pfarrer den Zehent fordert, so erfüllt er nur seine Pflicht; wir aber sind Wucherer, wenn wir den Zehent verweigern."

„Wenn wir ferner die Sache noch von einer andern Seite betrachten, so sehen wir wieder viele Nachtheile."

„Wenn wir den Zehent verweigern, so entsteht ein Proceß, den der Pfarrer seiner eidlichen Pflicht gemäß führen muß; denn die Pfarreinkünfte gehören nicht seiner Person, sondern es ist Kirchengut, das jeder, der es gerade besitzt, vertheidigen muß."

„Wie sonderbar, ja ich möchte sagen, schaudererregend muß es jedem bessern Menschen vorkommen, mit seinem Seelsorger Proceß zu führen, den er zu jeder Stunde in den wichtigsten Angelegenheiten der Seele brauchen kann!"

„Processe veranlassen große Ausgaben, vieles Umherlaufen; sie verwirren die Köpfe und ver-

schlimmern die Herzen, und geben Anlaß zu Feindschaften."

„Dazu kommt noch ein Umstand: Gesetzt, wir gewinnen auch den Proceß, so müssen wir den Zehenten doch dem geben, der den ganzen Großzehent bezieht. Nun will ich doch lieber ohne Proceß, ohne Kostenaufwand und Mühe meinem Seelsorger den Zehent geben, der so viel an mir thut, als dem, von dem ich weder in zeitlicher, noch weniger in geistiger Beziehung einen Nutzen habe."

„Nun, sprachen die Meisten, Michael, wenn es so ist, so wollen wir dem Herrn Pfarrer den Zehent geben. Wir sehen ein, daß du ganz recht hast."

„Aber ich gib ihn nicht, rief Katharina ganz entrüstet aus, lieber soll mein ganzer Hof darauf gehen, bevor ich nachgebe."

„Daß der Pfarrer so viele alte Gebraüche abstellt und neue einführe, davon sagt Michael nichts. Ist dieß auch seine Pflicht?"

„Ja, erwiderte Michael, das ist seine Pflicht, daß er das Unkraut ausrottet, d. h. solche Gebraüche abstellt, die mißbraucht werden, und solche einführt, die uns nützlich sind. Wenn er ein Miethling wäre, so ließe er Alles seinen alten Gang gehen, ohne sich darum zu bekümmern, ob es uns schädlich oder nützlich ist. Weil er aber ein verständiger und guter Hirte ist, so denkt er nach; entfernt das, was schaden, und ordnet das an, was nützen kann. In der ganzen heiligen Schrift kommt kein Wort vor, daß wegen Abstellung von Mißbraüchen Strafen über die Menschen kommen, sondern wegen Sünden und Lastern kommen sie. Nun sind aber Ungehor-

sam, Widerspenstigkeit, Aberglaube und Nichtbefolgung des göttlichen Wortes die größten Laster, somit wollen wir diese meiden und das Gegentheil thun, dann dürfen wir keine Strafe fürchten, und wir werden dann Alles, was Gott nach seiner weisen Anordnung über uns verfügt, mit Ergebung annehmen, und nicht jedes Unglück als eine Strafe, sondern vielmehr als eine Prüfung zu unserm Besten ansehen."

Wie lächerlich ist es doch, wenn man meint, daß deßwegen ein Unglück komme, weil man einen, der sich selbst gemordet hat, auf dem Kirchhof beerdigte! Der Selbstmord aus freiem Willen ist das Entsetzenvollste, was man sich denken kann, und verdient allgemeinen Abscheu. Keiner, der sich freiwillig mordet, wird auf dem Gottesacker begraben. Wenn aber die Aerzte nach genauer Untersuchung ein Zeugniß ausstellen, daß der Unglückliche aus Wahnsinn oder wegen solcher Leiden, die den Menschen oft ganz besinnungslos machen können, sich gemordet hat, so dürfen wir nicht richten, und der Pfarrer ist verpflichtet, ihn zu beerdigen."

„Es ließen Einige verlauten: Der Pfarrer lebe besser, als wir. Ich kann euch aber versichern, entgegnete Michael, daß er für sich nicht so viel brauche, als einer von uns. Seine Lebensart bringt es mit sich, daß er keine rauhen Speisen vertragen kann; denn geistige Anstrengungen schwächen den Körper mehr, als unsere Arbeiten."

„Und wenn er ja auch besser leben sollte, so hat er auch einen schwerern Stand, als wir, und mußte mehr thun, als wir, bis er in diesen Stand kam.

Denket nur, wie viel Mühe, Sorgen und Ausgaben einer hat, wenn er 12 bis 13 Jahre studiren muß."

„Uebrigens hat Gott verschiedene Stände angeordnet nach seiner weisen uns unbegreiflichen Einsicht. Wer diese Ordnung lästert oder gar umstoßen will, der soll nur sein schreckliches Urtheil im zweiten Briefe des heiligen Apostels Petrus (Capitel 2.) lesen. Da heißt es unter Anderm, daß dieß nur solche thun, die nach der Lust des Fleisches wandeln, die wie vernunftlose Thiere dazu geboren sind, daß sie gefangen und geschlachtet werden, und in ihrer Verdorbenheit umkommen. Ich einmal möchte nicht zu dieser Gesellschaft gehören.

„Was aber die Seelsorger anbelangt, so sagt der Apostel deutlich: Gehorchet euren Vorstehern und seyd ihnen unterthänig; denn sie wachen für eure Seelen als solche, die Rechenschaft geben werden, damit sie dieß mit Freude thun und nicht mit Seufzen: denn das würde euch keinen Nutzen bringen." *)

Einer der Anwesenden aber wendete ein, daß der gemeine Mann doch sehr geplagt werde von der Obrigkeit und er müsse doch dieselbe durch seine harten Arbeiten ernähren, und werde noch dazu verachtet. Daher komme es auch, daß man die Obrigkeit nicht lieben könne und deßwegen seyen Viele aufgebracht worden über die neue Anordnung, daß

*) Hebr. XIII, 17.

man für den König Gottesdienste und Gebete halte, dagegen viele Feiertage abgeschafft habe.

„Dieses Betragen, sprach Michael, zeugt doch von großer Unwissenheit und von keinem guten Herzen. Man hat früher mehrere Feiertage angeordnet, weil das Volk einen frommen Sinn und mehr Bedürfniß für christliche Belehrung und Erbauung hatte. Da man aber sah, daß solche Tage nur zum Müßiggang oder gar zu ausschweifenden Lustbarkeiten mißbraucht wurden, so hob man sie wieder auf. Da ist nun jeder Christ Gehorsam schuldig. Denn Menschen haben sie angeordnet und Menschen konnten sie auch wieder aufheben. Wenn man aber für den König betet, so erfüllt man ein göttliches Gebot; denn der Apostel sagt: Darum ermahne ich, daß vor allen Dingen Bitten, Gebete, Fürbitten, Danksagungen geschehen für alle Menschen, für Könige und für alle Obrigkeiten, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn dieses ist gut und wohlgefällig vor Gott, unserm Heiland." *)

„Da müssen wir erst noch bedenken, fuhr Michael fort, daß es damals keine christlichen Könige und Obrigkeiten gab, sondern heidnische, welche die Christen sogar verfolgten, und doch beteten die Christen für sie."

„Aber, sagte ein schon etwas betagter Bauer, es ist doch hart, daß man den Bauersmann so gar

*) 1 Tim. II, 1—3.

verachtet, da er doch den härtesten Stand hat und beinahe das ganze Land ernähren muß. Vorzüglich wird er so häufig vor den Gerichten, oft sogar von jedem Schreiber verächtlich behandelt."

„Jeder, erwiderte Michael, der einen andern Stand verachtet, verrathet nur einen schwachen Verstand und ein böses Herz. Dem weisen und guten Menschen ist jeder Stand ehrwürdig; denn es ist einer so nothwendig und nützlich wie der andere."

„Uebrigens sollen wir Bauersleute uns doch auch prüfen, ob unser Stand oder Benehmen nicht manchmal zur Verachtung Anlaß gebe. Ich meine, wenn wir nicht mehr seyn wollten, als wir sind; wenn wir mehr offenen Sinn hätten für alles Schönere und Bessere, was uns Gott sowohl in der Natur, als auch durch weise Menschen anbietet; wenn wir das rohe und halsstarrige Wesen ablegen; nicht so steif an alten Gewohnheiten und hergebrachten Gebraüchen hangen, sondern das Bessere, es mag alt oder neu seyn, lieber annehmen würden, so würden wir gewiß mehr geliebt und geachtet werden."

„Freilich, meint Mancher, fuhr Michael fort, er sey von der Obrigkeit geplagt und müsse sie erhalten; aber, der weiß halt auch nicht, wie viel die Vorgesetzten für uns thun müssen, und wie viele Plagen wir ihnen verursachen. Da fällt mir so eben eine Geschichte von alten Zeiten ein; diese muß ich doch noch erzählen: Einmal empörten sich Unterthanen gegen ihre Vorgesetzten und sagten: Wir müssen Alles thun und die Vorgesetzten thun nichts. Sie verzehren nur das, was wir mit Mühe erwerben. Da stand dann ein Alter auf und sprach:

Ehemals empörten sich alle Glieder des menschlichen Körpers gegen den Magen und sagten: Wir müssen Alles aufbieten, nur den Magen zu erhalten, welcher nichts thut. Wir brauchen keinen Magen mehr. Man kam überein, dem Magen keine Speise mehr zu geben. Da aber bald alle Glieder vor Mattigkeit zu ersterben anfingen, so sahen sie ihre Thorheit ein und baten den Magen, daß er wieder Speise annehmen möge."

„Diese Fabel überzeugte die rebellischen Unterthanen so sehr, daß sie ruhig nach Haus gingen und ihren Vorgesetzten willig Gehorsam und Abgaben leisteten."

„Nun, sprachen die Anwesenden, das wollen wir uns merken. Wir wollen auch ruhig nach Haus gehen und unsern Vorgesetzten geben, was wir ihnen schuldig sind. Wir danken dir, Michel, für deine Belehrung."

Allein Katharina und der Schulmeister, die bisher ihren Ingrimm nur mit Mühe zurückgehalten hatten, waren nicht damit einverstanden, sondern sie überhaüften alle Anwesenden, besonders Michael, mit Spott und Vorwürfen. Allein die Männer hielten es für's Beste, sich stillschweigend zu entfernen, und das unglückliche Weib, die keine Belehrung mehr achtete, ihrem eigenen Verderben zu überlassen.

6.

Während Katharina durch einen Proceß mit dem Pfarrer und durch gehässiges Benehmen gegen alle Pfarrangehörigen, welche sich nicht zu ihr hielten, sich in neue Unruhen, Geldausgaben u. s. w. ver-

wickelt hatte, verlebten Peter und Rosina in ihrer stillen Hütte ruhige Tage. Nur das schmerzte sie sehr, daß alle ihre Kinder weit von ihnen entfernt in Diensten waren, und daß sie von Nikolaus noch gar keine Nachricht erhalten hatten, obwohl der Krieg schon lange geendet war. Sie fingen an, um ihn zu trauern und meinten, er könnte wohl gar im Felde geblieben oder in die Hände der Feinde gekommen seyn.

An einem Abende, als beide in ihrer Stube saßen und einander gegenseitig ihren Kummer mittheilten, daß ihre Kinder nun alle von ihnen entfern seyen, und wie sie wohl sich in der Welt fortbringen werden, so klopfte man an der Thüre des Hauses.

Rosina öffnete die Thüre und staunte nicht wenig, als ihre älteste Tochter, die schon über zehn Jahre in einem Dienste war, sie begrüßte.

Peter und Rosina hatten nun über diesen unerwarteten Besuch eine herzliche Freude, die sich noch sehr vermehrte, als ihre Tochter ihnen ankündete, daß jener Bauer, bei dem sie bisher im Dienste war, sie heirathen wolle. Er besitze, sagte sie, ein großes Vermögen; habe aber von seiner ersten Frau zwei Kinder.

„Wenn er ein braver Mann ist, sagten Peter und Rosina, so kannst du glücklich werden, liebe Theres; nur laß dich vom Glücke nicht blenden. Du hast bisher das vierte Gebot treu beobachtet gegen deine Eltern, gegen deine Geschwister, gegen deine Dienstherrschaft und Gott segnet dich dafür. Erfülle es aber nun auch als Gattin, als Haus-

mutter und als Mutter der Stiefkinder, und Gott wird dich ewig segnen."

„Vorzüglich, sprach Rosina, prüfe dich wegen der zwei Stiefkinder. Hierin fehlen so viele Mütter und bereiten sich und solchen unglücklichen Kindern großes Elend, indem sie dieselben nicht lieben, vernachlässigen oder gar verachten. Dadurch machen sie die Kinder sich abgeneigt; wenn diese nun größer werden, so behandeln sie ihre Eltern gerade so, wie dieselben sie behandelt haben und somit machen sie ihre Kinder böse, und bereiten sich selbst große Leiden. Sie sündigen selbst und verleiten ihre Kinder zur Sünde. Eine natürliche Liebe, wie zu den eigenen Kindern, ist nicht da; wenn dich nun keine höhere, keine christliche Liebe zu ihnen hinzieht, dann werde lieber ihre Mutter nicht; denn die gestorbene Mutter wird einst vor Gottes Richterstuhl ihre Kinder, die sie mit Schmerzen gebar, aus deinen Händen fordern. Liebst du sie, wie eigene Kinder, so werden sie dich gewiß auch wie ihre eigene Mutter lieben."

„Es ist wahr, sagte Peter, die meisten Klagen über Lieblosigkeit der Stiefkinder gegen Stiefeltern veranlassen die Eltern selbst. Wenn sie die Kinder aufrichtig lieben würden, so würden sie gewiß von ihnen wieder geliebt werden. Besinne dich also vorher wohl, ob du das ganz seyn kannst, was du werden sollst, eine wahre Mutter für diese Kinder!"

Nachdem Theres ihren Eltern ihre Gesinnungen mitgetheilt hatte, dieselben auch ganz zufrieden waren, und sie segneten, so sagte Theres: „Aber mein Braütigam will sein Hochzeitmahl in eurer Wohnung

halten, und am Michaelisfest, weil es gerade das dreißigste Jahr wird, als ihr euch, liebe Eltern, vor Gott verbunden habt, so möchte er an demselben Tage sich auch mit mir verloben. Ihr dürft für nichts sorgen, sondern nur eure Einwilligung ertheilen. Er will sich auch von unserm ehrwürdigen Herrn Pfarrer, der eure Ehe am Altare heiligte, priesterlich trauen lassen."

Peter und Rosina waren damit ganz zufrieden und so reiste Theres des andern Tages wieder ab, um ihrem Braütigam Nachricht zu ertheilen.

Peter und Rosina sahen mit freudiger Dankbarkeit gegen Gott dem Feste des heiligen Erzengels Michael entgegen. Allein vorher wartete ein nicht geahnetes Leiden auf sie.

Katharina hatte erfahren, was am Michaelistag in Peters Wohnung vorgehen sollte; dieß steigerte nun ihre Rachsucht und ihren gekränkten Neid auf's Höchste. Sie sann auf ein Mittel, wodurch Peters stolzer Plan, wie sie das Vorhaben der edlen Menschen nannte, nicht nur vereitelt, sondern das vorhabende Freudenfest in einen Trauertag umgewandelt werden sollte.

Während dieser Zeit wurden in der Umgegend und in der Nacht vor Michaeli auch auf dem Herrenhofe bedeutende Diebstähle begangen.

Katharina hatte das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß es in Peters Hütte zur Nachtzeit nicht am sichersten zugehe, und daß Peters Nikolaus wahrscheinlich sich zu Haus befinde und die Diebstähle verübe.

Da die glückliche Verehelichung von Peters Tochter bekannt wurde, so fehlte es nicht, daß außer Katharina noch Mehrere ihn beneideten. „Ja, sagten Einige, nun mag die Herrenbaûerin wohl recht haben; sie ist halt doch ein gescheides, durchtriebenes Weib. Wenn Taglöhnerstöchter so reiche Baûerinnen werden, so muß etwas dahinter stecken. Ihre Frömmigkeit macht sie nicht so glücklich, sonst könnte jeder Narr fromm werden, und andere Leute erziehen ihre Kinder auch gut.“

„Nun, sagten Andere, es wird schon auskommen; vielleicht hat ihnen gar der heilige Nikolaus bei der Nacht das Heirathgut gebracht.“ „Wohl, meinte eine Dritte, mag ein Nikolaus es gebracht haben, nur der heilige nicht.“

Peter, der bisher ohnedieß sehr betrübt war, weil er von seinem Sohne nichts erfahren hatte, betrübte sich nun noch mehr, da er die Gerüchte vernahm, die in der Umgegend sich verbreitet hatten. Indeß tröstete er sich und seine noch betrübtere Ehegattin damit, daß der liebe Gott, dem sie sich und ihre Kinder seit dreißig Jahren immer anempfohlen hatten, und der sie wunderbar erhalten und versorgt hatte, sie auch jetzt nicht verlassen werde. — „Und, sagte Peter, sollten auch unverschuldete Leiden uns treffen, so wollen wir sie mit Ergebenheit aus der Hand Gottes annehmen; denn Er ist ja der beste Vater, und züchtiget seine Kinder nur zu ihrem Besten.“

„Wenn ich nur erfahren könnte, wo unser Nikolas wäre, dann wollte ich Alles gerne ertragen!“ So rief Rosina gewöhnlich aus.

Indeß kam der Michaelistag heran. Kaum hatte die Sonne mit ihren milden Strahlen Peters Hütte erleuchtet und einen festlichen Herbsttag angekündet, so kamen schon mehrere Wagen vor Peters Wohnung an. Auf dem ersten saß Theres nebst ihrem Braütigam, der, sobald er abgestiegen war, seine Schwiegereltern herzlich begrüßte und um ihren Segen bat.

„Sonst kann ich euch nichts geben, sagte Peter, Gott wolle euch segnen, wie Er Abraham und Sara, Isaak und Rebecca, Jakob und Rachel, Zacharias und Elisabeth gesegnet hat!"

„Der Segen frommer Eltern, versetzte der Braütigam, ist besser, als Geld und Güter. Möge er auf mir ruhen! Ihr habt mir übrigens genug gegeben: eine Braut, die ihr in der Furcht des Herrn erzogen habt, und die mich und meine Kinder beglücken kann. Meine selige Frau empfahl sie mir noch auf dem Sterbebette, und sie hätte mir nichts Besseres vermachen können. Nehmt mich nur als euren Sohn an und haltet mich eurer Liebe werth."

Während Peter und Rosina vor Freudenthränen kaum ein Wort hervorbringen konnten, naheten sich noch zwei Paare. Ein junger Müllerssohn führte nämlich Peters zweite Tochter, Rosalia, vor sie hin und erklärte Rosalia für seine Braut; und ehe noch die gerührten Eltern Worte hervorbringen konnten, so näherten sich zwei alte Bauersleute, von denen die Frau Peters Sohn und der Mann seine eigene Tochter vorführten, indem sie sagten: „Wir haben beide Kinder gesegnet, segnet sie auch; denn in zeit-

licher Hinsicht sind sie gut bestellt, möge nur Gott sie leiten!"

„Dieß ist zu viel, riefen Peter und Rosina aus! Mein Gott! was habt ihr doch mit uns heute vor; ist es ein Traum?"

Da die vielen Hochzeitgäste, welche mitgekommen waren, nicht Raum in Peters Wohnung hatten, so mußten die Eltern in den Garten heraus, wo Alle auf sie warteten, und wo schon Bänke und Tische angebracht waren.

Peters drei jüngste Kinder, Franz, Adelheid und Maria, grüßten zuerst ihre Eltern, die ihre Freude nicht genug ausdrücken konnten, so unvermuthet sechs ihrer Kinder zu sehen. „Aber ach, sagten sie, wenn nur unser Nikolaus da wäre, wenn nur er nicht fehlen würde!"

Nachdem Peter und Rosina von allen Anwesenden die Glückwünsche empfangen hatten, so wurde der Zug in die Pfarrkirche veranstaltet.

Der Pfarrer, welcher von Allem schon unterrichtet war und die Erlaubniß zur Copulation der drei Ehepaare erhalten hatte, empfing sie mit sichtbarer Rührung und hielt über die Stelle:

„Ich achte sehr einen Mann, der Freude an seinen Kindern hat" *)

eine passende Rede, in welcher er die Folgen einer guten Erziehung von Seite frommer Eltern als den größten Gewinn anpries, welcher hienieden gemacht, und als das beste Erbtheil, welches Eltern ihren

---

*) Sirach XXV, 9. 10.

Kindern hinterlassen können. „Augenscheinlich, sprach er am Schlusse, bewährt sich hier Jesu Lehre: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zugegeben werden.*) Sorget dafür vor Allem, daß eure Kinder Kinder Gottes werden, die aus Gott geboren sind,**) dann wird ihr himmlischer Vater gewiß für sie sorgen."

Nach dem Gottesdienste begleitete der ehrwürdige Pfarrer die Brautleute in Peters Wohnung zurück und nahm auch an dem einfachen Mahle Theil, welches man bereitet hatte.

Bevor sich die Gäste setzten, erklärten zwei sehr brave Bauersleute, die keine Kinder hatten, und die nächsten Anverwandten zu Theresens Bräutigam waren, daß sie ihr ganzes Vermögen Peters drei jüngsten Kindern vermachen wollen, um so die Freude des heutigen Tages voll zu machen.

Peter und Rosina konnten ihren Dank gegen Gott und diese guten Menschen nicht genug aussprechen; aber sie konnten auch nicht verbergen, daß um ihres Sohnes Nikolaus willen ein schwerer Stein auf ihren Herzen liege, der ihre große Freude sehr verbittere.

Der Pfarrer setzte sich zwischen Peter und Rosina und würzte das Mahl durch seine frommen Gespräche, die er auf die beste Art anzubringen wußte. Er rühmte sehr das Vermächtniß, nach

---

*) Matth. VI, 33. — **) Joh. I, 13.

welchem jene Bauersleute Peters drei jüngste Kinder als Erben ihres ganzen Vermögens einsetzten. „Sie haben es verdient, sprachen die alten guten Leute; denn solche Dienstboten hatten wir noch nie. Sie haben ganz nach der Lehre des Apostels uns gedient.“

„Dieß ist recht, erwiderte der Pfarrer; ihr aber habt auch als Dienstherrschaften ebenso nach der Lehre des Apostels gehandelt; habt sie als Brüder und Schwestern, als Mitgeschöpfe Eines Vaters, als Miterben Eines Erlösers behandelt. Und ich meine, wenn die Dienstherrschaften mehr nach der Lehre des Christenthums ihre Dienstboten behandeln würden, so wären die meisten Dienstboten auch besser. Wenn sie nur die zwei Stellen der heiligen Schrift besser befolgen würden:

„Wenn Jemand für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Ungläubiger.“ *)

„Ihr Herren! was recht und billig ist, erweiset den Knechten, ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habt.“ **)

Peter und Rosina tröstete er wegen der Sorge um ihren Nikolaus damit, daß Gott, dem sie ihren Sohn täglich im Gebete anempfohlen haben, gewiß besser für ihn sorge, als sie selbst; und Er, der nun ihre sechs Kinder so versorgt habe, werde auch das siebente

*) 1 Tim. V, 8. — **) Koloss. IV, 1.

siebente nicht versaümen. An der Stelle, wo Peter und Rosina saßen, hatte er über ihnen mit großen Buchstaben die Stelle aus den Psalmen geschrieben aufheften lassen:

„Glückselig Alle, die den Herrn fürchten, die da wandeln auf seinen Wegen. Denn von der Arbeit deiner Hände wirst du essen. Heil dir, es wird dir gut gehen. Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses; deine Kinder sind wie Oelbaumpflanzen um deinen Tisch her. Siehe! also wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet." *)

7.

Kaum hatte man angefangen, von der Mahlzeit etwas zu genießen, so kam der Beamte des Gerichtes, begleitet von mehreren Gerichtsdienern. Er fragte nach Peter und als Peter sich ihm nahete, so sprach er: Es sey ihm sehr leid, die Freude stören zu müssen; allein die Pflichten seines Amtes gebieten ihm zu handeln. Er nahm Peter mit sich und führte ihn in die Ecke des Gartens; ließ dort aufgraben und man fand in der Grube viele Gegenstände, die erst kürzlich gestohlen wurden. Er fragte Peter: Ob er wisse, wie dieses Alles hieher gekommen sey, und er soll erklären, wo sein Sohn Nikolaus sich aufhalte.

---

*) Ps. CXXVII, 2—4.

Peter konnte vor Staunen kein Wort sagen und die ganze Gesellschaft kam in die größte Bewegung.

Der Pfarrer ging zu dem Beamten und sagte, daß er für Peters Ehre mit Leben und Vermögen gut stehe; das Nämliche versicherten mehrere Anwesende.

Weiter sprach der Pfarrer, Nikolaus, Peters Sohn, sey beim Militär; wenn er Urlaub erhalten hätte, oder wenn er gar entwichen wäre, so wäre ja bestimmt beim Gerichte Anzeige gemacht worden, er wolle also den gewiß unschuldigen Peter verschonen.

Allein der Beamte blieb auf seinem Grundsatze und sprach: Es sind solche Anzeigen und solche Thatsachen vorhanden, daß er nicht umhin könne, den Peter abführen zu lassen, um ihn zu verhören. Alles Bitten, das Jammergeschrei der Kinder und der Ehegatten war umsonst.

Peter sollte wirklich abgeführt werden. Da sprang auf einmal einer aus den vielen Zuschauern herbei, die das besondere Hochzeitmahl ansehen wollten, vom Herrenhof herunter auf den Beamten zu und bat ihn, schleunig ihm zu folgen. Der Beamte folgte ihm in den Herrenhof. Da hörte er im Innern des Hauses einen fürchterlichen Lärmen, unter vielen Flüchen und Verwünschungen hörte er auch die Worte: „Du hast mich verdorben, du hast mich zum Dieb gemacht; sieh', dich soll man fortführen, nicht den Peter; auf dein Anrathen haben wir gestohlen und die Sache in Peters Garten vergraben; du bist ein Teufel und keine Mutter."

Der Beamte hatte genug gehört; er befahl, die Thüre zu öffnen. Da dieß nicht geschah, so wurde sie erbrochen.

Da traf er Joseph in der Stube; vor ihm lag die Mutter mißhandelt von ihm auf dem Boden.

Der Beamte entsetzte sich über diesen schrecklichen Auftritt; ließ gleich Joseph ergreifen und sprach:

„Also ihr habt die Gegenstände, welche in Peters Garten gefunden wurden, gestohlen und dort vergraben?" In einer Art von Raserei sprach Joseph: „Ja; aber daran ist meine Mutter Schuld; die können Sie ergreifen, nicht mich."

Der Beamte ließ auf der Stelle Katharina und ihren Sohn von den Gerichtsdienern ergreifen und abführen. Dann verfügte er sich wieder zu der in Staunen und Schrecken versetzten Gesellschaft und erklärte ihr das Vorgefallene. Fügte nun bei, daß die Baüerin heute die Anzeige von dem ihr Entwendeten gemacht und behauptet habe: Peter habe den Diebstahl begangen; sie selbst habe ihn und seinen Sohn Nikolaus gesehen, wie dieselben die entwendeten Gegenstände in der Ecke des Gartens zur rechten Seite gegen Morgen vergraben haben.

Der Beamte begab sich eilends wieder auf den Herrenhof, um dort, wo er seinen Aktuar gelassen hatte, die nöthigen Vorkehrungen treffen zu können, weil, wie er sagte, ohnedieß das ganze Gut wegen Ueberschuldung der Gant unterworfen werde. Er wußte jetzt so viel, daß er ohne Bedenken Peter ruhig bei seinem schönen Freudenmahle sitzen lassen konnte.

Man wußte nicht, ob man sich über Peters Unschuld freuen oder die Verwegenheit der Katharina und die unnatürliche Bosheit ihres Sohnes verabscheuen sollte.

Peter jammerte nur um Ignatz; er hatte keine Ruhe, bis man ihn fortließ, um selben aufzusuchen. Er fand ihn im Garten, wo er unter einem Baume saß und starr vor sich hinblickte. Peter führte ihn mit sich und setzte ihn an seine Seite zu Tisch. Er aß zwar, redete aber kein Wort. Alle Anwesenden hatten mit ihm inniges Mitleid.

Nachdem man von dem Vorgefallenen sich etwas erholt, auch mit Speise und Trank sich erquickt hatte, so ritt auf einmal ein junger Officier heran, von einem Bedienten begleitet. Nun entstand neues Staunen. Der Officier aber stieg vom Pferde und sprang seinem Vater und dann seiner Mutter in die Arme. „Vater, Mutter!“ — „Nikolaus, mein Sohn!“ waren die einzigen Worte, welche man in der freudenvollen Ueberraschung hervorbringen konnte.

Nikolaus hatte zwar schon auf seiner Reise die Veranlassung des Festes vernommen; da er aber seine sechs Geschwister wirklich um sich, und seine alten Eltern in der Mitte sah, so war seine Freude grenzenlos.

Da ging es dann an ein Fragen, Erzählen und Begrüßen. Vor Allem freute ihn die Anwesenheit des ehrwürdigen Pfarrers, dem er seinen Dank für seine vielen Bemühungen und für seine schönen Lehren, die er von ihm früher erhielt, nicht genug aussprechen konnte.

Er mußte zwischen dem Pfarrer und seiner Mutter Platz nehmen und sollte erzählen, wie es ihm gegangen sey. Allein der Bediente, der neben Nikolaus jüngstem Bruder saß, und sich in dieser Gesellschaft sehr wohl befand, war schon zuvorgekommen. Der schilderte mit großer Begeisterung die Thaten seines Herrn während des Feldzuges, ohne auf Nikolaus bescheidene Erinnerungen zu achten. Wie er zuerst mit einer geringen Mannschaft einen feindlichen Haufen zum Weichen brachte und darauf Unterofficier wurde; zuletzt aber den General, der schon von feindlichen Kriegern umrungen war, durch seinen Muth und außerordentliche Tapferkeit wieder befreiete, und gleich nach der Rückkehr in das Vaterland zum Lieutenant befördert wurde. Wenn, meinte er, noch einmal ein Feldzug auskomme, so könne er es gar zum General bringen.

Der Pfarrer bemerkte, wie es immer wahr bleibe, daß der glaubende Christ auch zugleich tapfer, und daß Unglaübige gewöhnlich mit dem Munde die Muthigsten, in der That aber die Verzagtesten seyen.

Zuletzt entstand ein Wettstreit unter den Geschwistern. Jedes wollte die Eltern zu sich nehmen; endlich aber kamen alle überein, daß diese Ehre Nikolaus, als dem Ausgezeichnetsten, gebühre.

„Nein, sprachen Peter und Rosina, liebe Kinder, wir haben nun in unserer armen Hütte dreißig Jahre verlebt, und waren darin bei unserer Armuth immer vergnügt; wir wollen sie nicht verlassen, sondern da den Rest unseres Lebens noch in dankbarer Erinnerung an Gottes wunderbare Leitung

und väterliche Sorgfalt zubringen, bis uns der Tod in ein besseres Leben abfordert."

Dieser Erklärung konnte man wohl keine Widerrede entgegensetzen.

Da der Abend herannahete und die Gäste sich zur Abreise anschickten, so sprach der Pfarrer mit sichtbarer Rührung:

„Die Vorfälle des heutigen Tages sind von der Art, daß ich nicht umhin kann, meine Empfindungen laut auszusprechen. Wenn ich zurück denke an die zwei verschiedenen Hochzeitfeste vor dreißig Jahren, an welchen Ignatz und Katharina in der Fülle des Reichthums und der Freude schwelgten; Peter und Rosina aber in großer Armuth den ersten Tag ihres ehelichen Lebens zubringen mußten; und wenn ich nun das damit vergleiche, was heute vorfiel, so finde ich da buchstäblich bestätigt, was im Worte Gottes geschrieben steht:

„Ein weiser Sohn ist die Freude seines Vaters; ein thörichter Mensch aber die Schande seiner Mutter." *)

„Aus einer guten Erziehung kommt Segen; aus einer bösen oder vernachlässigten aber Fluch. Fluch oder Segen können sich also die Eltern bereiten. Dieß kommt meistens auf sie an. Zwar trifft auf Erden selten Alles so zusammen, wie wir es heute gesehen haben. Aber es kommt gewiß ein Tag, an welchem alle frommen Eltern sich ihrer guten Kinder ewig erfreuen; böse Eltern aber ewig sich ihrer ungerathenen Kinder werden schämen müssen."

*) Sprichw. XV, 20.

Darum ihr Eltern haltet das vierte Gebot und erziehet eure Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn.

Ihr Kinder aber laßt euch das vierte Gebot heilig seyn; ehret eure Eltern, auf daß ihr lange lebet und es euch wohl gehe auf Erden.

Alle Anwesenden dankten mit gerührten Herzen dem Pfarrer und versprachen feierlich, seine Ermahnungen zu befolgen.

Wie heilig sollten Eltern wandeln,
Da ihre Kinder auf sie seh'n!
Wie nöthig, daß sie weise handeln,
Mit ihnen heilsam umzugeh'n!
Habt ihr das Wort noch nicht vernommen,
Das Gott zu euch besonders spricht:
Laßt eure Kindlein zu Mir kommen!
Was macht ihr? wehret ihnen nicht!

Für sie gehöret Gottes Reich!
Kommt, werdet selbst den Kindern gleich!
Wollt ihr sie bei dem Wissen lassen
Und raubet ihnen Jesu Sinn?
Ihr lehrt sie grobe Sünden hassen
Und führet sie zum Eitlen hin.
Das heißt sie für die Welt erzieh'n
Und so ihr Herz dem Herrn entzieh'n.

„Sey fromm, sonst kommst du in die Hölle!"
Das ist den Kindern gleich gesagt.
Wie nahe Jesus sich geselle
Zu dem, der redlich nach Ihm fragt.
Wie er den Seinen freundlich sey,
Das geht man meistentheils vorbei.

Mit seinen Kindern selig werden,
Das muß wohl große Freude seyn.
Allein wenn schon auf dieser Erden
Die Kinder über Eltern schrei'n
Und ewig einst verloren geh'n.
Wie schrecklich muß es da nicht steh'n!

Das fünfte Gebot.

„Du sollst nicht tödten!“

2 Mos. XX, 13.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: du sollst nicht tödten! wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig seyn. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig seyn wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca (wer schändliche und kränkende Lästerworte gegen Andere ausspricht), wird des Rathes schuldig seyn; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig seyn. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe."

Matth. V, 21—24.

„Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder, und ihr wisset, daß kein Menschenmörder das ewige Leben bleibend in sich hat!" 1 Joh. III, 15.

„Wenn Jemand sagt: Ich liebe Gott, und haßt doch seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebet, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?" 1 Joh. IV, 20.

„Derjenige ist ein Christ, der auch seine Feinde nicht hassen kann, sondern vielmehr seinen Widersachern Gutes erweiset, und für seine Verfolger und Feinde betet. Denn wer Jemand Leid oder Schaden zufügen kann, der lügt, wenn er sagt, daß er ein Christ sey!"

Der heilige Augustin.

„Der Zorn ist die Mutter und Wurzel des Mordes!"

Der heilige Chrysostomus.

Die Johannispredigt.

1.

Am Feste des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes kehrte der Zimmermeister Joachim von der Stadt in seine Heimath zurück. Es war ein kalter Wintertag. Der Schnee, welcher die ganze Landschaft bedeckte, glänzte, von der Sonne bestrahlt, wie Krystall, und Joachims Haupthaare waren auf beiden Seiten ganz weiß von Duft. Deßungeachtet ging Meister Joachim, ganz gegen seine Gewohnheit, sehr langsam, stand öfters stille, und stützte sich auf seinen Stock, der ihm zugleich als Maßstab bei seinem Geschäfte diente, schüttelte den Kopf und sprach: „So, so ist's; das war mir eine Predigt; so eine habe ich auch noch nie gehört! Sonst ging es den Predigten, wie jetzt den Sonnenstrahlen, sie konnten so wenig auf mein eiskaltes Herz einwirken, wie diese auf die Erde jetzt einwirken können; aber die Worte des heiligen Johannes, die haben eine ganz besondere Kraft, und die seines Meisters noch mehr!"

Dann ging er wieder langsam fort, indem er zu sich sprach: „Das heiß ich mir die Gebote Gottes auslegen, und vorzüglich das fünfte, daß einem die

Haare gen Berge stehen möchten. Bisher meinte ich alle gehalten zu haben, und das fünfte schon gar pünktlich; nun aber hat mir der heilige Johannes mit den Worten, die der fromme Prediger aus seinen Briefen nahm, die Augen geöffnet; und nun sieht es in meinem Herzen ganz anders aus. Ich denke, so wird es wohl mit allen zehn Geboten gehen, wenn ich sie besser verstehen würde."

Also: „Wer seinen Bruder haßt, der ist in der Finsterniß und wandelt in der Finsterniß!" Er ging weiter, hielt aber oft stille und sprach für sich hin: „Ja, es ist wahr, was der Prediger sagte: Jede Sünde verblendet so, daß man sie nicht recht erkennt, und daß man sie begeht, ohne zu wissen wie. Man ist selbst blind, und wandelt noch in der Finsterniß. — Das ist freilich ein elender Zustand. Nun glaube ich wohl, daß ich mich für gut hielt, weil ich blind war und in Finsterniß wandelte. Noch mehr aber will dieß heißen: „Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder, und ihr wisset, daß kein Mörder das ewige Leben bleibend in sich haben kann!"

„Ach, du mein Gott, wie oft habe ich mich da versündigt gegen das fünfte Gebot; wie oft war ich voll Lieblosigkeit; wie oft voll Rachsucht und Haß gegen meine Brüder, und das sind ja alle Menschen! Von einer recht innigen Liebe zu allen Menschen, daß ich sie so geliebt hätte, wie mich selbst, weiß ich schon gar nichts."

„Daß ein solches Leben ein immerwährendes Versündigen gegen das fünfte Gebot sey, erklärt der

göttliche Meister so deutlich: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten, wer aber tödtet, wird des Gerichtes schuldig seyn! Ich aber sage euch: Jeder, der sich über seinen Bruder erzürnt, macht sich schuldig, vor das Gericht gezogen zu werden. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca! der macht sich schuldig, vor den hohen Rath gezogen zu werden. Und wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der macht sich des höllischen Feuers schuldig."

„Also jedes Lästerwort, in Zorn oder Haß gegen seinen Mitmenschen ausgesprochen, ist Sünde gegen das fünfte Gebot, und verdient Strafe. Ja, wenn Gott es so genau nimmt, dann geht es mir nicht gut; und Er nimmt es gewiß so, denn Er hat es ja selbst gesagt. Da lebe also ich und mein Weib in einem immerwährenden Mörderleben; denn sie trägt einen beständigen Haß gegen die Menschen im Herzen, den sie durch die wildesten Lästerworte oder Benennungen ausspricht. Schon lange war mir es doch nicht recht wohl bei dieser Lebensweise; nun aber, da ich die rechte Quelle erkenne, aus der ein solches Leben hervorgeht, nämlich das verdorbene, von Gott entfernte Herz; da ich sehe, wie schrecklich ein solches Leben ist, nämlich ein beständiges Uebertreten des göttlichen Gesetzes, somit eine Widerstrebung gegen Gott und Versündigung an meinem Mitmenschen, so kommt es mir nun doppelt schauerlich vor. Da muß es anders werden!"

Meister Joachim kam unter solchen Gedanken und Gesprächen mit sich selbst vor seiner Wohnung an, ohne recht zu wissen wie.

Beim Eintritt in sein Haus begrüßte ihn sein Eheweib mit Thränen, indem sie sich über Kränkungen beschwerte, die sie von ihren Nachbarinnen erdulde.

Joachim kannte diese Weise gar wohl, und wußte, daß er nun an den vermeinten Beleidigungen seiner Frau sich rächen sollte, wenn er sie nicht zur Rache gegen sich reizen wolle.

Er setzte sich in dem Wohnzimmer an den Tisch und sagte: „Gute Itha, siehe, ich komme so eben von der Kirche her; die Predigt am heutigen Festtag hat einen ganz besondern Eindruck auf mich gemacht; denn sie war ganz für mich. Der Geistliche redete von der Liebe des heiligen Johannes, und erklärte aus seinen Briefen einige Stellen, welche deutlich beweisen, daß Feindseligkeiten, Haß, Lästerungen u. s. w. Sünden gegen das fünfte Gebot Gottes seyen, und daß Menschen, die solche begehen, unter die Zahl der Mörder gerechnet werden. Ich fühle recht, wie wahr dieses, und wie nothwendig eine gänzliche Sinnesänderung für mich und dich sey, wenn wir unsern Christennamen nicht länger mehr entehren wollen.“

„Ei, ei, erwiderte Itha, hat er die Vollsaufer, Spieler, Händelsüchtigen, Zornigen u. s. w. nicht auch unter die Mörder gezählt?“

„Auch, antwortete Joachim, und mein Gewissen sagt mir jetzt noch deutlicher, als der Prediger, wie schrecklich ich gegen meinen Gott und sein heiliges

Gebot gesündiget habe. Ja, ich habe meine Gesundheit, meine Ehre, die schönste Zeit, die ich zu etwas Besserem hätte verwenden können, gemordet, und noch mehr: ist ja jede Sünde eine Mordthat, die man an seiner eigenen Seele begeht. Aber ich hoffe von meinem Erlöser Vergebung meiner Sünden und Kraft zur Erfüllung seiner heiligen Gebote zu erlangen. Anders muß es mit mir werden; denn mein ganzes Leben bisher war Feindschaft gegen Gott, weil ich fleischlich gesinnt war!" *)

„Du wirst also gar ein Heiliger werden wollen, sprach Itha höhnisch lächelnd, und die Leute dir auf dem Kopfe tanzen lassen? Da wird sich Jedermann wundern, wenn du anfängst, fromm zu werden. Ich aber sehe wohl, daß wir da nimmer hausen können mit einander unter solch bösen Leuten, wie sie hier sind."

„Itha, Itha, das hätte ich von dir doch nicht erwartet! versetzte Joachim. Wenn ich auch heilig werden wollte, so würde ich nichts anderes thun, als, die erste Pflicht eines Christen erfüllen, und nach dem schönsten Kleinod streben, ohne welches Niemand in dieser Welt wahrhaft glücklich, und in einer andern selig werden kann. Um die Leute kümmere ich mich wenig. Du selbst sagst ja, sie seyen böse. Ich aber meine: wir seyen böser, als alle unsere Nachbarn; und wenn wir mit ihnen besser werden, so werden sie es auch mit uns. Aber bisher ist so recht an uns wahr geworden,

*) Röm. VIII, 5—11.

was der Apostel sagt: „Wir waren hassenswerth und gehässig gegen einander! *) Mit einem Worte: Itha, unser bisheriges gehässiges Wesen gegen andere Menschen; unsere Rachsucht wegen vermeinter Beleidigungen u. s. w., müssen ein- für allemal aus unsern Herzen mit der Wurzel ausgerottet werden; denn diese bösen Neigungen sind nicht nur an sich höchst sündhaft, sondern sie führen so leicht zu den größten Verbrechen."

„Jetzt habe ich an deinem Predigen genug, sprach Itha im größten Unwillen; wegen deiner und wegen des Predigers werde ich nicht anders, als ich bisher gewesen bin; und so gut andere Menschen Christen sind, so gut bin ich's auch. Da wäre die ganze Welt voll Mörder, wenn es auf dich ankäme; du wirst ein Narr und ich nicht auch einer werden. Wenn du des Krämers Lisel, die mich schon so oft neckte, und heute sogar lästerte, da wir aus der Kirche gingen, nicht tüchtig durchprügelst, so bin ich dein Eheweib nimmer. Ich kann dieß wilde Mensch nicht ausstehen, und dieß kann mir keine so große Sünde seyn. Ich mag sie halt nicht, und kann sie nicht ausstehen!"

„Itha, versetzte Joachim mit Nachdruck, dein Haß kommt aus einem bösen Herzen; und wenn du diesen Funken in dir nicht tödtest, so kann ein Feuer daraus entstehen, das große Verheerungen anrichtet. Siehe, so haßte Kain seinen Bruder; aus dem Hasse entwickelte sich Rachsucht, und Rachsucht verleitete

*) Titum III, 3.

leitete zum Brudermorde. So fühlte sich Judas beleidigt, weil Christus, wie er meinte, andere Jünger mehr liebe, als ihn; dieses Gefühl machte ihn abgeneigt gegen Christus, aus der Abneigung entstand ein Haß, aus dem Hasse Rachsucht, und er verkaufte den göttlichen Meister an seine Mörder; wurde also Messiasmörder und ermordete zuletzt sich selbst. Gerade so machten es auch die Pharisäer mit Christus. Das erklärte heute der Prediger deutlich, und zeigte, wie die Sünde, wenn sie einmal im Herzen Wurzel gefaßt hat, von Stufe zu Stufe steigt, bis sie den Menschen ganz beherrscht, und ihn zu den größten Verbrechen verleitet. Du richtest mit deinem bösen, feindseligen Wesen gewiß ein großes Unheil an. Und welch ein Beispiel gibst du unsern Kindern! Du pflanzest sogar deinen Haß auch ihnen ein, und gerade Albert, der dein Liebling ist, weil er haßt, was du hassest, hat jetzt schon viele böse Anlagen, und ist dabei ein rechter Heuchler."

Nun war es aus. Itha entfernte sich, schlug die Thüre zu, daß das Haus zitterte, und machte ihrem Zorne durch Fluchen Luft.

Joachim konnte indeß nichts thun, als dulden und schweigen. Nach seiner bisherigen Gewohnheit hätte er sein Eheweib tüchtig durchgeprügelt; allein, nun schauderte er vor dem Gedanken schon zurück. Es kam ihm schrecklich vor, einen Menschen, der ein Geschöpf Gottes ist, zu schlagen, wie man das unvernünftige Thier schlägt; und erst noch sein Eheweib, der er an Gottes Altar versprochen hatte, sie zu lieben wie sich selbst.

Joachim sah wohl ein, daß er jetzt nichts Besseres thun könne, als schweigen und dulden, und er mußte so recht erfahren, was geschrieben steht: „Es ist besser, in einer Wüste zu wohnen, als bei einem zänkischen und zornmüthigen Weibe.“ *) Indeß suchte er jeden wilden Ausbruch seines Eheweibes gegen andere Menschen, vorzüglich gegen jene Elisabeth, zu verhindern; allein ihren innern Haß gegen jene Person konnte er nicht tilgen, sondern sie wurde nur um so bösartiger, je mehr er sie zu überzeugen suchte, wie verabscheuungswürdig und wie sündhaft eine solche Gesinnung sey; wie sie so lange in der Feindschaft mit Gott stehe, so lange sie in der Feindschaft gegen einen Menschen verharre, und daß ihr Gottesdienst, ihre Gebete u. s. w. ein Graüel seyen vor Gott.

Die größte Aufmerksamkeit verwendete er auf seinen Sohn Albert, der sehr zum Jähzorn geneigt war, und die Thiere mit der größten Freude quälen oder gar tödten konnte. Er warnte ihn oft und sprach zu ihm: „Sieh, Albert, wenn du jetzt deinen Hang zum Zorn und deine Neigung zum Quälen der unvernünftigen Thiere nicht besiegst, so wirst du ein böser Mensch, und kannst großes Unheil anrichten; und wenn Letzteres auch nicht geschehen sollte, so ist schon der Zorn an sich Sünde, er zerstört die Gesundheit und kürzt das Leben! **) Der Mensch wird gleichsam Mörder seiner selbst, zieht sich also ein schreckliches Gericht zu, und der Apostel sagt:

*) Sprüche Salomons XXI, 19. — **) Sirach XXX, 26.

Im Zorn thut der Mensch nicht, was recht ist vor Gott! *)

Ebenso ist es mit dem Quälen der Thiere. Sie sind Geschöpfe Gottes; Gott hat sie uns zum Nutzen gegeben; wir sollen sie als eine Gabe Gottes ehren. Zudem empfinden sie den Schmerz, wie wir. Wer Thiere quälen und tödten kann, der hat ein böses Herz und ist fähig, später auch Menschen zu quälen und zu tödten; daher hat man bei den Alten einen Knaben, der muthwilliger Weise einen Vogel tödtete, hinrichten lassen; denn sie sagten: „Der Knabe, der einen Vogel tödtet, kann einst auch einen Menschen morden.“ Und in der heiligen Schrift steht geschrieben: „Der Gerechte sorgt auch für sein Vieh; aber das Herz des Gottlosen ist grausam.“ **)

Allein Joachim mußte die traurige Erfahrung machen, daß Beispiele mehr wirken, als die besten Lehren, und daß vorzüglich die Mütter auf die Kinder den größten Einfluß haben; daß wohl schon, ehe sie geboren werden, die Neigungen und Leidenschaften der Mütter, von denen sich diese beherrschen lassen, auf die Kinder übergehen.

Wie vorsichtig sollten also alle unsere Mütter wandeln! Wie sollten sie, und zwar ganz vorzüglich sogleich von dem ersten Augenblicke des erwachten jungen Lebens unter ihrem mütterlichen Herzen, Sorge tragen, daß sie sich jeglicher leidenschaftlichen Gemüthsbewegung entschlagen, und sich durch einen

---

*) Jakob I, 20. — **) Sprüche Salomons XII, 10.

frommen Sinn, durch Nüchternheit und Keuschheit, durch Demuth und Sanftmuth auszeichnen, damit sie nicht den Keim des geistigen oder auch zeitlichen Todes den Kindern einpflanzen, bevor sie geboren werden. Welch schreckliche Mordthaten werden da oft begangen!

Eine fromme Mutter kann in dieser Hinsicht ungleich mehr nützen, und eine böse ungleich mehr schaden, als man gewöhnlich glaubt. Albert sagte oft in guten Stunden zu seinem Vater, wenn er vor Jähzorn, vor Beschimpfung und Beleidigung Anderer, besonders alter Personen warnte, und ihm vorstellte, wie er auf diese Weise das fünfte Gebot übertrete: „Ich kann nicht anders, ich muß es so machen. Die Mutter ist gerade so. Höre ich doch oft von andern Leuten sagen: ich sey meine zweite Mutter.“

Joachim konnte in der Stille nur zu Gott seufzen. Er belehrte seinen Sohn, wie gerade diese Uebermacht des Bösen in ihm ein Beweis sey, daß die Sünde ihn schon beherrsche, und wie nothwendig es für ihn sey, jede böse Neigung gleich im Anfange zu besiegen; zu kämpfen gegen das Böse, und vorzüglich durch anhaltendes Gebet bei Dem Kraft und Stärke, ja ein neues Herz zu erflehen, bei Dem, der gesagt hat: „Ihr seyd Knechte der Sünde; wenn euch der Sohn nicht frei macht, so könnet ihr nicht frei werden.“

Allein die herrschende Sinnlichkeit hatte Alberts Herz schon so eingenommen, daß die rührendsten Ermahnungen und Bitten seines guten Vaters kei-

nen bleibenden Eindruck mehr machen konnten; sie fielen meistens auf ein Erdreich voll Dornen und Disteln, diese nahmen zu, wie er an Alter zunahm, und offenbarten sich durch immer gröbere Vergehen.

2.

Einmal ereignete sich ein schaudervoller Vorfall. Ein Mann nämlich, der dem Trunke sehr ergeben war, fiel beim Heimgehen aus dem Wirthshause berauscht in den Bach und ertrank.

Der treffliche Pfarrer des Ortes benützte diese Gelegenheit, um über ein Laster kräftig zu sprechen, welches Alle, die ihm ergeben sind, für gering, ja für keine Sünde halten, ungeachtet es doch im Worte Gottes so ernst und strenge verboten, also Sünde ist, und welches zu so vielen schrecklichen Thaten, ja zum Selbstmorde, wie bei diesem Manne, verleite. Er wies nach, wie der Unmäßige sich unter das Thier herabwürdige; nicht nur allein Gottes Gebote, sondern sogar das einzige, was den Menschen vom unvernünftigen Geschöpfe unterscheide, seine Vernunft mit Füßen trete, wie er die schöne Zeit, die zu seinem Heile gegeben ist, zu seinem Verderben benützt; Gottes Gaben schändlich mißbrauche zu seinem Nachtheile, während arme und nothleidende Menschen oft nicht so viel haben, womit sie ihren Hunger und Durst stillen können; wie der Betrunkene zu jedem andern Laster fähig ist; wie er seiner eigenen Gesundheit schade, also an sich immer eine Art Selbstmord begehe, wenn er gerade nicht so, wie dieser Unglückliche wirklich, dem

Tode entgegen gehen sollte; wie viel Jammer und Verderben in einzelnen Familien angerichtet werde durch Spieler und Volltrinker; welch' ein Aergerniß ein solcher Mensch gebe. Er fügte bei, wie sogar die Heiden, um ihren Kindern einen recht tiefen Abscheu gegen das Laster der Trunkenheit einzuflößen, ihre Sclaven berauschten, und ihre Kinder zusehen ließen, wie sich die Berauschten benehmen. Endlich schloß er: Hört, ihr Unglückliche, was Gott sagt in seinem heiligen Worte: „Betrüget euch nicht — Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht besitzen. *) Ihr Antheil wird der seyn, den der reiche Prasser erhielt. Werdet also nüchtern und wachsam, damit euch euer Widersacher, der Teufel nicht verschlinge!" **)

Dieser Vorfall und die Rede des würdigen Pfarrers machten einen tiefen Eindruck auf Viele. Allein Albert, der von seiner Mutter heimlich mit Geld unterstützt wurde, ergab sich immer mehr dem Trunke und der Spielsucht, welche ihn zum Betrügen, zu Schlaghändeln und zu vielen Ausgelassenheiten verleiteten.

Joachim wendete jedes Mittel an, das geeignet schien, einen solchen Menschen zu retten; und da alle Ermahnungen fruchtlos blieben, so nahm er zur ernsthaften Strenge seine Zuflucht. Allein auch diese nützte nichts, zumal Itha ihren lieben Albert immer vertheidigte und unterstützte.

---

*) 1 Cor. VI, 10. — **) 1 Petr. V, 8.

Mit noch tieferer Wehmuth sah Joachim, wie die blinde Liebe seiner Itha zu ihrem Sohne, und der Haß gegen andere Personen, vorzüglich gegen jene Elisabeth, zunahmen; daß also beide den Weg des Verderbens wandelten. Elisabeth ging eines Tages über den Steg des Baches, indem sie einen Bündel Reiser auf dem Haupte trug. Ein heftiger Sturmwind ergriff den Bündel, er erhielt das Uebergewicht, und Elisabeth fiel in den Bach. Joachim sah es; er sprang in den Bach, brachte Elisabeth glücklich an das Ufer, und trug sie in ihr Haus, wo er so für sie sorgte, daß sie keinen Schaden litt.

Nun wurde Itha rasend. Sie lief in das Haus, überhaufte ihren Mann mit Lästerungen und eben so die unglückliche Elisabeth.

„Du sollst die Canaillie aus dem Wasser retten? schrie sie; du hättest sie sollen lieber hineinwerfen! Sie muß noch hin seyn, eher gebe ich nicht nach!"

Joachim wußte sie mit männlichem Ernste zur Ruhe und zum Heimgehen zu bringen. Zu Haus hielt er ihr das abscheuliche Betragen tüchtig vor; bewies ihr, wie sie gegen das fünfte Gebot so schrecklich sich versündige, und wie er nichts anderes gethan habe, als was dieses Gebot befehle; daß es nämlich noch nicht genug sey, seinen Nebenmenschen weder an seiner Ehre noch an seiner Gesundheit zu schaden; sondern es sey heiligste Pflicht, ihn zu vertheidigen, wenn er mißhandelt werde; ihn zu warnen, wenn er sich einer Gefahr

hingebe; ihm zu helfen, wenn er in Gefahr sey, und sein Leben für Jeden zu wagen, da Christus für Alle gestorben ist. —

„Der Inhalt aller Gebote, sagte er, ist ja nach Jesu Lehre: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften und aus ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten, wie dich selbst!" — Wäre ich nun nicht ein rechter Heuchler, wenn ich sagen würde, ich sey ein Christ, und würde doch Christi Wort nicht halten? Wäre ich da besser als ein Mörder? Nein Itha, du bist unfehlbar verloren; dein Herz ist eine ganze Hölle, und aus deinem bösen Herzen kommt Haß, Neid und Lieblosigkeit. Was wird aus dir noch werden und aus unserm Albert? Wahrlich, ihr mordet mich durch euer Benehmen; der Kummer über euch verzehrt meine Gesundheit, und bringt mich dem Tode nahe!"

Allein auch diese Worte machten auf Ithas von Haß und Lieblosigkeit verhärtetes Herz keinen Eindruck; ihr Haß ging vielmehr in wirkliche Rachsucht über, und diese zuletzt in Mordsucht.

Während die Mutter von den Leidenschaften des Hasses verblendet sich den schrecklichsten Gedanken überließ, ließ sich der Sohn von den Leidenschaften seiner Vergnügungssucht beherrschen. Er war einmal bei einer Tanzgesellschaft, wo er mit einem Mädchen so lange tanzte, bis diese ohnmächtig niedersank; man brachte sie nach Hause. Sie hatte sich, ehe ihr dieser Unfall begegnete, auch durch unvorsichtiges Trinken so verdorben, daß der Arzt

erklärte, sie werde unfehlbar an einer lange dauernden Krankheit, nämlich an Lungenschwindsucht, die sie sich bei dieser Gelegenheit zugezogen hat, leiden und elend sterben müssen, wenn sie auch dießmal noch gerettet werden könnte. Allein nach wenigen Tagen starb sie an den Folgen des Tanzens. Das Mädchen selbst verfluchte Albert als ihren doppelten Mörder, und die Tanzgesellschaft als die Hauptveranlassung, wobei er zuerst ihre Unschuld, und, nun, was im Grunde noch geringer sey, auch ihr Leben gemordet habe.

Albert machte sich flüchtig. Joachim kümmerte sich beinahe zu todt; Itha aber lästerte mit wilder Wuth über die Eltern des unglücklichen Mädchens, welche, wie sie sagte, ihren guten Albert verführt und unglücklich gemacht haben. Auch den Pfarrer, der bei der Beerdigung jenes unglücklichen Mädchens die Tanzgesellschaften als die erste Veranlassung zum Morde der Unschuld und Tugend, ja als die gefährlichsten Gelegenheiten schilderte, wobei die Gesundheit der größten Gefahr ausgesetzt werde, und der die Anstifter solcher Gelegenheiten, namentlich die Wirthe und jene Bursche, welche dieselben veranlassen, Mörder nannte; besonders Albert in seinem stufenweisen Fortschreiten von einem Laster zum andern von Jugend auf, bezeichnete; auch den Pfarrer fing sie an, grimmig zu hassen und zu lästern. Ihren größten Zorn aber ließ sie die arme Elisabeth fühlen. Diese mußte die Schuld von Allem haben, obwohl dieselbe nicht den geringsten Antheil hatte. Einmal warf sie ihr, da sie an ihrem Hause vorbeiging, einen Stein an den

Kopf, so daß man sie wie todt nach Hause tragen mußte. Nun wurde gerichtlich gegen Itha eingeschritten, und sie in's Gefängniß abgeführt. Allein Elisabeth, eingedenk der Liebesthat, die ihr Joachim früher erwiesen hatte, erklärte: sie meine, Itha habe sie nur aus Unvorsichtigkeit geworfen; und da Itha selbst immer zu ihrer Entschuldigung dasselbe vorbrachte, so wurde sie wieder aus dem Gefängnisse entlassen. Allein auch jetzt noch wurde ihr Herz nicht geändert. Sie erklärte nun alle Menschen, weil Niemand ihr Recht gab, für ihre Feinde, und ließ Jedem, der ihr nahe kam, ihren Haß fühlen.

Joachim litt unbeschreiblich viel; blaß und abgezehrt ging er nun umher und wußte sich beinahe nicht mehr zu fassen. Wenn man ihn damit zu trösten suchte, daß er ja keine Schuld trage, so erwiderte er: „Jawohl trage ich eine große Schuld daran; hätte ich im Anfange meines Ehestandes den gehässigen und bösartigen Sinn meiner Itha auszurotten, und ihr, so wie meinem Albert, gleich im Anfange einen bessern Sinn einzupflanzen gesucht, dann wäre es nie so weit gekommen; aber da wandelte ich selbst ohne Liebe zu Gott und zu den Menschen den breiten Weg des Verderbens, und jetzt, wenn ich auch umkehrte, so kann ich doch mein Weib und mein Kind, die schon am Abgrunde des zeitlichen und ewigen Verderbens stehen und noch gar hineinstürzen werden, nimmer zurückbringen. Es kommt noch ärger; denn Haß und Feindseligkeit ruhen nicht, bis ihr Maß ganz voll ist."

3.

Es währte gar nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht, man habe einen Mörder eingeführt; — bald bestätigte sich dieses Gerücht, und es hieß: der Gefangene sey Albert.

Nun war Joachims Jammer grenzenlos, den Itha noch dadurch vermehrte, daß sie alle Schuld auf ihn warf, weil er Albert zu hart gehalten habe.

Itha besuchte ihren Albert im Gefängnisse unter einem fürchterlichen Geheul und unter Lästerungen über den Richter, der ihren Sohn unschuldig eingezogen habe und mißhandle; vorzüglich beschuldigte sie ihren Mann der Härte, der ihren Albert dadurch in's Elend gebracht habe.

Albert erklärte aber seiner Mutter kräftig und öffentlich vor dem Kerkermeister, daß nicht des Vaters Strenge, sondern ihre Nachlässigkeit und ihr böses Beispiel ihn so weit gebracht habe; denn wenn er seinem Vater gefolgt hätte, so wäre sein wilder Jähzorn und sein Haß frühe in ihm unterdrückt worden, und nur im Zorn und aus Haß habe er die Mordthat begangen. Er warf ihr vor, daß sie ihn früher zur Feindschaft gegen andere Personen angehalten habe; gerade gegen die arme Elisabeth, der sie einmal in einem Brode Gift gab, das er ihr überbringen mußte; zum Glücke aber müsse Elisabeth das Brod nicht genossen haben. Sie habe ihm gerathen, einer Person, die er ver-

führte, eine Arznei zu geben, wodurch seine Schande getilgt werden sollte: was auch wirklich geschah.

Itha wurde nun ebenfalls festgenommen und verhört. Indeß konnte Albert lange nicht überzeugt werden, daß sein Verbrechen so groß sey, daß es den Tod verdiene; denn er habe ja einmal auch gesehen, wie ein Officier den andern im Zweikampfe erstach, und doch sey dem Mörder nichts geschehen.

Joachim wollte wenigstens seinen Sohn noch vom ewigen Verderben retten. Mühsam schleppte sich der abgehärmte Vater in sein Gefängniß. Als ihn Albert sah, so fiel er auf seine Kniee nieder, weinte und rief: „O auch dein Mörder bin ich, guter Vater, ich habe durch Kummer und Sorgen dein Leben abgekürzt!“

Joachim ließ sich auf den Stuhl im Gefängnisse nieder, und sprach mit Thränen: „O mein Sohn, gerne wollte ich sterben, wenn ich nur deine Seele von dem ewigen Tode retten könnte! Diesem gehst du aber bestimmt entgegen, wenn du nicht erkennst, wie groß dein Verbrechen vor Gott ist; du hast das fünfte Gebot so oft übertreten, und fühlst keine Reue über deine vielen Sünden, und nimmst nicht deine Zuflucht zu Ihm, der am Kreuze für uns starb, um uns von dem ewigen Tode zu befreien. Kann das Beispiel jener verblendeten Officiere, die ihre Rachsucht auf eine so künstliche Weise zu befriedigen suchten, dich ebenfalls verblenden? Beide sind Mörder, wie du einer bist, und Beide fallen dem Gerichte Gottes gewiß anheim. Gottes Gebot können solche Menschen durch ihren Leichtsinn nicht

umgehen oder schwächen, sie fallen in die Hände eines lebendigen Gottes!"

Albert wurde tief erschüttert; er fing an über sein Leben nachzudenken: er schauderte selbst zurück vor seinem Denken und Thun von Jugend an. Er bekannte, daß aus seinem Hang zum Zorn und zur Trunkenheit alle Laster hervorgingen, die er begangen hatte, und daß er von Stufe zu Stufe immer in größere Laster fiel, bis er das Maß nun vollgemacht habe.

Von nun an war er voll Reue über seine Sünden und rief öfters aus: „O hätte ich das fünfte Gebot im Kleinen beobachtet, so hätte ich es im Großen nicht übertreten! Wäre meine Mutter gewesen wie mein Vater, so könnte ich ein glücklicher Mensch seyn und Andere glücklich machen, während ich nun Andern geschadet habe und mir selbst am meisten! Wie weit kommt der Mensch, der nicht von Jugend auf in der Furcht des Herrn und im Gehorsam gegen seine heiligen Gebote erzogen wird!"

Er erkannte die Todesstrafe für ganz gerecht, und that Alles, was von einem aufrichtigen Büßer gefordert werden kann.

Itha aber blieb verhärtet; und weder die Thränen ihres Mannes noch ihres Sohnes konnten sie erweichen. Das Todesurtheil wurde über Albert gefällt, und er sollte durch das Schwert hingerichtet werden.

Allein Itha erreichte den höchsten Grad menschlicher Verworfenheit; sie mordete sich selbst mit

einem Messerchen, das sie bei sich versteckt hatte; und vollbrachte somit eine That, die die ganze Gegend mit Schauder und Abscheu erfüllte.

Das schreckliche Ende seines Sohnes und das noch schaudervollere seiner Ehegattin machten auf den guten Joachim einen so tiefen und schmerzvollen Eindruck, daß er sich kaum mehr fassen konnte. Der Pfarrer bemühete sich, ihn aufzurichten und zu trösten; ja er machte ihm sogar begreiflich, daß gerade durch zu großen Kummer der Mensch sich gegen das Gebot des Herrn versündige, weil er dadurch seiner Gesundheit schade und sein Leben abkürze. Joachim wurde zwar ruhiger; er litt mit mehr Ergebung, zumal er mit dankbarer Rührung es anerkannte, daß Gott ihn durch jene Predigt am Johannisfeste von dem tiefen Abgrunde zurückgeführt habe, in welchen sein Sohn und sein Weib sich gestürzt hatten, und in welchen auch er ohnedieß gerathen wäre. — Allein der Schmerz verzehrte seine Kraft vor der Zeit; er wankte wie ein Schatten umher, und sein früher Tod war ein schrecklicher Beweis, wie viel Unheil die Sünde anrichtet, indem sie nicht nur eine Mörderin der Seele ist, sondern oft den Sünder zum Mörder seines eigenen und des Lebens anderer Menschen macht.

Indeß starb Joachim so recht in der seligen Hoffnung eines bessern Lebens, welches uns der Eingeborne des Vaters erworben hat; wofür Er die Menschen vorbereiten, und wohin Er sie führen will, wenn sie der Sünde absterben und Ihm zu

leben anfangen, der für Alle starb, damit Alle durch Ihn leben können.

Joachims Grabhügel verkündete den Bewohnern seines Ortes und der Umgegend lange dasselbe, was der Prediger am Johannisfeste ihm geprediget hatte: daß nämlich in der Sünde Tod und Verderben, daß aber auch in Christus Gnade und ewiges Leben sey. Dieses verkündete nicht nur seine und der Seinen Lebensgeschichte, sondern auch die Worte, welche auf dem Grabsteine standen, nämlich die Worte des Apostels:

„Der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist ewiges Leben in Christo Jesu, unserm Herrn!“ *)

„Nicht tödten sollst du!“ Wort des Herrn,
Umstrahlt mit Wetterblitzen;
O Herr des Lebens! lehr' uns gern
Des Bruders Leben schützen.
Mit Freuden eile jedes Herz,
Zu lindern Brüder Noth und Schmerz,
Gefahr von ihm zu wenden.

O gib uns Kraft und Heldenmuth!
Mach' in Gefahr uns eilig,
Zu retten kühn das Bruder-Blut,
Es sey uns Brüdern heilig.
Und jede That und jeder Blick,
Und jedes Wort sey Bruder-Glück,
Sey Brüdern Kraft und Leben.

---

*) Röm. VI, 23.

Es weckt, o Liebender, Dein Wort
In uns die reinsten Triebe;
Nennt Bruder-Haß schon Bruder-Mord,
Und spricht von Nichts als Liebe!
O gib uns Liebe! Liebe freut
Dich, o du Liebe! — Haß und Neid
Ist Satans Lust und Hölle!

Das

Das sechste Gebot.

„Du sollst nicht ehebrechen!"

2 Mos. XX, 14.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat in seinem Herzen!"
Matth. V, 27. 28.

„Hurerei aber und jede Unreinigkeit oder Geiz werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt, noch Schamlosigkeit, noch thörichtes Gerede, noch Possen!"
Ephes. V, 3. 4.

„Jede Sünde, die der Mensch begeht, ist außer dem Leibe; wer aber Hurerei treibt, der sündiget wider seinen eigenen Leib. Wisset ihr nicht, daß eure Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind?" 1 Cor. VI, 18. 19.

„Taüschet euch nicht! Weder Hurer, noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Weichlinge, noch Knabenschänder ꝛc. werden das Reich Gottes besitzen." Ebend. IX, 10.

„Die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten!"
Hebr. XIII, 4.

„Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen!" Matth. V, 8.

„Glücklich ist die Unfruchtbare und Unbefleckte, welche um ein Beilager in Sünden nichts weiß, sie wird ihren Lohn erhalten, wenn den heiligen Seelen vergolten wird!
Buch der Weisheit III, 13.

„Alles, was man schätzt, ist mit einer enthaltsamen Seele nicht zu vergleichen!" Sirach XXVI, 20.

„Die Vorschriften Christi werden nun durch die ganze Welt von allen Völkern gelesen. Man wundert sich daher nimmer, daß viele tausend Jünglinge und Jungfrauen keusch leben." Der heilige Augustin.

„Die Keuschheit hat einen so großen Werth, daß sie alle Edelsteine übertrifft, weil der heilige Geist selbst es ausgesprochen hat, daß Alles, was man hochschätzen könne, mit einer keuschen Seele nicht zu vergleichen sey."
Der heilige Hieronymus.

Der Unschuld Triumph.

1.

In einem kleinen abgelegenen Thale Deutschlands lag am Abhange eines Berges ein Dörfchen, dessen romantische Lage, verschönert durch den Fleiß und die stille Thätigkeit der Einwohner, jedes Gemüth, das Sinn hatte für die Schönheiten der Schöpfung, gar lieblich ansprach; daher wurde dieses Dörfchen, das wir einstweilen Friedheim nennen wollen, obwohl es einen andern Namen führt, gar oft, besonders im Frühjahre und zur Herbstzeit, von Fremden besucht.

Die schönste Zierde Friedheims und der Stolz der Einwohner war das Kirchlein, das blendend weiß auf einem erhabenen, etwas hervorragenden grünen und mit Gesträuchen bewachsenen Hügel ruhete, an dessen Fuße die Hütten der Einwohner mitten zwischen reichbesetzten Obstbäumen in schöner aber kunstloser Ordnung lagen, so daß man kaum die Schornsteine sah; nur das Pfarrhaus, welches dem Kirchlein zunächst, aber weit niederer lag, ragte zur Hälfte über die Bäume hervor. Der Gottesacker, in dessen Mitte das Kirchlein stand, war so

recht das, was das alte Wort sagt: Friedhof, man meinte wirklich hier das Wehen eines ewigen Friedens zu vernehmen. Jedes Grab der heimgegangenen Christen war, ohne Unterschied, mit den einfachsten aber schönsten und vielsagendsten Zeichen gezieret — nämlich mit dem Zeichen der Erlösung — mit dem Kreuze, die alle sehr kunstlos und einfach, aber geschmackvoll aus Holz gefertigt waren. Die weißen Wege, welche den Gottesacker zu jeder Seite in vier Theile theilten, waren mit Trauerweiden, Acazien und dgl. besetzt; an der umgebenden Mauer erhoben sich in stolzer Majestät Pappelbäume, zwischen welchen der schöne, von echtreligiöser Kunst erbauete Spitzthurm des Kirchleins sich gar herrlich ausnahm, dessen vergoldetes Kreuz gleichsam in der Luft zu schweben schien. Alle Wege und Straßen, welche zu dem Dörfchen und durch dasselbe führten, waren auf das Beste bestellt, immer reinlich gehalten, und zu beiden Seiten mit Bäumen geziert. Wenn dann Fremde verwundernd die einfachen aber reinlich gekleideten Einwohner, von denen sie gar freundlich gegrüßt wurden, fragten, wer denn das Alles so geordnet habe, so erwiderten diese mit sichtbarer Rührung: Unser seliger Herr Pfarrer hat es angefangen, und der jetzige setzt es fort.

An einem schönen Frühlingsabende fuhr eine prächtige Chaise vor dem Orte an, wo eine feierliche Ruhe herrschte, denn es war Sonnabend — und zwar der Sonnabend vor dem weißen Sonntag, dem ersten nach Ostern. Die stille Vorfeier des Sonntages wurde nicht unterbrochen, sondern erhöhet durch einen feierlichen ländlichen Gesang vieler

Männer- und Kinderstimmen, der von der Anhöhe in das Thal herab tönte und lieblich in der Abenddämmerung dahin wogte. Die Frau, welche in der Chaise saß, befahl stille zu halten; sie schaute, sah das Kirchlein, verklärt von den Strahlen der scheidenden Sonne, glänzen, und vernahm von dem bunten Hügel des Kirchleins her das wohlbekannte Lied:

„O sehet doch, wie fein und hold
Dort unser Kirchlein strahlet,
Rings von der Abendsonne Gold
Umflossen und bemalet! —
Wie ist's so still und leis' umher!
Nein, solch' ein Kirchlein gibt's nicht mehr!

Es prangt im Grünen hell und weiß,
Und schauet frisch und munter
Auf unsers stillen Dörfleins Kreis,
Und dann in's Thal hinunter.
Man sieht's ihm an, wie es sich freut
In seiner Zierd' und Reinlichkeit.

Doch immer wird's ihm nicht so gut,
Oft toben Sturm und Regen
Um's Kirchlein, doch es denkt voll Muth:
Das wird sich auch schon legen!
Mag auch Gewölk' und Wetter draü'n;
Auf Regen folget Sonnenschein!

O seht im gold'nen Abendglanz
Des Kirchleins Fenster strahlen!
Wie eine Braut im Blumenkranz,
So steht es da zum Malen.
Ei schauet, wie es glänzt und glüht,
Und wie ein Pfirsich-Baümlein blüht!

Und glaubt es nur, nicht minder schön
Ist's Kirchlein auch von innen.
Fein blau und weiß die Bänke steh'n,
Und ist so still darinnen.
Und Sonntags steht kein Bänklein leer;
Nein, so ein Kirchlein gibt's nicht mehr.

Und wenn die Orgel glänzt und klingt
Mit ihren Silberpfeifen,
Wie dann ihr Schall das Herz durchdringt;
Es läßt sich kaum begreifen.
Man sieht und hört's mit Staunen an,
Und fühlt, was man nicht sagen kann.

Hoch oben an des Pfeilers Wand
Die Kanzel herrlich thronet,
Gar wundersam von Meisterhand
Vergoldet und gebohnet.
Dann kommt der Pfarrer unverzagt,
Wohl wundert's einem, wie er's wagt.

Er aber tritt, ein Held, hervor,
Und leitet seine Heerde
Zur Himmelsbahn, und hebt empor
Die Herzen von der Erde.
Sanft traüft sein Wort, wie milder Thau
Auf eine dürre Blumenau.

O seht, die liebe Sonne sinkt,
Es dunkelt schon im Thale!
Nur noch des Thurmes Spitze blinkt
Im letzten gold'nen Strahle.
Wie wird's so heimlich rings umher!
Nein, solch' ein Kirchlein gibt's nicht mehr!"

Als das Lied geendet war, sprach die Frau: „So heimlich wohl war es mir noch nie, wie in dieser schönen stillen Einsamkeit! Welch ein Unterschied zwischen dem Getümmel der Stadt, aus welcher ich komme, und diesem stillen, friedlichen Thale! Hier will ich bleiben, da es ohnedieß zu spät wird, wenn wir die Stadt noch erreichen wollen.“ „Aber, erwiderte der Bediente, werden Euer Excellenz hier auch bleiben können in diesem armen Dorfe?“

„Warum nicht? erwiderte die Frau; man wird uns doch über Nacht behalten.“

Während sie dieses sagte, kamen mehrere Kinder mit Blumen in den Händen von den Wiesen her, und gingen dem Dorfe zu. Als sie die prächtige Kutsche sahen, staunten sie etwas, ohne aber neugierig zu schauen oder sich zu verwundern kamen sie ganz ruhig zu derselben hin; und da sie die Frau und ihre Bedienten erblickten, so grüßten sie dieselben. Die Frau fragte nun, ob man in diesem Dorfe auch übernachten könne. „Jawohl, sagten die Kinder, da übernachten oft viele Fremde bei unserm Herrn Pfarrer und im Wirthshause!“ Auf die Frage der Frau: ob ihr keines das Wirthshaus weisen wolle, riefen alle Kinder freudig: „Jawohl, recht gern, kommen Sie nur mit uns!“

Die Frau ging nun, umgeben von der frohen Kinderschaar, dem Wirthshause zu, indem sie ihrem Kutscher befohlen hatte, nachzufahren; sie konnte nicht genug staunen über die feierliche Stille, die überall herrschte, über die Reinlichkeit, die sie überall bemerkte, und über die Freundlichkeit Aller, die ihr begegneten. „Warum habt ihr denn Blumen ge-

holt, liebe Kinder?“ fragte sie die sie froh umgebende Schaar. „Morgen, antwortete ein gar freundliches Mädchen im Namen Aller, Morgen ist ja ja der weiße Sonntag, und wir dürfen das erstemal zum Tische des Herrn gehen!“ „Das wird also für euch ein rechtes Freudenfest seyn?“ fragte die Frau. „Ja das größte, das wir erlebt haben,“ erwiderten die Kleinen voll freudiger Herzlichkeit, indem sie beisetzten: „Kommen Sie nicht auch in die Kirche morgen? Sie werden sehen, wie schön es ist; und erst wenn Sie unsern Herrn Pfarrer sehen!“ „Ja, versetzte die Frau, Kinder, ich bleibe morgen bei euch, und muß Alles sehen!“ — „Wie heißt denn du, liebe Kleine?“ fragte die Frau jenes freundliche Mädchen, welches im Namen der andern meistens antwortete, und sich durch Freundlichkeit und Bescheidenheit besonders auszeichnete. „Ich heiße Sophie,“ gab diese zur Antwort. „Wie heißen deine Eltern?“ fuhr die Frau fragend fort. Da stand Sophie stille, ließ die mit Blumen gefüllten Händchen sinken, blickte wehmuthsvoll zum Himmel empor, und aus ihren Augen perlten Thränen auf die Blumen herab, welche von der untergehenden Sonne bestrahlt, wie Krystall schimmerten, dann sprach sie tief seufzend: „Ach, wenn ich dieses sagen könnte!“ Ein Thränenstrom erstickte die Sprache. Die Frau bedauerte sehr, diesem heitern Mädchen, ohne daß sie es wollte, eine alte Wunde erneuert zu haben. — „Gutes Kind, sagte sie, sey getrost! deine Thränen sind köstlich vor Gott; Er wird dir gewiß mehr seyn, als Vater und Mutter!“ Dann lenkte sie das Gespräch auf etwas anderes ein.

So kam nun die Frau, welche die Gräfin W. von H. war, vor dem Wirthshause an, und nachdem sie die Kinder, welche ihr gar höflich eine gute Nacht gewünscht hatten, entlassen hatte, so kam ihr der Wirth entgegen, und empfing sie mit Anstand und Höflichkeit. Sie fragte ihn, ob sie bei ihm mit ihrem Kutscher und Bedienten übernachten könne. „Mir, sprach der Wirth, ist es ein großes Vergnügen!“ Er ließ sie dann vorausgehen, und wies ihr ein besonderes Zimmer an, in welches sie die Wirthin führte und um Befehle bat, was sie als Abendmahlzeit bereiten solle. „Ich überlasse das ganz euch, gute Frau, erwiderte die Gräfin; bereitet nicht viel und das Wenige ganz einfach.“

Da der Bediente in's Zimmer kam und das Reisegepäcke mitbrachte, so empfahl sich die Wirthin, und begab sich in die Küche. Die Gräfin konnte die Reinlichkeit, Einfachheit und Nettigkeit in Allem, was sie sah, nicht genug bewundern, vorzüglich über die ländliche Mahlzeit, welche die Wirthin bald bereitet hatte. Nach der Mahlzeit wollte die Gräfin in die Zechstube gehen, weil sie nun einmal Alles genau zu beobachten gesinnt war. Indeß trat die Wirthin in's Zimmer; als sie das Vorhaben der Gräfin bemerkte, erklärte sie, daß außer dem Kutscher Niemand sich dort befinde. Bald darauf kam auch der Wirth. Die Gräfin freute sich dieser edlen Menschen und wurde sehr vertraut mit ihnen. Unter andern sagte sie: „Mir scheint, es seyen hier ganz besondere Menschen; so traf ich es noch in keinem Dorfe; ihr werdet da als Wirthsleute wenig Geschäfte machen?“ Der Wirth und die Wirthin

sahen sich gegenseitig lächelnd an. Der Wirth erklärte dann, es sey wahr, daß hier die Menschen etwas Besonderes haben; aber, meinte er, wenn alle Menschen in der ganzen Welt so besonders wären, so wäre es in derselben doch besser, als es wirklich ist. Die Leute hier seyen recht gut, das ganze Dorf sey wie ein Haus, alle Bewohner wie Geschwister, — und der Pfarrer vertrete gleichsam Vaterstelle. Was unsere Wirthsgeschäfte betrifft, fügte er bei, so haben wir Ursache genug, recht zufrieden zu seyn; es liegt auf dem kleinen Gewinne ein großer Segen und eine noch größere Ruhe des Gewissens. Anderswo müssen ja die Wirthsleute Ruhe und Gewissen, und noch die ewige Seligkeit um den elenden Gewinn hingeben, den sie machen. Und das ist wahrlich ein schreckliches Handwerk! Hier dagegen ist es sehr angenehm. Die Einwohner sind gerade nicht besonders reich, aber doch alle wohlhabend. Während anderswo die Männer am Sonntage so viel verzechen, daß sie und ihre Familie leicht die ganze Woche leben könnten, so ist es hier anders. Viele Hausväter kommen öfters hier auf einige Stunden zusammen, und halten sehr mäßig ihren Trunk. Am Samstag und Sonntag aber bleiben alle zu Haus. Der Hausvater erbaut sich und die ganze Familie durch Lesung eines christlichen Buches. Statt des Nachtessens wird Abends an Sonntagen oder Feiertagen Bier in das Haus geholt, welches die ganze Familie mit einander trinkt, und es ist da kein Unterschied zwischen Dienstboten und Kindern. Daher herrscht auch überall Heiterkeit und fröhliche Eintracht. Ist eine Hochzeit, so wird bei uns ein mäßiges Mahl

gehalten, ohne Musik, — und ehe es Abend wird, gehen alle Gäste fröhlich und ruhig nach Haus. — O wie schön könnte es in der Welt, wie glücklich könnten die Menschen seyn, wenn sie das ganz wären, was ihr Name sagt, Christen!

Die Gräfin, welche mit stummer Verwunderung zugehört hatte, freuete sich herzlich der schönen Gesinnung ihrer Wirthsleute, und hätte noch lange gerne zugehört, wenn nicht dieselben bemerkt hätten, daß es schon spät in der Nacht sey; die Gräfin entließ sie, und nun verfügte sich Alles zur Ruhe.

Als am andern Morgen die ersten Strahlen der Sonne in das stille Dörflein durch die Aeste der Bäume drangen, welche gar reichlich mit Blüthenknospen prangten, und theilweise zu grünen anfingen; so erwachte die Gräfin W. auf den hellen Ton eines Glöckleins vom Kirchthurme herab, der die Sonne zu begrüßen schien, im Grunde aber auf etwas Höheres hindeuten und die Festfeier ankünden wollte. Im Dörflein, das wie verklärt in der Morgendämmerung dalag, herrschte heilige Stille, die durch den Gesang der Vögel noch erhöhet wurde.

Die Gräfin konnte sich nicht mehr halten, sie wollte in's Freie hinaus, um den herrlichen Genuß, den ihr dieser Tag zu bereiten schien, ganz zu genießen.

Wie sie durch die Gasse, die zum Hügel führte, auf welchem das Kirchlein stand, fortschritt, so bemerkte sie selbst in den Häusern eine feierliche Stille, — hörte hie und da eine Stimme, und wenn sie genauer nachforschte — so war es ein Familien-

vater, der im Kreise der Seinen vorlas oder betete. Es begegneten ihr auch wohl manche Personen, aus deren Angesichte ihr ein stiller Gottesfriede entgegenstrahlte, den der vielsagende alte und schöne Christengruß: Gelobt sey Jesus Christus! noch mehr zu verklären schien.

Die gute Frau war so voll seliger Empfindungen, wie noch nie, und sie konnte kaum die Stunde erwarten, in welcher sich die Gemeinde im Kirchlein versammeln würde! Sie stellte sich so auf die Anhöhe vor der Kirche, daß sie das ganze Dorf übersehen konnte. Nachdem das Glöcklein zweimal zur Feier des Gottesdienstes die Bewohner eingeladen hatte, so zogen allmählig einige betagte Greise und alte Mütterchen den Hügel hinan; ihnen folgten immer Mehrere, und nachdem alle Glocken in einer feierlichen Harmonie ihren Ruf zu vermehren schienen, so zog der Pfarrherr in Mitte der mit Blumen umkränzten Jugend von seiner Wohnung zum Kirchlein hinauf. Zu beiden Seiten des Weges hatten sich die Eltern versammelt, und mit Freudenthränen im Auge den Pfarrherrn begrüßt, der mit ganz besonderer Innigkeit ihren Gruß erwiderte. Hinter ihm folgte die erwachsene Jugend, zuerst die Jünglinge, dann die Jungfrauen. Die Gräfin begab sich in die Kirche, die nun ganz angefüllt war, und in welcher eine Stille und eine Andacht herrschte, wie sie es noch in keiner Kirche gesehen hatte. Im vordern Theile der Kirche befand sich die kleinere, und hinter ihnen die größere Jugend. Nach gewöhnlicher Vorbereitung zum Gottesdienste ertönte ein frommer Gesang, den die ganze Gemeinde mit

sichtbarer Rührung anstimmte. Der Pfarrherr trat unter demselben in priesterlicher Kleidung an den in der Mitte der Kirche stehenden Taufstein, der mit Blumen bekränzt war. Um ihn versammelten sich in zwei Halbkreisen auf einem die Mädchen, auf dem andern die Knaben, so daß das vorderste die Hand auf den Taufstein legen und eines dem andern die Hand reichen konnte. Alle Kinder waren ganz einfach und reinlich gekleidet; die Mädchen in ganz weiße Leinwand. Unter den Mädchen sprach eine ganz besonders die Gräfin an; sie schien wohl die ärmste zu seyn, und auf ihrem frommen Angesichte sprach sich eine gewisse Wehmuth aus. Sie meinte, diese werde wohl jene Sophie seyn, welche Tags zuvor so weinte, als sie nach ihren Eltern fragte. Der Pfarrer erhob sich nach einem Gebete, das er aus tiefgerührtem Herzen gesprochen hatte, und erklärte in einer herzlichen und kräftigen Rede den Zweck der Feier, nach welchem diejenigen Kinder, welche heute zum Erstenmal durch den Empfang des heiligsten Altarssacramentes sich mit ihrem Erlöser feierlich vereinigen wollen, zuerst die heilige Handlung der Taufe beherzigen, die Gelübde, welche sie bei der Taufe, die sie als unmündige Kinder nicht verstehen konnten, hier feierlich wiederholen sollten u. s. w. Er ging dann auf den Namen des Sonntags über, welcher darum der weiße Sonntag heiße, weil in den ersten Zeiten des Christenthums diejenigen an diesem Tage in weißen Kleidern in der Versammlung erschienen, welche zu Ostern getauft worden waren. Diesen Umstand hob er ganz besonders hervor, indem er unter Anderm sagte: Der

Mensch kam rein und heilig aus Gottes Hand, und er stand nach der Schöpfung in Unschuld da als Gottes Bild. Alles, was ihn umgab, war ein Wiederglanz seiner Reinheit; es war ein Paradies. Da aber die ersten Eltern der Stimme des Satans Gehör gaben, der in Gestalt des schmeichelhaftesten aller Geschöpfe, in Gestalt einer Schlange, zu ihnen sprach, zuerst ihnen Zweifel gegen das Wort Gottes einflößte, dann ihrem Stolze schmeichelte und ihre Sinnlichkeit reizte; da die ersten Eltern sich so zum Uebertreten des göttlichen Gebotes verleiten ließen und von der verbotenen Frucht aßen, da floh der Engel der Unschuld von ihnen; das Kleid der Gerechtigkeit und Heiligkeit war befleckt, das Bild Gottes in ihnen entstellt und verdunkelt, und mit Schande beladenem Gewissen, mit verwundetem Herzen wurden sie von Gott hinaus gestoßen in eine Welt, in welcher sogar der Acker verflucht war.

Nur ein Funke des Göttlichen glimmte noch unter den Trümmern der zerstörten Veste der heiligen Unschuld; nur ein Lichtstrahl dämmerte in die schreckliche Nacht hinein, welche der Sturz des heiligen Tempels der Unschuld verbreitete; — denn von Gott, dem Fürsten des Lichtes, waren sie abgefallen, dem Fürsten der Finsterniß hatten sie sich unterworfen. Dieser Lichtstrahl war die Verheißung eines Retters, der der Schlange den Kopf zertreten sollte. Aber der göttliche Funke konnte das Uebergewicht der Sinnlichkeit nicht besiegen; dieser Lichtstrahl konnte die Nacht der Unwissenheit nicht erleuchten. Von Unwissenheit verblendet und von der Macht der Sinnlichkeit beherrscht, wandelte die

arme Menschheit viertausend Jahre einher, wie ihr alle aus der heiligen Geschichte des alten Bundes wisset; sie suchten durch alle möglichen Opfer ihre Schuld zu tilgen, und im Blute der Thiere sich zu reinigen; aber umsonst, denn dieses Alles war nur eine Vorbedeutung von dem, was durch den Erretter geschehen sollte. Nun kam der heißerwartete Retter. — Er war Gott selbst. Gottes eingeborner Sohn gab sich als Söhnopfer für die Sünde hin. Er tilgte die Schuld der Sünde und stellte die verlorne Unschuld wieder her. Die ganze große, heilige Geschichte der Erlösung und Heiligung der Menschheit ist euch, meine Lieben, schon bekannt. Was Er uns auf eine so theure, unerforschliche, liebevolle Weise erworben hatte, daß läßt Er in Seiner Kirche mittheilen durch die heilige Taufe. In der Taufe wurdet ihr also gereiniget von der Sünde, da wurdet ihr wieder als Kinder Gottes angenommen; rein und schuldlos ginget ihr als neugeborne Kinder Gottes aus dem Bade der Wiedergeburt hervor, und das weiße Kleid, welches man den Getauften anlegt, soll das Sinnbild der hergestellten Unschuld seyn. Nun, geliebte Kinder, nun liegt Alles daran, daß diese hergestellte Unschuld, diese theuere, durch Jesu Blut erkaufte, Unschuld rein bewahret werde. Dieß ist es, Geliebte, was ich heute recht tief euren jugendlichen Herzen einprägen möchte."

„Kinder, habt ihr einmal eure Unschuld verloren, dann habt ihr Alles verloren! Ihr wißt: Unschuld und verlorne Zeit kommt nicht mehr in Ewigkeit!" —

„Nun aber lauern gerade auf diesen heiligsten Schatz viele Feinde. Der Hang zum Bösen in euch, böse Beispiele, verführerische Worte, schlechte Lieder und viele tausend Gelegenheiten außer euch lauern auf eure Unschuld. Ihr lebet in einer Welt, die im Argen liegt. Euer Leben aber ist nichts anderes, als ein Weg zur Ewigkeit, — das Ende ist der Tod. Nun gibt es zwei Wege. Einer ist der Weg der Wahrheit, der zum ewigen Leben führt. Jesus selbst sagt, daß er schmal sey, und daß Wenige darauf wandeln. Der andere ist breit, es wandeln Viele darauf. — So angenehm er dem sinnlichen Menschen im Anfange vorkommt, so wird er am Ende und oft schon in der Mitte sehr beschwerlich; man findet da Schande, Verachtung, körperliche Leiden, zeitlichen Verlust u. s. w. Sein Ende aber ist grauenvoll; es heißt: Ewiges Verderben! — Welchen Weg wollt ihr antreten? Daran liegt jetzt, gerade jetzt in eurer Jugend Alles!"

„Sehet, hier steht Jesus auf einer Anhöhe; aus Seinem Angesichte leuchtet ein Himmel voll Seligkeit euch entgegen; um Ihn her sind die Engel des Himmels versammelt, bereit diejenigen zu leiten, welche Ihm sich nahen. Er ruft Euch mit ernster, liebevoller Stimme zu: Folget Mir nach, wie gute Schafe ihrem Hirten; denn Ich habe euch theuer erkauft durch mein Blut; Ich habe mein Leben für euch hingegeben, um euch das ewige Leben geben zu können; bei Mir habt ihr es gut, denn Ich will euch schützen, bewahren und leiten; bei Mir findet ihr Licht in der Nacht des Lebens; Ich will euch seyn der

Weg,

Weg, den ihr gehen, die Wahrheit, die ihr glauben, das Leben, das euch beseelen muß, wenn ihr ewig glücklich werden wollet; Ich will euch trösten in der Traurigkeit; Ich will euch Kraft und Stärke geben, wenn ihr schwach werdet; Ich will eure Herzen mit einem innern Frieden, mit einer Ruhe, mit einer Freude und Seligkeit erfüllen, wovon diejenigen keinen Begriff sich machen können, die, ferne von Mir, ihre Ruhe, ihren Frieden und ihr Vergnügen in der Welt, oder in den Gütern und Genüssen der Welt, ja sogar in der Sünde suchen; im Tode will Ich euch mit der Freude des ewigen Lebens erquicken, euch abholen und in die Herrlichkeit einführen, die Ich vom Anfange an hatte, ehe die Welt ward, und die Ich euch erworben habe. Aber dieß Eine merket euch wohl: Diese Welt ist nicht eure Heimath, dieses Leben ist nicht eure Bestimmung, sonst wäret ihr elender, als alle anderen Geschöpfe. Diese Welt ist nur ein Prüfungsort, euer Leben nur eine Vorbereitung für ein ewiges Leben. Daher ist es nothwendig, daß ihr geprüft werdet. In der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost: Ich habe die Welt überwunden! Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und Mir nachfolgt, der kann nicht mein Schüler seyn. Wer sich nicht selbst verläugnet, d. h. seine bösen Neigungen, Begierden und Lüste besiegt, der ist Meiner nicht werth. Wer es mit der Welt halten, dem großen Haufen es gleichthun will; wer so halb und halb der Welt und Mir dienen möchte; wer nicht ganz entschieden für Mich ist, den kann ich nicht für den Meinigen anerkennen, und ein solcher hätte ja auch keine Ruhe. Wer nicht für Mich ist, der

ist schon mein Gegner; wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreuet. Wer Mir zwar nachfolgt, aber doch noch nach den Lüsten der Welt, nach den Vergnügen des Lebens sich umsieht — und dieselben genießen und erhalten möchte, den kann Ich unter die Schaar meiner Treuen nicht aufnehmen; denn: wer die Hand an den Pflug legt und sich wieder umsieht, der taugt nicht für das Reich Gottes. Wer um Meinetwillen, aus Liebe zu Mir nicht Alles verlassen kann, und gerne verläßt, sobald es ihn hindert, zu Mir zu kommen, und wenn es ihm so lieb wäre, als Vater und Mutter, so nothwendig, als sein Auge, als seine Hand oder sein Fuß, der kann in die Herrlichkeit nicht eingehen, die Ich bereitet habe. Ich habe wegen euch, um euch vom ewigen Verderben retten und selig machen zu können, die Herrlichkeit des Himmels verlassen, den Glanz und die Majestät meiner Gottheit abgelegt; habe bei dreiunddreißig Jahre in der Niedrigkeit der Erde, in Armuth, Verachtung und Verfolgung gelebt, ja sogar gelitten und Blut und Leben hingegeben im schmerzvollsten Tode am Kreuze; ist es nun zu viel, wenn ihr nur das verlassen sollet, was an sich böse ist und euch oft schon zeitlich schadet, da Ich aus Liebe zu euch das Herrlichste verlassen habe? — Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Mich; wer sein Auge nicht ausreißt, seine Hand und seinen Fuß nicht abhaut, sobald sie ihn ärgern, der kann nicht mein Schüler seyn. Was aber der Mensch um Meinetwillen verläßt, das wird er hundertfältig erhalten. Wer an Mich glaubt, der hat das ewige Leben, und wo Ich bin, da soll auch mein Diener seyn!"

„Dort, fuhr der Pfarrer fort, in einer weiten Ebene steht der Erbfeind des Menschengeschlechtes mit verstellter Freundlichkeit; um ihn her sind seine vielen Diener, die er so unterrichtet: „Schmeichelt den Menschen, und lehret sie das Leben zu genießen nach Lust und Freude; verblendet ihren Verstand durch Lügen und Verdrehung, und fesselt ihre Herzen durch sinnliche Lüste: dann werdet ihr sie erhalten; spannet eure Netze aus, nämlich: Wollust, Uebermaß in Speise und Trank, Reichthum, Ehre, Macht u. s. w.; lenket sie in dieselben durch Tanz, Spiel und andere Vergnügen; und habt ihr sie durch diese Schlingen gefesselt, dann führet sie wie Sclaven von einer Lust zur andern, von einer Grube in die andere, bis sie sich von selbst in den Abgrund meines Reiches stürzen!“

„Geliebte! rief der Seelsorger mit ganz besonderer Empfindung aus, wem wollt ihr euch nun hingeben? An dieser Wahl liegt jetzt Alles! Unwillkürlich folgt der Mensch Einem von Beiden, und dem Letztern allemal so, daß er es selbst nicht weiß.“

„Vor Allem muß ich euch recht nachdrücklich an das erinnern, was ich euch so oft sagte, weil davon Alles abhängt: daß ihr nämlich die Neigungen eurer Herzen genau prüfet; daß ihr beobachtet, was ihr gerne wünschet, verlanget, woran ihr Freude und Vergnügen habet. Gewöhnlich werdet ihr etwas wünschen, was sinnlich, irdisch oder gar sündhaft ist. Da sehet ihr nun den Keim des Bösen in euch. Wenn nun dieser Keim nicht gleich im Anfange ausgerottet und gereiniget wird, sehet, so wächst das Böse unbemerkt in euch auf — und hat es euch ein-

mal überlistet und euch zur That verleitet, dann ist es Herr über euch und wird euch öfter überlisten; ihr werdet sodann von der Sünde und somit von dem beherrscht, welcher der Vater der Sünde ist. So sagt Jesus selbst: „Jeder, welcher Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde!“*) Johannes, der Jünger, den Jesus liebte, schreibt: „Wer Sünde thut, ist vom Teufel, denn der Teufel sündiget vom Anfange!“**) Deßwegen fordert der göttliche Heiland so feierlich alle seine Jünger auf: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach!“***) Am Besten werdet ihr daran seyn, wenn ihr eurem Beichtvater diese Neigungen eures Herzens offenbaret!“

„Vor einer Neigung aber, welche sich am feinsten einzuschmeicheln weiß, und welche dann, wenn sie Eingang im Herzen gefunden hat, den Menschen am schrecklichsten beherrschet, muß ich euch vorzüglich noch recht kräftig warnen. Es ist jene böse Neigung zu einer Sünde, von welcher der heilige Apostel sagt, daß sie unter Christen nicht einmal dem Namen nach bekannt seyn soll; es ist jene Sünde, welche Gott im sechsten Gebote so feierlich verboten hat, wovor im alten und neuen Testamente so nachdrücklich gewarnt wird; welche Gott so auffallend schon gestraft hat; welche so viel Verderben angerichtet hat und den Menschen am meisten verblendet,

---

*) Joh. VIII, 34. **) 1 Joh. III, 8. ***) Matth. XXVI, 41.

seinen Sinn verkehrt, sein Gemüth vergiftet, und ihn unfähig macht, das Göttliche zu verstehen und zu lieben.“

„Geliebte! bewahret eure Unschuld; sie ist das schönste Erbtheil des Himmels, der höchste Schatz, den ihr besitzet, den ihr aber so leicht verlieren könnet; und habt ihr den verloren, dann, o dann, dann weint euer guter Engel; dann triumphirt die Hölle über euch; dann ist die Ruhe eures Gewissens, der Friede eures Herzens, die Freudigkeit eures Gemüthes dahin; ja noch mehr, dann weicht Gott von euch, dann wird euer Herz, das ein Tempel des heiligen Geistes seyn soll, eine Wohnstätte des Satans: das göttliche Leben ist getödtet, und ihr lebet nur noch ein sinnliches, thierisches Leben! Dann stehet ihr da wie Baüme, die in der schönsten Blüthe prangten, die aber in einer Nacht von einem Frost zernichtet, oder von Raupen zerstört, abgewelkt trauern — und keine Frucht mehr bringen; ja, noch mehr: ihr stehet da wie ausgewurzelte, abgestorbene Baüme, ohne Hoffnung, je einmal Früchte für das ewige Leben bringen zu können. Eure Jugendkraft verschwindet, und sogar auf eurem Angesichte traget ihr das Gepräge dieses innerlichen Verderbens herum; und diese Sünde ist um so verabscheuungswürdiger vor Gott, und macht euch an Leib und Seele um so elender, je geheimer ihr sie begehet, je verborgener ihr sie ausübet, und je weniger ein Mensch davon weiß. O Geliebte, schaudert zurück vor dem ersten unreinen Gedanken; denn wenn nur einer einmal Eingang in euer Herz gefunden hat, so ist es gerade so, wie wenn man einem Dieb das

Haus öffnete; dann ist der Dieb auch Herr im Haus, und raubt und mordet nach Belieben! So macht es diese Sünde; sie raubt die herrlichsten Schätze, wie ihr schon hörtet, sie mordet eure unsterbliche Seele, sie zerstört euern Körper. Und gerade diese Sünde gleicht so recht einer Schlange, die sich unter Blumen versteckt, sie reicht ihr Gift unter Honig dar. Also: wachet und betet!"

„Wie froh und selig lebt dagegen ein reines Herz! Gottes Friede beseelt es, Gottes Gnade erfüllt es, Gottes Geist regiert es; es hat die schönste Verheißung Jesu für sich: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!" Ja, sie schauen Gott an schon auf Erden mit dem Auge des Glaubens; sie sind fähig, Seine Liebe, Huld und Gnade zu erkennen, und sich derselben zu freuen mit unaussprechlicher Freude. Wie sich in einem reinen, klaren Bache die Sonne spiegelt, so spiegelt sich gleichsam Gottes Bild in einem reinen Herzen; es findet in Gott, in seinem heiligen Worte und in seinen Werken das seligste Vergnügen; es erhebt sich froh zu seinem Gott in jeder Lage des Lebens. Einst, wenn der reine Geist aus dieser sterblichen Hülle scheidet, dann schwingt er sich zu Gott empor und schaut Ihn in Seiner ganzen Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht, und stimmt jubelnd in das neue Lied ein, das Niemand singen kann, als die hundert und vierundvierzigtausend Erkauften von der Erde, welche Jungfrauen sind."*)

*) Offenb. XIV, 3. 4.

Ein reiner Mensch ist schon auf Erden selig. Er weiß nichts von den Sorgen, Aengsten, Schrecken, von der Schande, von den Nachtheilen des Vermögens, von den Leiden des Körpers, und von den vielen tausend nachtheiligen Folgen, denen der Unreine immer ausgesetzt ist, und wovon er früher oder später gefoltert wird. Ihr kennet das schöne Lied:

„Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen:
So ist für mich, wenn And're zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Dieß sey mein Theil!
Dieß soll mir Niemand rauben.
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur ist Heil.

Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget;
Wenn Gottes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!

Und diese Ruh',
Den Trost in unserm Leben,
Sollt' ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dieß lasse Gottes Geist nicht zu!

In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umher zu tragen;
In diese stürzt' ich mich hinein?

Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste seyn! sie ist's; doch welch Vergnügen
Gewährt die Ueberwindung nicht!

Welch Glück, zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt' in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sey Gott! ich schützte mich.

Und welch Gericht,
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschließen;
Und doch verschloß ich mir ihn nicht!

Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen;
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufried'nes Herz.

Was gibt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angst die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dieß größte Gut.

Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm. Denn wer das Böse meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bei Gott.

Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel schauen,
Und sagen: Gott, du Gott bist mein Vertrauen!
Welch Glück, o Mensch, kann größer seyn?

Sieh, Alles weicht,
Bald wirst du sterben müssen.
Was wird alsdann dir deinen Tod versüßen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht.

Heil dir, o Christ,
Der diese Ruh' empfindet,
Und der sein Glück auf das Bewußtseyn gründet,
Daß nichts Verdammlich's an ihm ist!

Laß Erd' und Welt,
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erden brechen!
Gott ist es, dessen Hand mich hält!

„Nun, Geliebte, bewahret das in der heiligen Taufe erhaltene Kleid der Unschuld rein durch euer ganzes Leben, damit ihr einst darin vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen und von ihm das ewige Leben erhalten könnet. „Wisset, so rufe ich euch mit dem Apostel Petrus zu, wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Golde und Silber erlöset seyd von dem eitlen Wandel, der sich von den Vätern auf euch vererbt hat, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines unbefleckten und tadellosen Lammes: Ihr seyd um einen theuern Preis erkauft. Verherrlichet und traget Gott in eurem Leibe." *)

Hierauf trat der Pfarrer mit einer ganz besondern Würde vor jedes Kind hin, gab jedem ein Geschenk, legte seine rechte Hand auf dessen Haupt und

*) 1 Petr. I, 18. 19. 1 Cor. VI, 20.

sprach einige Worte, die gerade für das Kind am meisten zu passen schienen. Am längsten und mit ganz eigenen Empfindungen verweilte er bei Sophie. „Gute Sophie, sprach er, du scheinst wohl das ärmste Kind zu seyn; ohne Eltern, ohne Vermögen! Aber sey getrost, du hast im Himmel einen reichen Vater, der dich mehr liebt, als kein Vater und keine Mutter ihr Kind lieben können. Bleibe aber immer sein treues Kind; bewahre dein Herz rein vor jedem Gedanken an eine Sünde! Wache, bete, kämpfe! Werde demüthig, wie Esther; bete, wie Judith; kämpfe, wie Susanna; glaube, wie Maria, höre, bewahre und befolge jedes Wort Gottes, wie sie, und du wirst glücklich werden!" Dann übergab er ihr ein Evangelienbuch, indem er mit den Worten des heiligen Apostels ihr zurief: „Nimm den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes!" „Und, fuhr er fort, indem er ihr ein Bild hinreichte, damit du immer auch ein sinnliches Zeichen hast, so siehe hier dieses Kreuz, umgeben von Rosen und Lilien; dort aber eine Schlange, die sich unter Blumen versteckt. Unschuld und Reinigkeit sind wohl noch schöner als Rosen und Lilien. Willst du sie aber bewahren, o so sey dein ganzer Sinn immer auf das Kreuz hingerichtet; nur unter dem Kreuze gedeihen diese herrlichen Blumen. Aber nicht weit davon lauert die Schlange — und sinnet auf List, wie sie dich vom Kreuze weglocken und verderben könne! Wehe dir, wenn du das, was dir Gottes Sohn am Kreuze so theuer erwarb, um das Gift der Schlange verkaufen solltest! Wenn nur ein Gedanke in dein Herz käme,

der dir etwas anders gerade so lieb, oder gar lieber machen würde, als Den, der aus Liebe für dich am Kreuze starb! Wehe dir, wenn du um eine sinnliche Lust, wie Esau um ein Linsenmuß das Recht der Erstgeburt verkaufte, so das Recht der Kindschaft Gottes verkaufen; oder wenn du einen Menschen mehr lieben würdest, als Christum; du würdest dann dasselbe thun, was die Juden thaten, als sie Barrabas Christum vorzogen! Scheue aber nicht die Dornen, welche mit den Rosen unzertrennlich verbunden sind. In Leiden, Verfolgungen und Spott gedeihet die Himmelsrose der Unschuld am besten und sichersten. Nur im Kreuze ist Heil!"

Sophie glich so recht den Rosen und Lilien, denn ihr ganzes Wesen war lauter Unschuld und Andacht. Die Gräfin wendete kein Auge von ihr weg.

Dann feierte der würdige Pfarrer am Altare den Versöhnungstod Jesu mit einem Ausdrucke von innerer Rührung und Andacht, der auf jedes bessere Gemüth einen Eindruck machen mußte, den keine Sprache zu bewirken vermag. Die versammelte Gemeinde aber sang mit inniger Begeisterung das bekannte schöne Lied:

„Dichter sank der Abend nieder
In das stille Cedrons Thal."
u. s. w.

Nach der Wandlung herrschte feierliche Stille, die endlich der Pfarrer nach der Communion durch eine Anrede unterbrach, welche er an die Kinder hielt, und worin er denselben vorzüglich an das Herz legte, daß sie nun denjenigen empfangen sollen, der wegen

ihnen vom Himmel in diese Welt kam, in dreiunddreißig Jahren das große Werk der Erlösung und Seligmachung des Menschengeschlechtes vollbrachte; für die Menschen Blut und Leben als Lösegeld hingab; also das Schrecklichste von uns hinwegnahm, nämlich die Sünde, den Fluch der Sünde und die Verdammung; und der das Herrlichste uns erwarb: das Recht der Kindschaft und somit die Hoffnung des ewigen Lebens; daß also derjenige der Glücklichste ist, der mit Ihm sich vereiniget und in dieser Vereinigung bleibt; denn nur in Ihm und mit Ihm könne man die Welt und die Sünde besiegen, nur durch Ihn und aus Ihm Kraft und Stärke zu einem neuen, frommen Leben erhalten. Mit ganz besonderer Innigkeit rief er öfter aus: „O Kindlein! bleibet in Ihm, dann werdet ihr den Argen überwinden, eure Unschuld bewahren, und einst mit Zuversicht vor seinem Richterstuhle erscheinen!"

Am Rührendsten war das Gebet, das der Pfarrer knieend und mit lauter Stimme vor dem Altare verrichtete, und worin er jedes Kind besonders dem großen Kinderfreunde Jesus gleichsam in den Schooß hineinlegte. Dann sprach er ein Segensgebet über die Kinder aus, das nur ein Mann sprechen konnte, der mit seinem Gott so innig vertraut ist, wie einst Moses es war. Hierauf verließ die Versammlung mit sichtbarer Rührung und in tiefer Stille das Haus des Herrn.

2.

Während dieser ganzen heiligen Handlung war die Gräfin nur Auge und Ohr; ihr Herz wurde

von Empfindungen ergriffen, die ihr bisher unbekannt waren, und denen sie sich, noch einige Zeit in der Kirche verweilend, überließ. „Nun, sagte sie öfters zu sich, nun weiß ich, daß es ein Mittel gibt, welches Welt und Sünde überwindet; eine Kraft, die stärker ist, als die Macht der Leidenschaften; eine Seligkeit, die die Vergnügen des Lebens und die Freuden der Welt tausendfach ersetzet. O wohl dem, der dieses Alles in seiner Jugend kennen lernt!"

„Ja es gibt doch nichts Schöneres, als ein keusches Geschlecht, fuhr die Gräfin fort. Wie unschuldsvoll diese Kinder dastanden, gerade wie Engel; wie herrlich diese Jünglinge und Jungfrauen in Jugendkraft blühen, schöner als Rosen und Lilien; wie sanft und edel ist ihr Benehmen, mit welch einer Theilnahme hörten sie Gottes Wort an; mit welch inniger Andacht beteten und sangen sie. Und vorzüglich sieht man es den Eheleuten an, daß ihr Ehestand heilig gehalten wird! Ja in reinen Herzen da spiegelt sich Gottes Bild! Reine Herzen sind fähig, das Göttliche zu verstehen; reine Herzen können sich ihres Gottes freuen und zu Ihm sich erheben!" Sie überließ sich einige Zeit dem stillen Nachdenken. Als sie sich wieder erholt hatte, so sprach sie zu sich selbst: „Aber wer bildete dieses keusche, reine Geschlecht mitten in unserer verdorbenen und dem Laster der Unkeuschheit so sehr ergebenen Welt? Ist es nicht dieser edle Seelsorger, der so recht im geistigen Sinne Vater eines geistigen Geschlechtes ist, der mit dem Apostel Paulus nicht nachzulassen scheint, seine Angehörigen wiederzugebären, bis Christus eine Gestalt in ihnen gewinnt. Ja wahrlich, ein Geistlicher,

der vom Geiste Christi beseelt ist, der ist ein wahrer Engel für die Menschheit, und der größte Segen des Volkes! Wie viel kann ein solcher Mann ausrichten! Menschen für eine ganze Ewigkeit vorzubereiten; sie vor den schrecklichen Folgen der Sünde bewahren, ihnen eine Ruhe, eine Seligkeit in's Herz zu pflanzen, die nichts rauben kann, die durch den Tod erst im überschwänglichsten Maße unser wird; wahrlich, das ist doch wohl der erhabenste und schönste Beruf, den ein Mensch wählen kann! Ich kann unmöglich von hier abreisen, ohne diesen trefflichen Pfarrherrn besucht zu haben!"

In solchen Gedanken und Gesprächen mit sich selbst verließ die Gräfin die Kirche und kehrte in das Wirthshaus zurück, wo sie ihre Empfindungen dem Wirthe und der Wirthin zu erkennen gab, und zugleich bemerkte, daß sie heute noch bei ihnen übernachten werde. Die braven Leute freuten sich herzlich über die edlen Gesinnungen ihres hohen Gastes, und sprachen auch ihre Gesinnung frei und offen aus.

Nachdem das Mittagsmahl vorüber war, so luden die Glocken vom Kirchthurme herab die Glaübigen zum Nachmittagsgottesdienst ein. Diesem Rufe folgte die Gräfin wieder mit der größten Freude; zu ihrer innigsten Erbauung hörte sie, statt einer gewöhnlichen lateinischen Vesper, die herrlichsten Lieder, welche das Volk mit einer Rührung sang, die kein Herz gleichgültig lassen konnte.

Die heilige Flamme, welche durch die schönen und kräftigen Lieder in den Herzen angefacht wurde, suchte der Pfarrherr durch Vorlesung von Betrachtungen und Gebeten, die den Geist des sonntäglichen

Evangeliums athmeten und der Feier des Tages angemessen waren, zu beleben, und dadurch belehrend und rührend auf Verstand und Herz einzuwirken.

Auf die Gräfin machte dieß Alles nicht nur den tiefsten Eindruck, sondern es war ihr auch äußerst merkwürdig, weil sie selbst oft schon die Ansicht hatte, daß, wenn die gottesdienstlichen Handlungen mehr belebend, belehrend und erbauend vorgenommen würden, dadurch der Unwissenheit und Gefühllosigkeit gegen alles Heilige und der daraus nothwendig hervorgehenden Sittenlosigkeit am meisten entgegengewirkt werden könnte. Wie freuete sie sich, daß sie dieß hier Alles, aber noch weit inniger, rein christlicher fand, als sie es selbst ahnen konnte.

Nach dem Gottesdienste entschloß sie sich nun den Pfarrer zu besuchen, weil er, wie sie meinte, nun von den größten Arbeiten des Tages frei seyn werde. Der edle Pfarrer empfing die Gräfin mit seiner ihm ganz eigenen Würde und Menschenfreundlichkeit, und nachdem dieselbe kurz ihren Stand, so wie die Absicht ihres Besuches angegeben hatte, so entwickelte sich daraus nachstehende Unterredung:

„Die Äußerungen, Eure Excellenz, sprach der Pfarrer, über den religiösen Zustand der hiesigen Gemeinde sind weit günstiger, als es die Wirklichkeit verdient; indeß bin ich es der Ehre Gottes schuldig, der ja allein das Wollen und Vollbringen des Guten gibt, und der hier Sich nicht unbezeugt läßt an so vielen Seelen. Ich bekenne mit Freude und dankbarer Rührung, daß diese Gemeinde eine große Ausnahme von so vielen andern macht. Allein das Mittel in der Hand Gottes zur Ausführung dieses

herrlichen Gnadenwerkes bin nicht ich, und wäre auch ganz unfähig und unwürdig, es zu seyn; dieß war mein edler, seliger Vorfahrer; und weil Eure Excellenz mich so dringend aufzufordern beliebten, die ganze Bekehrungsgeschichte dieser Gemeinde umständlich zu erzählen, so will ich diesem Wunsche entsprechen und mit freudiger Empfindung bekannt machen, was der Herr durch diesen seinen frommen Diener gethan hat. Freilich, fügte er bei, sind Erzählungen und Bekanntmachungen der Art immer eine delikate Sache, da die Welt auf einer und eine falsche Frömmigkeit auf der andern Seite solche große Wirkungen des Glaubens an Christus gerade so behandelt, wie die Sadducäer und Pharisäer Christum in Menschengestalt behandelt haben: die Einen verspotten, die Andern verketzern, was sie nicht verstehen. Doch davon habe ich bei Euer Excellenz nichts zu fürchten, und wenn auch die Welt es erfahren sollte, so würde ich mich freuen, wenn ich um des Zeugnisses der Wahrheit wegen für einen Schwärmer oder Ketzer in der ganzen Welt verschrieen würde!"

„Mein Vorfahrer kam als ein junger Geistlicher hieher; denn die Einkünfte waren sehr gering; das Volk wurde wegen seiner allgemein bekannten Rohheit und Ausgelassenheit gefürchtet, so wie die ganze Lage des Dorfes gleich einer Wildniß gescheut. So kam es, daß kein Geistlicher hieher wollte; und wenn einer da war, so trachtete er sobald als möglich wieder fort zu kommen."

„Mein Vorfahrer war ein Mann, der vom Eifer für Gottes Ehre und für der Menschen Wohl glühete.

Er

Er hatte den festen Entschluß gefaßt, nicht nachzulassen, bis es hier anders werde."

„Zuerst aber suchte er die Quelle des Verderbens auf, um sein Werk beim rechten Anfang zu beginnen."

„Er hatte ein ganz verwildertes, entnervtes, dem Müßiggang und der Schwelgerei ergebenes Volk vor sich, das vorzüglich alle Feldarbeiten scheute. Die Meisten zogen im Lande herum theils als Musikanten, theils als Handelsleute. Für das Wort Gottes waren sie ganz unempfänglich und gefühllos."

„Er bemerkte aber bald, daß alle diese Laster und diese ganze Lebensweise Früchte ganz verdorbener — und vorzüglich in Unzucht versunkener Herzen seyen; denn nichts entnervt den Menschen so, wie dieses Laster; nichts macht ihn unfähiger zum Erkennen des Göttlichen; nichts macht ihn thierischer, nichts verleitet so sehr zur Schwelgerei, zur Ueppigkeit, zum Müßiggang und zu allen möglichen Mitteln, wodurch das beunruhigte Gewissen betaübt, der geschwächte Körper geschont und genährt werden kann; nichts macht listiger und verschlagener. Er trat nun kräftig gegen dieses Laster auf, und schilderte dasselbe in seiner Abscheulichkeit an sich, in seiner Verwerflichkeit vor Gott und in seinen schrecklichen Folgen für Zeit und Ewigkeit."

„Vor Allem suchte er die ersten Veranlassungen zu diesem Laster zu verdrängen, nämlich die Zusammenkünfte in Haüsern, Spinnstuben, Tanzgesellschaften, die Caressen u. dergl. mehr, und suchte sie zu überzeugen, wie sie sich dadurch der List des Satans hingeben und das Edelste, was sie haben, ihre Unschuld, der schrecklichsten Gefahr aussetzen."

„Dieß wirkte so viel, daß das Volk aufmerkte auf das, was er sagte. Allein, es fühlte sich so sehr betroffen, und dadurch so sehr beunruhigt, daß es mit einem grimmigen Haß gegen den Prediger erfüllt wurde, und denselben auf alle mögliche Weise verfolgte."

„Er stellte dann alle Aussprüche der heil. Schrift, die sich so kräftig und mit einem so tiefen Abscheu gegen dieses Laster erklärt und dasselbe verdammt, zusammen; dann zählte er alle Strafgerichte auf, welche Gott gegen dieses Laster ergehen ließ, und glaubte, Gottes Worte werden mehr wirken, als seine Worte. Diese machten zwar einen tiefern Eindruck; allein es erbitterte die Gemüther noch mehr, und er war seines Lebens nimmer sicher."

„Er suchte dann auf eine andere Weise seinen Zweck zu erreichen und schilderte das Glück eines reinen Herzens in seinen wohlthätigen und seligen Folgen. Dieß empörte zwar nicht so sehr, aber brachte auch keine besondere Wirkung hervor."

„An einem Sonntag Abends, da er gerade sehr wehmuthsvoll und beinahe verzweifelnd an einem bessern Erfolg in seinem Garten auf und abging, kam ein junger Mensch zu ihm. Auf die Frage: was er wolle? sagte dieser: „Herr Pfarrer! Er redet zwar gewaltig gegen die Sünde wider das sechste Gebot, so daß Einem schaudert, und macht's Einem so gut vor, wie schön ein reines Leben wäre, daß man beinahe Lust bekäme, Ihm zu folgen. Aber sehe Er einmal, ich will Ihm auch ein Beispiel erzählen, weil Er so viele erzählt":

„Gesetzt eine tiefe Grube wäre mit schönen Blumen bedeckt; ich ginge hin, wollte sie holen und nun fiele ich in die Grube hinein, welche voll Unrath wäre, und aus welcher es unmöglich seyn würde, herauszukommen; ich läge ganz betaübt und bewußtlos in derselben. Da käme nun Einer und ließe nicht nach zu schreien, bis er mich zum Bewußtseyn gebracht und mich überzeugt hätte, wie groß mein Elend sey, und wie glücklich ich wäre, wenn ich aus der Grube befreit seyn würde; aber heraushelfen könnte er mir nicht. Wäre es nicht gescheider gewesen, wenn der Schwätzer mich hätte bewußtlos liegen gelassen?"

„Oder noch eines:

„Ich hätte mich von meinem elterlichen Hause entfernt, und auf dem Wege in einem wilden Walde verirrt, wo ich nur Eicheln zu essen hätte, und kein lebendiges Geschöpf treffen würde, als eine Kröte. Jetzt würde ich Eicheln essen, wie die Schweine, und mit der Kröte mich unterhalten, an welcher ich meine Freude hätte. Da käme nun wieder Einer und würde mir sagen, wie abscheulich es sey, wenn ein Mensch die Nahrung der Schweine genieße und wenn er an einem Thiere eine Freude findet, das er verabscheuen sollte, und das andere Menschen verabscheuen: da es doch so viele gute Nahrungsmittel und so viele Freuden für den Menschen gibt; aber er gäbe mir keines von beiden, und könnte mir auch nicht sagen, wo und wie ich sie erhalten könnte. Ich würde nun Eicheln und Kröte verabscheuen, würde lüstern nach etwas Besserem und Schönerem, aber ich könnte es nicht erhalten; und Nahrung und Freu-

30*

den muß der Mensch doch haben. Müßte ich nicht zornig über den Menschen werden, der mir das verbittert, was ich habe, und nichts Besseres geben kann?"

„Käme aber Einer, der gebe mir Brod und Fleisch, auch schöne herrliche Sachen, die den Menschen wahrhaft erfreuen, so würde ich Eicheln und Kröte gerne von selbst verlassen, und mit Freuden das Bessere und Schönere annehmen. — Versteht Er mich, Herr Pfarrer?"

Dann rief er mit einer krampfartigen Bewegung: „Ich elender Mensch, wer wird mich doch von meinem Verderben retten?"—

„Mein Vorfahrer, der während dem ganzen Vorgange wie von einem Blitzstrahl getroffen dastand, faßte sich und rief dem davoneilenden jungen Menschen die Worte des Apostels nach: Dich wird retten die Gnade Gottes durch Jesum Christum, unsern Herrn!" *)

Ruhig kehrte der Mensch zurück und sagte: „Ach, Herr Pfarrer, gibt es also noch ein Mittel, wodurch ich gerettet werden kann?"

„Ja, Lieber, erwiderte der Pfarrer, ein solches gibt es! Höre: Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn

*) Römer VII, 25.

selig werde. Wer an Ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet."*)

„Wer sagt dieses?" fragte der junge Mensch.

„Dieß sagt derjenige, antwortete der Pfarrer, der anderswo spricht: „Der Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war!"**) Es ist der, von dem der heil. Apostel Petrus so feierlich bezeugt: „Diesem geben alle Propheten Zeugniß, daß Alle, die an Ihn glauben, durch Seinen Namen Vergebung der Sünden erhalten!"***) Es ist also Gott in Menschengestalt, der so redet. Hast du denn nie etwas von Jesus Christus gehört, daß Er der wahre Sohn Gottes ist, und in die Welt kam, um die Menschen von der Sünde zu erlösen, also aus ihrer Versunkenheit zu retten und selig zu machen?"

„Ach, mein Gott, rief der junge Mensch, so sprichst also du selbst, also du selbst willst mir helfen! Ja, ich habe wohl schon oft etwas von Jesus Christus gehört, daß Er der Erlöser sey, aber so, daß ich es nie recht verstand, noch weniger, daß es auf mich einen Eindruck machte. Also Gott wäre mein Retter, und Er ist vom Himmel herabgekommen, um mir zu helfen! Was muß ich doch thun, damit Er mich wirklich rettet, und damit ich selig werden kann?"

---

*) Joh. III, 16—18. **) Luc. XIX, 10.
***) Apostelgesch. X, 43.

„Ich kann dir, entgegnete der Pfarrer, nichts Anderes sagen, als was Johannes der Taufer, was Jesus selbst, was die Apostel gesagt haben, und was die Kirche lehrt: „Thue Buße, ändere deinen Sinn; lerne die Sünde in ihrer Schrecklichkeit und Gott in Christus in Seiner ganzen Liebenswürdigkeit erkennen: damit du die Sünde hassen und Gott in Christus zu lieben anfangen kannst!“— Wenn du dein Herz und dein Leben genau geprüft, deine Sünden erkannt und bereuet, wenn du den festen heiligen Entschluß gefaßt hast, jede Sünde und jede Gelegenheit zur Sünde zu fliehen, gut zu machen, was du kannst, und wenn du recht durchdrungen bist vom Glauben an Ihn, der die Sünder selig macht, wenn die große Liebe Jesu dein Herz rührt: dann komme und bekenne deine Sünden, und du wirst im Namen Jesu davon losgesprochen werden. Merke aber wohl, dieß Alles kannst du nicht aus dir, sondern nur dann, wenn Gottes Geist dich erleuchtet und rühret; darum bete um Licht und Kraft so lange, bis du die Sünde und gerade die Sünde gegen das sechste Gebot in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor Gott und in ihren traurigen Folgen für dich, und deinen Erlöser in seiner namenlosen Liebe erkennest, einen recht tiefen innerlichen Abscheu gegen die Sünde und eine recht innige Liebe zu Christus in deinem Herzen empfindest.“

„Der junge Mensch ging fort; kam aber nach etwa acht Tagen wieder, und legte ganz durchdrungen von Reue und Schmerz über seine Sünden, von Verlangen nach wahrer Besserung und voll

Glauben, Vertrauen und Liebe zu seinem Erlöser, vor seinem Pfarrer, wie vor Gott stehend, ein Sündenbekenntniß von seinem ganzen Leben ab; und war, nachdem er aus dem Munde desselben im Namen Jesu die Lossprechung von seinen Sünden vernommen hatte, so voll Friede, Ruhe und Seligkeit, daß er es nicht aussprechen konnte."

„Der Pfarrer erinnerte ihn noch nachdrücklich, wie sehr er sich von nun an durch Wachsamkeit, Gebet, Kampf und Mäßigkeit in Speise und Trank gegen die neuen Angriffe des alten Feindes zu vertheidigen habe, der alle List ersinnen werde, um nur einmal wieder einen Eingang in sein Herz zu finden, und wenn er den gefunden hat, wenn nur ein einziger Gedanke sein Herz fesseln sollte, dann ist dem Feinde die Thüre geöffnet, er zieht mit sieben andern Feinden ein, die siebenmal ärger sind, als die ersten, und sein Zustand werde nun auch siebenmal ärger seyn."

„Auf den Pfarrer selbst aber machte dieser Vorfall den tiefsten Eindruck. Er prüfte zuerst vor Gottes Angesicht seine bisherige Gesinnung und sein ganzes Wirken. Du hast, sagte er zu sich selbst, gewaltig gegen die Sünde wider das sechste Gebot geeifert. Bist du aber auch ganz frei davon? Du warst zwar nie so unglücklich, dich in der That dagegen zu versündigen, Gott hat dich vom schrecklichsten Fall in das tiefste Elend bewahrt, in welches je ein Mensch fallen kann. Wenn dich aber Gott nicht bewahrt hätte, wie stünde es vielleicht um dich? Nun warst du bisher stolz auf das, was Gott aus lauter Erbarmung an dir gethan hat, statt in tiefer

Beugung deinen Hang zum Bösen zu bereuen, und für seine Liebe Ihm zu danken!"

„Noch mehr: Ist ein unreiner Blick, ein böser Gedanke, wenn man sich demselben wissentlich, freiwillig und mit Lust überläßt, nicht schon Sünde? Sagt nicht dein Herr und Meister: Wer nur ein Weib lüstern ansieht, hat schon gesündiget wider das sechste Gebot. Wie oft hast du mit einem unreinen Herzen wider die Unreinigkeit gepirediget und dich selbst verdammt! Und von einem solchen unlautern Wirken willst du gute Früchte hoffen? Arzt, heile dich selbst!"

„Weiter prüfte er die Art und Weise, so wie den Geist seines Wirkens:

Du hast, fuhr er fort mit sich selbst zu reden, viel und mit Worten der heiligen Schrift gepirediget. Aber siehe, hast du auch im Geiste der heiligen Schrift gepirediget? Vergleiche deine Predigten mit den Reden und Briefen der Apostel! Welch ein Unterschied! Du Thor, du verlangtest gute Früchte von bösen Baümen. Die Apostel dagegen suchten zuerst die Menschen zu bessern, und zwar dadurch, daß sie Zeugniß von Christus gaben: „Das ist Er, das hat Er gethan, das hat Er uns erworben, so liebt Er uns, das sind wir ohne Ihn, das können wir durch Ihn werden!"— Dieß ist immer der Eine Inhalt ihrer Reden und Briefe, und dadurch überzeugten sie die Welt: a) Von der Sünde; sie erklärten das Nichtglauben an Christus für die Quelle aller Sünden; b) von der Gerechtigkeit; sie zeigten im Leben Jesu nach, worin die wahre Gerechtigkeit bestehe, nämlich darin, daß man recht thue, wie Er

recht gethan hat;*) daß Christus diese Gerechtigkeit durch seinen Hingang zum Vater in Leiden und Tod uns erworben hat. **) c) Vom Gerichte; der Fürst der Welt ist durch Christus gerichtet; ihm wurde durch Christus die Macht über die Menschen, welche er durch die Sünde erhalten hat, genommen; er kann Niemand mehr besiegen, außer denjenigen, der sich ihm freiwillig hingibt. Der bisher herrschende böse Geist der Welt, nämlich Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens, ist schon verdammt, Christus hat das Verdammungsurtheil darüber ausgesprochen; und verdammt wird Jeder, der sich von diesem bösen Geiste beherrschen und nicht vom Geiste Christi leiten läßt."

„Sie stellten die Sünde in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt als Werk des Teufels hin; und den Sünder als das unglücklichste Geschöpf. — Gott in Christus stellten sie in seiner ganzen allumfassenden Huld, Erbarmung und Liebe vor, der nur retten und selig machen will. Dadurch müsse in den Herzen Aller, die an ihr Wort glaubten, ein recht tiefer Abscheu gegen die Sünde und eine recht innige Liebe zu Gott in Christus eingepflanzt werden; und so war die Rückkehr von der Sünde zu Gott eine ganz natürliche Folge."

„Gehe hin und thue desgleichen. Fange aber zuerst selbst an, die Sünde an dir zu hassen, und Gott in Christus zu lieben!"

„Von nun an war seine Vorbereitung zu den Vorträgen mehr Gebet, als Studium. Er redete

*) 1 Joh. III, 7. — **) Röm. IV, 25.

im Gefühle seiner Ohnmacht, aber auch im Vertrauen auf des Herrn Kraft, voll Einfalt, Rührung und Mitleid, wie ein Vater zu den Kindern."

„Die Gottesdienste suchte er so einzurichten, daß sie mehr belehrend und erbauend wurden. Er drang auf öftern Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altars, und traf solche Vorbereitungen und Anstalten, daß sie als nothwendige Mittel zur Bekehrung und Heiligung erkannt, und mit jener Gemühtsstimmung empfangen wurden, daß die herrlichen Früchte davon sich offenbaren konnten. Vor Allem aber wirkte er in der Schule, und machte die Jugend mit der heiligen Schrift bekannt und vertraut."

„Doch, sprach der Pfarrer, sich selbst unterbrechend, ich bin zu weit gekommen, und ermüde Euer Excellenz."

„Mein lieber Herr Pfarrer, erwiderte die Gräfin, Sie ermüden mich wahrlich nicht; Alles, was Sie sagen, ist für mich von der höchsten Wichtigkeit! Jedem Menschen, der nur noch einigen Sinn für etwas Höheres, und nur noch einen Funken Liebe zur Menschheit hat, muß doch gewiß nahe am Herzen liegen, die Mitel kennen zu lernen, wodurch die schaudervollste Pest vertilgt werden kann, welche so viele Jünglinge und Jungfrauen geistig tödtet; sie der schönsten Zierde, nämlich ihrer Unschuld beraubt; welche so viel Schande, so große Nachtheile, und so schreckliche Folgen nach sich zieht, und welche immer herrschender zu werden droht. Wenn dieses Gift nicht vertrieben wird, dann sinkt zuletzt die Menschheit zu einem Affengeschlechte herab."

„Immer habe ich aber die Bemerkung gemacht: Menschen, die die heiligen Schriften lesen, sind meistens menschenfreundlich, mitleidig, nüchtern und keusch. Dagegen diejenigen, welche vom Worte Gottes nichts wissen, und nichts wissen wollen, sind roh, gefühllos, unfreundlich, unmäßig und vor Allem unkeusch."

„Nichts bildet und veredelt den Menschen so, wie Gottes Wort. Davon zeugt einmal die Erfahrung. Andere mögen nun sagen, was sie wollen. Und die heilige Theresia soll, wie ich einmal in einer Predigt hörte, gesagt haben: „Alle Laster kommen daher, weil die Menschen die heil. Schrift gering achten." Sie hatte ganz recht."

„Viele Christen scheuen die heilige Schrift so, wie ein mißgestalteter Mensch einen Spiegel scheut, weil sie darin so deutlich sehen könnten, was sie seyn sollten und was sie nicht sind. Da wird jede Heuchlermaske aufgedeckt, und die Werke der Eigenliebe und des Stolzes, auf die man so gerne sich stützen möchte, geradeweg verdammt. Da wird überall auf Reinheit des Herzens und auf Heiligkeit des Lebens gedrungen."

„Uebrigens macht man es dem Worte Gottes gerade so, wie man es dem Sohne Gottes selbst machte, da er auf Erden wandelte. Er wurde als Irrlehrer, und als ein gefährlicher Mensch verdammt. Die Welt bleibt sich immer gleich!"

„Eure Excellenz, wendete der Pfarrer ein, haben vollkommen recht, und mein seliger Vorfahrer erkannte nur zu gut, daß nur durch Gottes Wort der Grund zu einem reinen Leben gelegt werden

könne. Allein er wußte auch, daß das todte Wort nichts nütze, wenn der belebende Geist fehlt, und daß viele Menschen gar leicht diese Perle des Himmels, nämlich die heilige Schrift, entweder gering achten, oder mißbrauchen, wenn sie nicht auf den hohen Werth aufmerksam und mit dem Geiste der heiligen Schrift bekannt gemacht werden. Darum hat Christus ein Lehramt angeordnet, und wenn der Geistliche das ganz ist, was er seyn soll, so wird dann gewiß die heilige Schrift in der Hand des Volkes eine Quelle des Lebens! Und das wurde sie unter der weisen und frommen Leitung meines seligen Vorfahrers. *) Sie wurde vorzüglich Jünglingen und Jungfrauen ein Leitstern auf dem Wege der Unschuld; ein Schwert gegen jede Versuchung, und ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen so viele Gelegenheiten zum Bösen. Die Sonn- und Feiertage brachten sie mit Lesung und Betrachtung des göttlichen Wortes zu, und so wurden diese Tage

---

*) Die biblische Geschichte, bearbeitet für die Schulen; aber wohl gemerkt: das größere Werk, gibt das Beste und Schönste aus der heiligen Schrift auf eine so würdige Weise, daß jedem Mißbrauch vorgebeugt ist. Möchte doch dieses herrliche Buch bald in keiner Familie fehlen! Liebe Hausväter, stoßet euch nicht an den Worten: Jugend oder Kinder, die darin vorkommen; es ist gewiß genug darin, was für jedes Alter und für jeden Stand von der höchsten Wichtigkeit ist. Ihr könnet nichts Besseres und nichts Schöneres zu eurer haüslichen Erbauung benützen, als die biblische Geschichte.

wahre Tage des Heils für sie, während fast allgemein diese Tage die erste Veranlassung zu der Quelle alles Verderbens, — nämlich zum Laster der Unkeuschheit werden; weil man dem Müßiggange sich ergibt, und der ist des Lasters Anfang; oder Zusammenkünfte in Haüsern veranstaltet, oder Tanz-, Spiel-, Trink-, Markt-Gelegenheiten aufsucht, wo der Unschuld so verschiedenartige und so feine Schlingen gelegt werden, daß es ein Wunder wäre, wenn sie nicht verführt würde. Aber Sie sollten auch manchen Greis, oder manche betagte Frau oder Jungfrau sehen, mit welch einer innern Seligkeit sie auf die Tage ihrer Jugend zurückblicken, die sie in Unschuld verlebten, und nun in ihrem Alter erst recht die großen Vortheile fühlen, die ein reines Leben bringt. Mit heiliger Begeisterung drücken sie sterbend das Evangelium an ihre Brust und weinen Freuden- und Dankesthränen!"

„Uebrigens wußte mein Vorfahrer aber auch, daß das Wort Gottes nur die Anleitung zur Besserung und Heiligung enthalte; die Kraft zur Besserung und die Heiligung selbst nur durch die Gnadenmittel in der Kirche Christi mitgetheilt werden, die er, wie ich schon erwähnte, immer so ausspendete, daß aller Mechanismus und alle bloß geistlosen Gewohnheiten von selbst entfernt, dagegen jeder von der Heiligkeit und Wichtigkeit der göttlichen Handlung durchdrungen werden mußte."

„Eine Hauptquelle des so sehr verbreiteten Lasters der Unreinigkeit sah der edle Seelsorger in dem Herumlaufen der meisten Pfarrangehörigen auf dem Lande und bei Jahrmärkten, theils als Musi-

kanten, theils als Handelsleute; und in dem Gassenbettel, wozu schon die kleinsten Kinder angehalten wurden."

„Er sah wohl ein, daß der Strom des Verderbens unmöglich entfernt werden könne, so lange man die Quellen nicht entferne. Da er von keiner Seite unterstützt wurde, und jede Ermahnung von Seite seiner Pfarrangehörigen damit erwidert und entkräftet wurde: Wovon sollen wir uns denn erhalten, und womit Abgaben u. s. w. bestreiten? so wollte er selbst ein Mittel ergreifen. Der Ackerbau, welcher das schönste und beste Mittel ist, die Menschen zur Mäßigkeit, Einfalt, Nüchternheit und Ordnung zu führen; der vorzüglich aber den reichsten und sichersten Erwerb bereitet, schien ihm ganz geeignet, seine Pfarrangehörigen an eine andere Lebensordnung zu gewöhnen."

„Die ganze Umgebung des Ortes bestand aus vielen Hügeln, welche mit Dornhecken, Gesträuchen &c. überwachsen waren und einen widrigen Anblick gewährten."

„Da nun durch seine Art zu wirken in manches Herz ein Strahl des bessern Lebens gedrungen war, da er manches verwilderte Herz gebessert und zur Aufnahme des göttlichen Samenkorns zubereitet hatte, so rechnete er auch auf das Zutrauen von Vielen, und machte den Vorschlag: die Umgebung, welche ohnedieß Eigenthum der Gemeinde sey, in eben so viele Theile zu theilen, als Familien in der Pfarrei seyen, wo dann jede Familie jährlich so viel Nahrungsmittel sich bauen könnte, als sie brauchen würde."

„Allein der Hang zum Herumschweifen, Abneigung vor der Hand- und vorzüglich vor der Feldarbeit, Liebe zum Müßiggang u. s. w. legten den Meisten tausend Entschuldigungen in den Mund, und das Ganze wurde für eine gefährliche Neuerung, ja gar für eine Unmöglichkeit angesehen. Der edle Seelsorger ließ sich indeß nicht irre machen, wohl wissend, daß jedes gute und große Werk mit Kampf und Mühe verbunden ist; er ersuchte die Gemeinde, ihm wenigstens einen Theil abzumessen und rechtlich zuzusichern. Er legte nun selbst Hand an das Werk, half den Theil von Unkraut reinigen, bauen, und pflanzte dann Erdäpfel u. dgl. an. Gott segnete sein edles Bemühen, und im Herbste sah nun jeder Familienvater, daß er für sich und die Seinigen für das ganze Jahr recht gut versehen wäre, wenn er im Frühjahre dem schönen Beispiele seines gutmeinenden Pfarrers gefolgt hätte.“

„In demselben Herbste fing nun Alles an, abzutheilen, urbar zu machen u. s. w.; der Pfarrer kam dadurch in das größte Ansehen, und er hatte die schönste Veranlassung, das menschliche Herz mit dem verödeten Ackerfelde zu vergleichen, und die Nothwendigkeit der Buße und Sinnesänderung recht kräftig zu empfehlen.“

„Von nun an begann in Friedheim ein neues Leben. Das Arbeiten an sich selbst äußerte schon einen wohlthätigen Einfluß auf das körperliche und häusliche Wohl; Gesundheit und Zufriedenheit, die der Müßiggang zerstört, kehrten nun zurück; die Meisten blieben zu Hause, und als der nächste Herbst ihre Bemühungen so herrlich belohnte, so war ihre

Freude grenzenlos, und sie wußten ihre Dankbarkeit und Liebe ihrem edlen Pfarrherrn, den sie nun wie einen Vater ehrten und schätzten, nicht genug auszudrücken. Der würdige Pfarrer benützte diese Gelegenheit auf die weiseste Art, und so verschönerten und veredelten sich die Herzen mit der Umgebung des Dorfes. So legte er den Grund zu einem bessern Zustand in dieser Gemeinde."

Die Gräfin, welche bisher mit gesteigerter Theilnahme zugehört hatte, sagte ganz gerührt: „Wahrlich, ein einziger Mann, der vom Geiste Gottes belebt wird, kann viel Gutes thun; solche Männer sind wahrhaft Väter, die die Menschen zu einem neuen, zu einem göttlichen Leben gleichsam wiedergebären. Ja solche Männer bedürfen wir, wenn es anders werden soll. Um aber, fuhr sie fort, Sie, theuerster Herr Pfarrer, nicht länger zu ermüden, so will ich Ihnen kurz den vorzüglichsten Zweck meines Besuches offenbaren. — Die kleine Sophie, welche mir gestern Abends schon begegnete und sehr gut gefiel, zu der Sie heute mit ganz besonderer Rührung sprachen, ist also eine Waise. Ich bin entschlossen, selbe anzunehmen, und bitte nun Sie um Ihren Rath und um Ihre Leitung; aber ich muß morgen in aller Frühe abreisen, und wünsche, daß heute noch Alles in Richtigkeit gebracht würde, so daß ich das gute Kind gleich mitnehmen könnte. Ich habe zwei Kinder, die jünger als die Sophie sind, und ich meine, sie könnte ein warnender und leitender Engel für sie werden."

„Wohl, sprach der Pfarrer, ist die kleine Sophie Waise, und hat, außer einer guten Pflege, die hier

jeder Waise oder Unglückliche genießt, nichts zu hoffen; indeß wäre sie gut versorgt. Wenn aber Eure Excellenz Mutterstelle an ihr vertreten wollten, so wäre dieß freilich für sie gut. Unter dieser Bedingung würde ich sie und ihren bisherigen Pflegvater rufen lassen."

„Thun Sie dieß, Herr Pfarrer, ich bitte darum, sprach die Gräfin, ich will Mutter für die kleine Sophie seyn."

Der Pfarrer ließ den Pflegvater und die Sophie rufen. Indeß stellte er der Gräfin vor, wie vielen Gefahren gerade in höheren Ständen die Unschuld preisgegeben sey, und er bat sie, die kleine Sophie ja doch vor den drei Hauptfeinden der Tugend zu bewahren, nämlich vor dem Müßiggange, vor der Weichlichkeit und der Eitelkeit. Der Pfarrer hatte seine Rede noch nicht vollendet, so klopfte man schon an der Thüre, und Sophie trat an der Hand ihres Pflegvaters herein; trat aber etwas schüchtern zurück, als sie die Gräfin erblickte.

„Nun, sagte der Pfarrer, nun liebe Sophie, kannst du wieder eine Mutter erhalten; siehe, die Gräfin hier will dir die Gnade erzeigen, und dich annehmen; willst du mitgehen?"

Sophie weinte und konnte kein Wort hervorbringen. Da aber die Gräfin sie bei der Hand nahm und freundlich mit ihr redete, so faßte sie mehr Muth. Die Gräfin sprach dann zu ihr: „Liebe Sophie, willst du meine Tochter werden? Du hast es bei mir gewiß recht gut, du darfst morgen mit mir in der Kutsche auf mein Schloß fahren und dort bleiben." — Als Sophie den Ernst der Grä-

fin und ihre zarte Liebe zu ihr nun wahrnahm, faßte sie Muth, und voll kindlicher Liebe und Zuversicht auf ihren Herrn Pfarrer blickend, erklärte sie bescheiden, und sagte endlich: „Ich thue, was der Herr Pfarrer und mein Pflegevater sagen!“

Der Pfarrer hatte unterdessen mit dem Pflegvater geredet, und ihm das Ganze näher erklärt, so daß dieser, so ungern er die kleine Sophie verließ, doch einwilligte. Auf sein und des Pfarrers Zureden ließ sich Sophie bewegen, mit der Gräfin zu gehen.

An demselben Abende wurde noch Alles in Ordnung gebracht, so daß am andern Tage der Abreise kein Hinderniß mehr im Wege stand.

Der Pfarrer sprach der kleinen Sophie noch recht dringend an das Herz, und prägte ihr vorzüglich den Denkspruch tief ein, den er ihr in der Frühe gegeben hatte.

„Gute Sophie, sprach er, jetzt kann ich dir freilich nicht Alles sagen; aber wenn du größer wirst, o so vergiß nicht, daß die Schlange unter Blumen auf dich lauert; wache, bete, kämpfe, und nur dann wirst du siegen!“

Sophie versprach, voll herzlicher Einfalt, Alles zu beobachten, was ihr der Pfarrer gesagt hatte. Der Pfarrer entließ sie nun, nachdem er ihr seinen Segen ertheilt hatte, und empfahl sie wiederholt der Gräfin, die tief gerührt von ihm Abschied nahm.

3.

Am andern Tage mit Aufgang der Sonne fuhr die Gräfin mit Sophie ab. Letztere war Anfangs

sehr traurig; als aber die Gräfin so liebevoll mit ihr redete, und sie auf die Schönheiten aufmerksam machte, die der herrliche Frühlingsmorgen in so reicher Fülle darbot, so erheiterte sich Sophiens ganzes Wesen, und sie machte durch ihre kindlichen Fragen und durch ihre unschuldigen Äußerungen ihrer neuen Mutter großes Vergnügen, so daß diese oft zu sich sagte: „Was ist es doch Schönes um ein unverdorbenes Herz! Wahrlich, darin spiegelt sich so recht das Bild Gottes; o wie schön wäre die Welt, wie glücklich könnten die Menschen seyn, wenn die Sünde nicht wäre!"

„Siehe, sagte die Gräfin unter Andern, siehe, liebe Sophie, nur die Blumen dort auf der Wiese an; wie herrlich sie blühen, wie sie im Morgenthau schimmern; man meint sie weinen Freudenthränen über die Liebe des Schöpfers, der sie so schön gebildet hat! Sie sind so recht das schönste Bild von einem reinen Herzen. Aber sobald sie abgemähet werden, oder wenn ein Reif kommt, so welken sie dahin, und dann werden sie eben so unansehnlich, so wild, als sie jetzt schön und lieblich sind. — O Sophie, bewahre doch dein Herz recht vor jedem Gedanken an das Böse, das die schönste Blume in dir, die Unschuld dir raubt, und dann deinen innern Frieden in Unruhe umwandelt!"

Sophie faltete die Hände und betete recht herzlich: „Ja lieber Gott, bewahre mich und alle Kinder vor dem Bösen!"

Unterdessen hatten sie eine Anhöhe erreicht, auf der sie die Stadt und rechts auf einem Hügel das gräfliche Schloß sahen. Die Gräfin machte Sophie

darauf aufmerksam, und sagte ihr, daß sie dort in dem Schlosse von nun an wohnen dürfe. Sophie, welche noch nie eine Stadt, noch auch ein Schloß gesehen hatte, war voll Verwunderung. Vorzüglich aber gefielen ihr die vielen Thürme, die sich so majestätisch erhoben. „Aber da muß es viele Kirchen geben, und die Leute müssen recht fromm seyn —“ sprach sie sehr ernsthaft. „Nein, Kind, erwiderte die Gräfin, es gibt nicht so viele Kirchen dort, als es Thürme gibt, obwohl auch mehrere Kirchen dort sind; auch sind die vielen Kirchen eben noch kein Beweis von der großen Frömmigkeit der Menschen. Wohl aber hat der Mensch Gelegenheit, in dem Hause Gottes fromm zu werden. Aber diese Thürme geben uns eine große, wichtige Lehre. Früher baute man sie nicht nur an die Kirchen, sondern auch zur Zierde, dann zum Schutz und zur Vertheidigung gegen die Feinde. Uns sollen sie Fingerzeige seyn, die nach oben weisen und uns sagen: Mensch, im beständigen Aufblicke zu Gott, im Streben nach dem Himmlischen suche deinen Ruhm, deine Stärke, deine Kraft! Erhebe dich über das Niedrige und Irdische, und schwinge dich zu Gott empor!“

Endlich kamen sie im Schlosse an, und die zwei Kinder der Gräfin, ein Knabe von zehn und ein Mädchen von sieben Jahren, eilten unter den lautesten Freudenäußerungen der Mutter entgegen.

Die Gräfin stellte ihnen die Sophie mit der Bemerkung vor, daß sie von nun an bei ihnen bleiben, und daß sie dieselbe wie eine Schwester lieben sollten.

Beide Kinder sahen Sophie bedenklich an; endlich sagte Clementine zu Sophie: „Du bist ja nicht schön, und hast wilde Kleider; du kannst nicht meine Schwester seyn! Bist du auch eine Gräfin?"

Die Gräfin vernahm diese Äußerungen ihrer Clementine mit betrübtem Herzen, hielt es aber für gut, für jetzt nichts zu sagen. Am Abende legte sie zwei Goldstücke ihrer Tochter vor und sprach: „Von beiden darfst du eines wählen; das andere gehört der Sophie." — Clementine wählte nicht lange, sie griff schnell nach dem einen, das herrlich glänzte und ließ der Sophie das alte.

Sophien wurde am Abende ihr Schlafgemach angewiesen und sie schlief die erste Nacht sehr ruhig. Am Morgen, als sie erwachte, schien schon die Sonne ihr entgegen. Sie eilte aus dem Bette, kleidete sich an, warf sich dann auf ihre Kniee nieder, und betete recht herzlich: „Lieber Gott, du hast für mich so väterlich gesorgt und mich an einen guten Platz gebracht; gib mir Gnade, daß ich deinen Willen erfüllen und alles Böse meiden kann! Mache mich doch fromm und gut!"

Die Gräfin, welche ihr Gebet, das sie mit lauter Stimme verrichtete, vernommen hatte, freuete sich über die guten Gesinnungen dieses Kindes, und suchte ihr den Aufenthalt angenehm zu machen.

Nach einigen Tagen kam ein Handelsmann, der sehr schöne Zeuge zu Kleidern für Frauenzimmer hatte. Clementine war die erste, welche die Mutter bat, ihr etwas zu kaufen. Ich gab dir, sprach die Mutter, vor einigen Tagen ein Goldstück; um dasselbe darfst du dir kaufen, was du willst; eben so

die Sophie. Clementine eilte, ihr Goldstück zu holen und suchte sich Waaren aus. Als sie aber das Geld dem Handelsmanne hinreichte, so lächelte dieser und sagte: „Gnädige Gräfin, für dieses Gold kann ich keine Waaren abgeben!“ „Warum?“ rief Clementine erbittert. „Es ist falsches Gold, erwiderte der Handelsmann, und hat keinen innern Werth.“

Dann mußte auch Sophie ihr Goldstück abgeben und die Gräfin kaufte dafür die schönsten Waaren.

Da Clementine sehr traurig und trotzig sich benahm, so sprach die Gräfin zu ihr: „Sieh, du bist ja selbst Ursache an deinem vermeinten Unglücke. Du durftest unter den Goldstücken wählen, und da du mehr auf den äußerlichen Glanz, als auf den inneren Werth sahst, so hast du dich selbst betrogen. Uebrigens könnte dieser Vorfall für dein ganzes Leben höchst lehrreich seyn. Wie es mit dem Golde da ging, so geht es mit vielen Menschen. Äußerliche Schönheit, hohe Abkunft, Kleider und Reichthum sind wie der Glanz deines falschen Goldstückes; sie haben in den Augen eines Kenners, und noch mehr in den Augen Gottes keinen Werth. Darauf kommt Alles an, ob das Herz des Menschen gut oder böse ist. Du hast früher die Sophie verachtet, weil sie nicht so schön gekleidet war, wie du. Wie würde es dir jetzt seyn, wenn sie dich verachten würde, weil sie schönere Kleider hat als du?“

Sophie liebkoste indeß Clementine und bot ihr ihre Kleider an. Dieß rührte Clementine, und sie fing an, freundlich mit ihr zu reden.

Sophie gewann Clementine und Carl bald für sich, und alle drei lebten in der schönsten Eintracht mit einander.

Der Gräfin lag Alles daran, die Unschuld ihrer Kinder vor jeder Gefahr zu bewahren, und dagegen jedes Mittel zu benützen, wodurch eine recht innige Liebe zu Gott, und somit eine recht herzliche Freude an allem Schönen und Guten in ihre Herzen eingepflanzt werden konnte; denn sie war der Ueberzeugung, daß nur auf diese Weise die angeborne Neigung zum Bösen geschwächt und besiegt werden könne.

Sophie, die für alles Gute ein offenes Herz hatte, verstand alle Winke der Gräfin, und suchte bei jeder Gelegenheit den Sinn der zwei Kinder auf etwas Höheres hinzulenken, besonders sprach sie immer so von Gott, als wenn sie Ihn gesehen hätte, und als wenn Er ihr nahe wäre.

Die Kinder wurden angehalten frühe aufzustehen; alle geistige Speisen und Getränke wurden beseitigt. Milch, Wasser, Pflanzengewächse und Obst machte ihre gewöhnliche Nahrung aus.

Das Betragen der Dienerschaft, ihre Reden und ihr Benehmen prüfte die Gräfin genau, und wenn sie nur etwas bemerkte, das Aergerniß geben könnte, so wurde es auf der Stelle beseitigt.

Dagegen wurden die Kinder zum Arbeiten im Garten angehalten. Man gab ihnen eigene Beetchen, welche sie selbst anpflanzen und ordnen durften. Vor Allem aber wußte die Gräfin durch Erzählungen aus der Geschichte Jesu die Aufmerksamkeit der Kinder auf Christus hinzulenken und seine

Liebe zu uns Menschen; seinen heiligen Wandel, seine schönen Lehren und die Seligkeit, die er denen erworben hat, die Ihn lieben, wußte sie auf das Angenehmste darzustellen. Nur die Liebe zum Schönsten und Besten, pflegte sie sich auszudrücken, macht den Kampf gegen jede böse Neigung leicht und angenehm; und was gibt es Schöneres und Besseres, als Gott, die Quelle alles Guten und Schönen, der sich geoffenbaret hat in seinem Sohne.

Was aber diese Liebe in den Herzen der Kleinen beleben und befestigen kann, war ihr das Gebet. Sie betete recht oft in der Mitte ihrer Kinder, und die Kleinen beteten der gerührten Mutter in kindlicher Einfalt nach. Auf der andern Seite aber suchte sie Alles zu entfernen, was die natürliche Heiterkeit der Kinder trüben konnte; sie hatte die herzlichste Freude, wenn sich dieselben in jugendlichen Spielen ergötzten und äußerte sich öfters: „Ach, der Unschuld ist die Welt ein wahres Paradies; welches aber Leidenschaften in ein Jammerthal umwandeln.“

Sophie, die durch ihre vielerlei Sprüche und Lieder die zwei Kinder der Gräfin herzlich ergötzte, mußte vorzüglich oft ihr Lieblingslied singen:

„Die Unschuld bringt Freude und fröhlichen Sinn,
Sie führet auf Blumen durch's Leben uns hin;
Sie zieret uns schöner als Perlen und Gold,
Und machet gleich Engeln uns lieblich und hold.

Froh ist wohl das Taübchen auf ländlichem Dach,
Froh hüpfet das Lämmlein im Grünen am Bach;
Doch freudiger schlägt noch ein schuldloses Herz,
Es weiß nichts von Reue, von Unruh' und Schmerz.

Ihm glänzet die Sonne noch einmal so klar,
Und gold'ner der Sternlein hellfunkelnde Schaar;
Die Knospe der Rose ihm freundlicher lacht,
Und milder der blauen Vergißmeinnicht Pracht!

Die Freuden der Wollust vergiften das Herz,
Sie bringen nur Jammer und endlosen Schmerz;
Sie gleichen dem Abgrund mit Blumen bedeckt,
Der Schlange, die schlau sich im Grase versteckt.

Gleich welkenden Rosen verstaübet ihr Glück,
Und läßt in dem Herzen nur Dornen zurück;
Sie pflücken die Blüthen der Wangen bald ab,
Und graben der Jugend ein früheres Grab.

Daher, wenn das Laster Verderben uns droht,
So warnet uns freundlich der gütige Gott;
Von brennender Röthe erglüht das Gesicht:
„Das wäre ja Sünde!" im Herzen was spricht.

Wir folgen der Warnung recht willig und gern;
Fern bleib' der Gedanke, o ferne — weit fern,
Der unsere Wangen mit Schamroth entflammt,
Und den das Gewissen als schändlich verdammt.

Dann führet ein Engel an traulicher Hand
Uns freundlich hinüber in's bessere Land;
Dann, o dann umstrahlt uns dort himmlischer Glanz,
Es schmücket die Schläfe der Lilienkranz!"

So verlebten Carl, Clementine und Sophie die Tage ihrer Kindheit in der seligsten Zufriedenheit. Sophie wiederholte gar oft den Denkspruch, welchen ihr der Pfarrer bei ihrer ersten Communion vorgesagt hatte, und war besorgt, ihn treu zu befolgen.

4.

Da Carl sein zwölftes Jahr erreicht hatte, so fand es seine Mutter für nothwendig, ihn an eine Lehranstalt zu befördern. Sie that es mit schwerem Herzen; aber der Stand des Knaben forderte eine höhere Bildung, die er zu Haus nie hätte erhalten können. Seine Mutter bot Alles auf, um ihn gegen jede Gelegenheit zum Bösen zu sichern.

So oft Carl in die Ferien kam, so gab es allemal ein Freudenfest für das ganze Haus; und seine Mutter schien sich an seiner körperlichen und geistigen Ausbildung immer mehr zu erfreuen. Später brachte er mehrere Freunde mit, worunter ein gewisser Rudolph v. H. war, der allemal kam, und Carls innigster Freund war.

Die jugendlichen Spiele, womit man sich früher ergötzte, arteten allmählich in rauschendere Vergnügen aus, welche Rudolph anordnete, dessen muntere Laune und witzige Einfälle allgemeinen Beifall fanden. Man veranstaltete Tanz- und Spielpartien; man führte Theaterstücke auf u. dergl. Sophie mußte überall mitmachen, und man suchte sich ihr sehr gefällig zu bezeigen, vorzüglich Carl; denn es wußten Alle, welch ein Zutrauen die Gräfin auf sie setzte.

Sophie, welche die Gräfin bisher als eine so strenge Beobachterin kennen gelernt hatte, die Alles auf der Stelle und zwar auf die schonendste Weise zu entfernen wußte, was nur die geringste Veranlassung zu irgend einem unerlaubten Vergnügen geben könnte, dachte immer, die Gräfin werde gewiß

auch bald kräftig einschreiten, sobald diese Vergnügen einen nachtheiligen Einfluß äußern würden. Indeß bemerkte sie bald, wie man die gute Gräfin zu hintergehen suche; wie in ihrer Gegenwart Alles die Miene der Unschuld annahm, und wie ihr vorzüglich Rudolph zu schmeicheln und sich als den tugendhaftesten Jüngling zu empfehlen wußte. Dagegen wurde allmählich Rudolphs Benehmen gegen Clementine von der Art, daß sie, ohne es selbst zu merken, immer mehr Zuneigung zu ihm bekam, und ohne ihn nicht mehr recht seyn konnte.

Sophie wußte indeß nichts anderes zu thun, als sich selbst zu prüfen. Der Denkspruch ihres ehrwürdigen Pfarrers bei ihrer ersten Communion stand nun vor ihr da wie ein flammender Cherub. So hatte sie ihn noch nie verstanden. — „Ja, sagte sie zu sich, jetzt wache, bete und kämpfe! Wache über deine Neigungen, bevor sie die Herrschaft errungen, oder vielmehr erschlichen haben über dich. Zwar trage ich noch das Bewußtseyn in mir, daß die Sünde mein Gemüth noch nicht befleckt hat, daß mein Herz nicht gebunden ist, sondern sich noch frei bewegt. Aber doch nehme ich etwas in mir wahr, das mir früher fremd war! Meine Seele lebt nicht mehr so froh und kindlich. Es scheint mir ein Feind nahen zu wollen, der mir das Glück meines Lebens, den Frieden meines Herzens, die Seligkeit meiner Seele zu rauben droht. Ach, wo ist jene innige dankbare Liebe zu Christus, die bisher mein Herz mit so heiliger Freude und mit einer so frohen Aussicht in jene Herrlichkeit erfüllte, die Er dir erworben hat? Hat dieß nicht abgenommen, und fängt

nicht eine ganz besondere Zuneigung zu Carl in dir aufzuwachen an? Ist dieß nicht die Schlange, die unter Blumen lauert?"

„Mein Gott, rief sie dann aus, wie schwach ist doch der Mensch! Wie stark und mächtig ist die sinnliche Neigung, wie fein, ja sogar unter dem Vorwande des Besseren, weiß sie sich zu empfehlen und gleichsam unentbehrlich zu machen!"

„Ach, guter Heiland, bewahre doch mich, ja bewahre alle Jünglinge und Jungfrauen vor dieser Versuchung! Rette mich von der Arglist der alten Schlange, und erhalte mein Herz rein vor dem ersten Gedanken; denn wenn nur einer sich meines Herzens bemächtigt hat, so ist es gerade so, wie wenn man dem Diebe das Haus öffnet; er ist dann der Herr des Hauses und raubt die Schätze desselben. Gib mir, o Gott, Weisheit zum Erkennen und Kraft zum Befolgen deines heiligen Willens! Mache mich demüthig wie Esther, andächtig wie Judith, muthig wie Susanna, und glaubig wie Maria! Es ist nicht nur meine Unschuld, ja es ist die Unschuld derer der größten Gefahr ausgesetzt, die ich wie Geschwister bisher geliebt habe und noch liebe. — Ach, der böse Rudolph, der ist fähig, dieses bisher so schöne Paradies in eine Wüste umzuwandeln! Ach, die gute Gräfin, die arme Clementine, und der schon betrogene Carl! Was soll ich doch thun?"

„Die Flucht wäre für mich das sicherste Mittel. Allein darf ich es wagen? Wird dadurch die Sache im Schlosse gebessert? Wird meine Neigung zu Carl dadurch auch aus meinem Herzen fliehen? Darf ich der Gräfin die Sache entdecken?"

„Was richtet doch die Sünde, und gerade diese Sünde an?“

Unter solchen Selbstgesprächen brachte Sophie mehrere Nächte schlaflos zu. Oft wollte sie der Gräfin ihr ganzes Herz ausleeren, und allemal hielt sie innerlich etwas mit Gewalt davon ab, so daß sie nichts sagen konnte. Uebrigens war die Gräfin nicht mehr so offen gegen sie, wie früher, und hatte Vieles mit den immermehr zunehmenden Besuchen und Gegenbesuchen zu thun.

Sophie konnte nur im Stillen seufzen; sie sah auf einer Seite ihre eigene Unschuld der größten Gefahr ausgesetzt; sie kannte nur zu gut die Schwachheit der menschlichen Natur, die Unbeständigkeit des Herzens, dessen Dichten und Trachten böse ist von Jugend an; sie wußte, wie leicht ein einziger unbewachter Augenblick der Zunder einer bösen Leidenschaft in das dafür so empfängliche Gemüth geworfen werden kann, der dann ein Feuer bereitet, das nicht leicht eher gelöscht wird, als bis die heiligsten Gefühle zernichtet, Seele und Leib befleckt, der Friede des Herzens und die Ruhe des Gewissens zerstört sind, auf dessen Ruinen dann die Ungeheuer: Scham, Verzweiflung, Jammer und oft das Vorgefühl ewiger Verwerfung ihr Unwesen treiben.

Das Wort des Apostels: „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern!“ Dieses Wort war ein kräftiges Mittel, sich in ihrer Lage aufrecht zu erhalten.

Oft sprach eine mächtige Stimme in ihr: „Schicke dich in die Zeit und in die Menschen; du wirst wohl nicht die einzige seyn wollen, die eine Aus-

nahme macht, und zudem ist ja doch nicht jede Zuneigung zu einem Manne schon Verbrechen; und erst zu einem Manne, wie Carl ist, der Alles in sich vereinigt, was ein Mädchen glücklich machen kann: körperliche Schönheit, Herzensgüte, Reichthum und Ansehen." Ihr ganzes Wesen wollte sich oft zu dieser Zauberstimme hinneigen; die Sinnlichkeit wußte Alles auf das Schönste auszumalen; die Phantasie traümte von einem Himmel, den eine solche Ehe bereiten könnte, und die Eigenliebe hatte tausend Gründe in Bereitschaft, um dieser Stimme den Schein der Wahrheit zu geben. — Allein, des Herrn Gnade hielt sie fest; innig schloß sie sich durch Glaube, Gebet und Liebe an ihren Heiland an, und wies jegliche Versuchung des Feindes entschieden und mit Abscheu ab.

Indeß kämpfte die edle Jungfrau einen langen und harten Kampf; nicht nur allein gegen diese Stimme, sondern noch mehr gegen die innere Neigung ihres Herzens. Zudem wurde Carl gegen sie immer freundlicher und offener.

Was sie in diesem harten Kampfe unter andern vorzüglich aufrecht hielt und mächtig stärkte, war der Denkspruch, den ihr der Pfarrer gab: nur im Gebete, im glaubigen, frommen Aufblicke zu Christus fand sie Kraft und Muth zum freudigen Ueberwinden. Vorzüglich trat eine kräftige Warnung ihres Pfarrers recht lebhaft vor ihre Seele, die er in der Schule gab, während die Geschichte vom Sündenfall gelesen wurde; wo er unter Anderm sagte: „Die Geschichte der ersten Sünde wiederholt sich immer bei jedem Menschen. Es erscheint immer das

Böse unter der feinsten Gestalt; die Schlange ist das schmeichelhafteste Thier; es verspricht immer nur Angenehmes und Schönes; es weiß durch Lüge den Verstand zu verblenden, und durch Reize das Herz zu bethören; es sucht das göttliche Gebot zu entkräften und die Sinnlichkeit zu steigern. Wehe Jedem, der sich mit solchen Schlangen in eine Unterredung einläßt, und nicht thut, was er in der heiligen Taufe versprochen hat; nämlich dem Teufel standhaft und im Glauben widerstehen! Christus ist uns Vorbild! Er überwand den Versucher, weil Er durch Wachen, Fasten und Gebet vorbereitet war; und weil Er seinen Einflüsterungen immer das Wort Gottes entgegenhielt, mit der kräftigen Vorbemerkung: „Es steht geschrieben!"

„Dieß that Christus freilich nicht um Seinetwegen, sondern wegen uns; Er hätte nicht sündigen können; aber uns wollte Er zeigen, wie wir die Versuchungen überwinden können. Und Er gab nicht nur ein Beispiel, nein, Er gibt auch Kraft zum Kampfe denen, die an Ihn glauben. Das bezeugt ja sein Liebesjünger: „Unser Glaube ist die Siegeskraft, die die Welt überwindet!"*)

„Wie weise und wohlthätig, sprach Sophie, waren alle deine Lehren, edler Seelenhirt; was wäre ich ohne sie schon geworden? O viele tausend Unglückliche würden nicht gefallen seyn, wenn sie durch bessern Unterricht die Sünde in ihrer Abscheulichkeit und Christum in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen gelernt hätten!"

---

*) 1 Joh. V, 4.

„Gib, o guter Gott, gib, daß die schönen Lehren, die ich früher hörte, jetzt in mir Früchte bringen!"

Sie besann sich nun lange, was sie thun sollte; und suchte durch Zurückziehen von allen nur möglichen Gelegenheiten zur sinnlichen Zerstreuung, durch Abbruch in Speise und Trank, durch genaue Beobachtung ihrer Neigungen und durch Gebet sich gegen jede Gefahr zu sichern. Endlich hielt sie es für das Beste, vor Allem Carl auf die Gefahr, in der er schwebte, aufmerksam zu machen, und sich gegen ihn kräftig zu erklären. Aber mit ihm zusammen zu kommen, um mündlich mit ihm reden zu können, hielt sie nicht für gut; sie schrieb ihm daher folgenden Brief:

„Guter Carl!

Die Dankbarkeit, die ich Deiner wahrhaft edlen Mutter, die Sorgfalt, die ich Dir, und vor Allem die Liebe, die ich meinem Gott schuldig bin, veranlassen mich, Dir zu schreiben.

Du weißt, in welch seliger Unschuld und Freude wir bisher gelebt haben; wie froh und vergnügt wir waren. Nun aber kann es Dir nicht entgehen, daß es seit der Zeit, in welcher Rudolph in Dein Schloß kam, ganz anders geworden ist. Ich sehe einen schrecklichen Ausgang der ganzen Geschichte voraus. Möchte das Gott verhüten!

Rudolphs Benehmen gegen Deine gute Schwester Clementine, und Dein Benehmen, Carl, gegen mich, (ich schreibe dieß mit zitternder Hand) ist von der

Art,

Art, daß es die Grenzen unschuldiger Freuden überschreitet, und zu etwas führen kann, das wir zu spät und bitter bereuen müßten. Carl, Du weißt es besser, als ich es zu sagen vermag; ich aber sage Dir im Angesichte Gottes, vor dem ich stehe, daß ein solches Benehmen unter Christen durchaus nicht stattfinden darf; frage Dein innerstes Bewußtseyn, und es wird dieses mein Wort bestätigen. Wehe uns Allen, wenn die Leidenschaft nicht bekämpft wird, bevor sie unsern Verstand verblendet und unsere Herzen bethört hat!

Ich werde verworren; ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich will!

Du sprachst von Verehelichungsplanen. — Wozu dieß? Dazu bist Du, Rudolph und Clementine noch zu jung; was soll dann in der Zwischenzeit geschehen? Und mir einen solchen Antrag! Ich bin ein armes Mädchen, habe nichts als meine Unschuld und die Ruhe meines Herzens; würde ich diese Güter verlieren, dann wäre ich für Zeit und Ewigkeit unglücklich. Ich bin nicht für Dich und Du nicht für mich. Warum willst Du mein Herz so bethören? O armer Carl, dahinter steckt etwas ganz anderes; prüfe doch Dein Herz und bedenke, was aus Dir, ja was aus solchen Geschöpfen werden müßte, die Du auf eine solche Weise beunruhigen würdest!

Gehörst Du nicht zu denen, für die es besser wäre, daß sie mit einem Mühlstein um den Hals in die Tiefe des Meeres geworfen würden?

Freilich sagt ihr: Man darf ja doch eine Freude haben! Aber Gottes Wort sagt: „Laß dich nicht

gelüsten!" *) Ihr saget: Man darf und soll doch auch leben und leben lassen, wie andere Menschen. Aber siehe, da stehet geschrieben: „Stellet euch dieser Welt nicht gleich, sondern laßt euch umwandeln, durch Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was Gottes Wille, was gut, wohlgefällig und vollkommen sey!" **) Carl spotte nicht über diese Worte; es sind Gottes Worte, und bedenke, was schon David sagt: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg rein bewahren, wenn er sich nicht hält an dein Wort? (o Herr!)" †)

Welch eine Freude hattest Du früher an Gottes Wort; wie oft lasest Du mit Vergnügen die Geschichte des eyyptischen Joseph; wie freutest Du Dich des Sieges einer Susanna über ihre Verführer! Nun prüfe Dich! Ist es jetzt nicht anders mit Dir? Du kennst meinen Denkspruch; Du hast ihn zu den Deinigen gemacht! Carl, wache, bete, kämpfe, glaube wieder; jetzt ist es noch Zeit!

Ich sage Dir aber entschlossen: Deine Schmeicheleien, Deine Anträge u. s. w. verabscheue ich in der Seele; und lieber will ich tausendmal sterben, als in eure Plane einwilligen!

Ich wollte entfliehen, ich wollte Deiner Mutter das Ganze offenbaren; nun aber habe ich aus Schonung für Dich zuerst Dir geschrieben. Möchtest Du meine gute Absicht nicht verkennen!

---

*) 2 Mos. XX, 17. — **) Röm. XII, 2. — †) Psalm CXIX.

Ich schreibe Dir noch das Lied eines frommen Mannes her, das ich täglich mehr betrachte, als lese, und welches auf Dein sonst so gutes Herz doch gewiß einen Eindruck machen muß:

„Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh' der schmeichelnden Begierde,
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis' und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten,
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh' des Witzlings freien Scherzen,
Und such' im Umgang edler Herzen
Dir Beispiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte;
Entzieh' der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach' auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freiheit dir verwehrt;
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier;
Und oft wird ein verbot'nes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich's verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und keine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst ihr stets die That verwehren;
Ist d'rum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden,
Und ohne, daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon uns're Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest;
So rühme dich der Keuschheit nicht!

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu' bringt sie zurück.

Denk' oft bei dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott;
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Den Greu'l der Wollust ihr verschließen,
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Der seinen Tempel hier verderbt.

Wie blüh'te nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet mir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sink'st du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thier's herab.

D'rum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach' und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzitt're vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan."

Carl, ich bitte Dich, lies dieses Lied öfters; reiße Dich los von Deinen bisherigen Gesellschaften, rette Deine unsterbliche Seele vor dem Abgrunde, an welchem Du stehst; denn wenn der Sturz einmal geschehen ist, dann ist nicht leicht ein Ausweg mehr zu finden! Nochmal: Wache, bete, kämpfe! Ich bleibe mit Schwestertreue, aber mit unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Gebote Gottes

Deine

Dich bedauernde Sophie."

Als die edle Jungfrau diese entschlossenen Erklärungen abgegeben hatte, war es ihr unbeschreiblich wohl um's Herz; wie eine Centnerlast fiel es ihr von der Seele, und ihr Gemüth ward ungemein klar, frei und ruhig. Sie genoß den Frieden Gottes in einem Maße, wie es selbst früher nie der Fall gewesen war.

Carl erwiderte darauf kein Wort; aber Sophie sah es ihm an, daß er sehr nachdenkend, gegen sie jedoch ganz gleichgültig wurde.

Indeß beobachtete Sophie sorgfältig Alles, was vorging, und war bereit, sobald sie eine offenbare Gefahr bemerken sollte, auch entschieden aufzutreten. Nur wünschte sie mit Clementine offenherzig reden zu können, was ihr aber nicht möglich wurde, weil diese die Gelegenheit floh, wo sie mit ihr allein zusammen kommen konnte.

Die Herbstferien naheten sich ihrem Ende, und Carl zog mit seinem Rudolph wieder auf die Universität ab. Es wurde nun im Schlosse ruhiger; allein die frühere Eintracht, die stille, frohe Innigkeit, diese schöne Tochter des Himmels, wollte nicht wiederkehren. Sophie bemerkte dieß mit tiefer Wehmuth. Die Gräfin schien etwas nachdenkend und gegen sie nicht mehr so freundlich zu seyn, wie früher. Clementine hielt sich am liebsten bei den Kammerjungfern auf, welche mit großer Freude von den lustigen Vacanzgästen redeten, und den schönen muntern Rudolph nicht genug rühmen konnten.

Sophie konnte nur in der Stille seufzen. An einem Adventabende, da es draußen gewaltig stürmte und wehete, wurde es der Gräfin nicht wohl; und sie begab sich zu Bette. Clementine blieb nun dießmal bei Sophie im Zimmer, weil die Gräfin es so wollte. Sophie suchte nun auf verschiedene Weise das Gespräch so einzuleiten, daß es auf ihren Hauptzweck führen konnte. Allein Clementine wich immer aus. Endlich fing Sophie geradezu an:

„Gute Clementine, nun möchte ich doch einmal wieder vertraut mit dir reden, wie ehemals, und mein volles Herz in das deinige ausleeren. Als ein armes Mädchen brachte mich deine Mutter hieher, sie behandelte mich wie ein Kind, und du und dein Bruder wie eine Schwester. Du weißt, welch' selige Tage wir bisher in harmloser Unschuld verlebten; wie froh und vergnügt wir waren; welch ein schönes Paradies uns zu umgeben schien, und wie unsere Herzen so oft in himmlischer Freude schwammen, wenn wir in der Natur die Liebe und Allmacht des Schöpfers betrachteten; und wie diese Freude sich erhöhete und verklärte, wenn die heilige Geschichte die Vatersorgfalt Gottes, und erst die namenlose Liebe des Eingebornen des Vaters zu uns Menschen vor unsern Augen und Ohren entfaltete."

„Sage, Theuerste, war es nicht so, und ist es jetzt nicht anders um uns?"

Clementine seufzte tief ohne ein Wort zu reden.

„Ach, Clementine, Clementine! fuhr Sophie mit tiefer Rührung fort. Ja, es ist ganz anders um uns; und noch mehr anders in uns! Ach, diese schönen Frühlingsstunden unserer Jugend, sie sind dahin! Clementine, ich bitte dich, beantworte mir nur diese Frage aufrichtig: Fühlst du dich noch so glücklich, wie ehemals, oder gar glücklicher?"

„Nein, gute Sophie! erwiderte Clementine gerührt. Aber, fuhr sie fort: Können wir denn immer Kinder bleiben? Und glaubst du denn, daß ich etwas Unrechtes gethan oder nur im Sinne habe? Wir leben einmal nicht im Himmel, sondern in der Welt; mein Stand bringt es mit sich, daß ich mich in die

Welt schicke; und wenn ich mich einmal mit einem braven Manne vereheliche, so wird dieß doch kein Verbrechen seyn?“

„Du gibst also zu, daß du dich nicht mehr so glücklich fühlst, wie ehemals, antwortete Sophie. Aber, sage mir, was ist es denn eigentlich, das dir diesen seligen Frieden raubt, der uns als Kinder so beglückte? Ist es nicht die Liebe oder Neigung zu etwas Anderm, als zu dem, was uns in der Kindheit so beseligte?“

„Nun gerade dieß ist der Punkt, auf den Alles ankommt, denn sobald eine solche Neigung bei uns Eingang gefunden hat, sobald nimmt unser ganzes Wesen eine entgegengesetzte Richtung; wir kommen immer, oft unvermerkt, weiter von dem weg, was wir früher liebten, und immer näher zu dem hin, was wir zu lieben angefangen haben; die Neigung wird nach und nach herrschend, und wir werden ihre Sclaven. Eben deßwegen, weil ich überzeugt bin, daß dich die Liebe zum Sinnlichen noch nicht überwunden hat, ebendeßwegen liegt mir so viel daran, dich von dem Abgrunde wegzubringen, ehe du in denselben fällst. Denn wenn einmal die Neigung herrschend geworden ist, so folgt der Sturz in den Abgrund, woraus selten eher ein Rückgang erfolgt, als bis man am Geiste und am Körper die traurigen Folgen seiner Verirrung bitter fühlen muß. Machte aber nicht die Liebe zu Gott, die Freude an Allem, was gut und schön ist, den Himmel unserer früheren Jahre aus? — Waren unsere Herzen nicht deßwegen fähig, diesen Himmel aufzunehmen, und diese Freuden zu genießen, weil sie fern waren von jeder

Liebe zu etwas Anderm, und weil sie rein waren von jeder Leidenschaft?"

„Wenn nun diese Liebe sich verklärt und diese Freiheit immer mehr befestiget hätte in uns, so wären wir keine Kinder geblieben; sondern wir wären, wie der Apostel sagt, am Verstande Männer, an Bosheit aber Kinder geworden; und in diesem Sinne Kind zu seyn, wäre doch keine Schande, sondern der größte Ruhm."

„Daß wir nicht im Himmel leben, ist wahr; aber wir sollten uns doch für den Himmel vorbereiten; dazu ist uns unsere ganze Lebenszeit geschenkt von Gott. Etwas Anderes ist in der Welt leben, und etwas Anderes mit der Welt leben. Aber Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens ist nicht vom Vater, sondern von der Welt, und die Welt vergeht mit ihrer Lust. Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit. Wer also die Welt lieb hat, in dem ist die Liebe des Vaters nicht. So sagt der Liebesjünger des Herrn."

„Was ist denn mehr? dein Stand, in welchem du durch deine Geburt versetzt wurdest, oder jener hohe Stand, in welchen du durch Christus in der Taufe erhoben worden bist? Welchen hast du mehr zu berücksichtigen? Tausende, die in hohen Ständen lebten, und das Glück hatten, die Seligkeit zu erkennen, die ihnen Christus bereitet hat, entsagten mit Freuden den erstern, um ganz sich Christus hingeben zu können. Die Ehe verbietet das Christenthum nicht, es heiliget ja dieselbe. Aber glaubst du, daß ein Mensch, wie Rudolph ist, brav seyn kann?"

„Ist nicht schon das ein schrecklicher Leichtsinn, daß er dir jetzt solche Anträge macht, da er noch gar nicht die mindeste Aussicht auf eine Versorgung hat; sondern sich erst vorbereiten sollte, einst in seinem Stande den Menschen zu nützen?“

„Diesem Antrage aber liegt etwas Anderes zum Grunde. Und glaubst du, daß ein Mensch dir einst treu bleiben werde, der jetzt schon seinem Gott untreu geworden ist? Und erst eine Ehe, zu welcher man sich auf eine solche Weise vorbereitet, kann nie glücklich werden, denn sie ist nicht im Himmel geschlossen. Herzen, die nicht vereinigt sind in Gott, können auch nicht miteinander in heiliger Liebe verbunden werden.“

„Gute Clementine, ich bin weitläufig geworden; aber die Liebe zu dir drängte mich dazu! — Möchtest du dich retten lassen! — Rudolph ist nicht gut; glaube es mir, bevor dich eine bittere Erfahrung überzeugt! Carl ist schon verführt. Das Gesinde im Hause weiß das ganze Verhältniß. Welch einen nachtheiligen Einfluß muß dieses auf dasselbe äußern, und wahrlich es äußert ihn schon! Vorzüglich scheint Johanna, deren Schönheit Rudolph schon manchmal ihr unter die Augen angepriesen hat, sich sehr zu verändern. Was muß aus solch unglücklichen Geschöpfen werden?“

Sophie schwieg und Clementine unterbrach das Stillschweigen nach einer kurzen Weile, indem sie sagte: „Sophie, du meinst es zwar gut, aber du bist doch zu strenge! Indeß will ich deine Worte besser überlegen.“

Da die Gräfin die Glocke zog, so begab sich Clementine zu ihr in das Schlafgemach; Sophie aber ging zur Ruhe.

5.

Den ganzen Winter fiel nichts Besonderes vor. Clementine schien einige Zeit seit der Unterredung mit Sophie sehr nachdenkend geworden zu seyn; allein die Freude auf die Ostervacanz verscheuchte bald allen Ernst wieder, und Sophie fand nie mehr Gelegenheit, mit ihr aufrichtig sprechen zu können. Auch der Gräfin konnte sie ihr Herz nicht ausleeren, so sehr sie es wünschte und obwohl sie jeden Augenblick zu benutzen suchte. Sophie fühlte nur zu gut, daß sie allein sey; konnte sich aber die Gleichgültigkeit der Gräfin gegen sie nicht erklären.

Indeß rückten die Osterferien heran, und Carl kam mit seinem Rudolph. Jetzt begann ein neues Leben in dem Schlosse. Ueberall herrschte Freude, und die Gräfin fand in Carls und Rudolphs munterer Gesellschaft großes Vergnügen.

Da Carl und Rudolph die Gleichgültigkeit der Gräfin gegen Sophie wahrnahmen, so wurde diese bald der Gegenstand ihres spottenden Witzes. Sophie fühlte die Macht des Spottes und der Verachtung sehr, und sah ein, daß dieß ein Hauptmittel ist, wodurch Viele, die sich durch nichts verführen lassen, verführt werden. Sie waffnete sich nun um so mehr durch Kampf und Gebet, und erwiderte meistens Spott und Verachtung durch Stillschweigen.

Da aber Rudolph durch Clementine erfuhr, daß Sophie sein ganzes Herz durchschaue, und wie sie

gegen ihn gesinnt sey, so sann er auf Rache; und suchte zuerst Carl, der ohnedieß durch Sophiens ernstes Benehmen gegen ihn sich beleidigt fand, für seine Sache zu gewinnen. Zudem sah er sehr wohl ein, daß die edle Denkungsart der Gräfin Sophiens Unschuld nicht lange könne unbeachtet lassen, und daß seine Absichten ihr nicht entgehen können. Wenn aber Sophie entfernt wäre, meinte er, dann seyen sie gesichert, und sie können die Gräfin ganz und für immer für sich gewinnen. Dieß leuchtete Carl ein; denn er kannte die edle Denkungsart seiner Mutter und Sophiens entschiedenen Sinn für's Gute am besten. — „Aber wie soll Sophie entfernt werden? fragte Carl. Meine Mutter entfernt sie nicht, und wenn wir sie auch gegen sie abgeneigt zu machen suchten, es währt doch nicht lange; denn dieß wird sie nur zu bald einsehen, daß Sophie besser ist, als wir sind, und mehr braucht es nicht, sie gegen uns und für Sophie zu stimmen.“ „Gerade deßwegen, sagte Rudolph, ist die fromme Betschwester zu entfernen, damit wir sicher sind, und unsere jugendlichen Vergnügen nicht getrübt oder gar vereitelt werden durch sie; ich möchte nur wissen, warum man dieser elenden Creatur so viel Aufmerksamkeit schenkt? Wenn man sie nicht aus dem Bettel herausgezogen hätte, so wäre sie nie herausgekommen. Was schadet es denn, wenn man sie, da sie nun ihr Brod verdienen kann, wieder zu ihres Gleichen fortschickt, da es ihr ja doch bei ihrem Glücke nicht recht wohl ist.“

„Ich habe schon einen Plan, Carl, fuhr Rudolph fort. Die Johanna ist ein treffliches Mädchen. Sie

muß uns zu unserm Zwecke helfen, und wenn du ihr einige gute Worte gibst, so thut sie Alles. Sie hat von Sophien das Schreiben gelernt, und hat ganz ihre Hand. Wir dictiren ihr einen Brief, der in Sophiens Namen an dich geschrieben wird, und worin sie dir ihre Liebe erklärt. Dieser Brief wird bei einer guten Gelegenheit in die Hände deiner Mutter gespielt, und die ganze Comödie wird damit enden, daß die fromme Heuchlerin fortgejagt wird."

Carl wollte in diesen Vorschlag lange nicht einwilligen, und meinte, dieß wäre doch eine abscheuliche Handlung, wodurch eine unschuldige Person dem Unglück preisgegeben, ja sogar ihre Ehre geraubt und noch dazu seine gute Mutter zu einer ungerechten That verleitet würde. Allein Rudolph wußte ihn bald eines Andern zu belehren, und zwischen ihm und Johanna ein solches Verhältniß anzuzetteln, daß beide gern einwilligten.

Es wurde nun dieses verabscheuungswürdige Vorhaben ausgeführt. Johanna schrieb den Brief und ging damit zur Gräfin, welcher sie vorgab: Sophie habe ihr den Brief an den Herrn Grafen Carl übergeben; da sie aber schon lange an Sophie eine ganz besondere Zuneigung zu dem Herrn Grafen bemerkt habe, so halte sie es für ihre Pflicht, diesen Brief der Frau Gräfin zu übergeben.

Die Gräfin öffnete den Brief, las, ließ ihn auf den Tisch fallen, und sprach mehr seufzend als redend: „Ist es möglich! Eine solche Heuchlerin soll Sophie seyn? Und doch; es ist ihre Hand! Also ist es wahr, was Rudolph schon lange bemerkte! — So hat mich diese Person betrogen? Ich konnte schon

lange deßwegen ihr nicht mehr trauen; aber für so niederträchtig hätte ich sie nicht gehalten. Du Teufel in Engelsgestalt, du mußt nun auf der Stelle entfernt werden, ohne dich zu sehen; denn sonst betrügst du mich nochmals.“

Sie schrieb etliche Worte und gab Johanna den Auftrag, diesen Zettel gleich der Sophie zu übergeben, und sie genau zu beobachten, bis sie fort sey.

Johanna brachte Sophien den Zettel, vermochte aber nicht, es in ihrer Nähe auszuhalten, sondern entfernte sich gleich. Sophie las: „Du bist also die Verführerin meines Sohnes! Davon hat mich dein eigener Brief überzeugt. Heuchlerin, entferne dich auf der Stelle aus dem Schlosse und aus der Gegend; denn sonst verfahre ich mit dir nach Verdienst.“

Sophie sank ohnmächtig zurück; erholte sich wieder und wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit sey; die Handschrift der Gräfin überzeugte sie aber von der Wirklichkeit.

„Guter Gott, rief sie aus, ist es möglich! Doch dein Wille geschehe! Gib mir nur die Geduld eines egyptischen Joseph, und die Ergebung einer Susanna! Ich danke dir, o Gott, daß du mich vor den Fallstricken der Verführung bewahrt hast; ich will nun lieber schuldlos in das Elend gehen und vor den Menschen für schuldig gehalten werden, als mit einem befleckten Gewissen im Glücke leben und von den Menschen geachtet werden!“

„Mich jammert nur die gute Gräfin, die sich durch eine solche höllische Bosheit so hintergehen ließ. Sie ist überzeugt, daß ich ein solches Unge-

heuer sey, und so darf ich ihr nicht mehr unter die Augen kommen."

„Was soll ich thun? Ich schreibe ihr noch einige Worte; versichere sie meiner Unschuld, und danke für ihre mir bisher erzeigte Güte. Weiter kann ich nichts thun. Ich sehe Gottes Wink in der ganzen Geschichte, der mich liebevoll von einem Orte entfernt, wo ich so vielen Gefahren ausgesetzt bin. Er wird mich leiten, wie Er einen Joseph geleitet hat."

„Aber wer übergibt der erzürnten Gräfin ein Schreiben von mir? Ich darf im Schlosse Niemand trauen! Zögern darf ich auch nicht. Ich gehe nach Friedheim und rede mit meinem ehrwürdigen Pfarrherrn, der Alles am besten zu ordnen weiß."

Sie zog nun ihr einfachstes Kleid, das sie hatte, an, und ging fort. Als sie die Thüre ihres Zimmers öffnete, stand Johanna da, blaß und zitternd. Sophie sprach zu ihr: „Sage der guten Gräfin, daß ich unschuldig sey; aber ich vollziehe ihren Befehl, und werde nichts Anderes thun, als ihr für ihre bisherige Liebe danken. Johanna, Johanna! setzte sie mit Nachdruck hinzu, es wäre besser für dich, in meinen Verhältnissen von hier fortzugehen, als in den deinigen hier zu bleiben."

Mit Thränen in den Augen ging nun Sophie durch den Schloßhof, ohne Jemand zu begegnen. Als sie in das Freie kam, so erweiterte sich ihr Herz. Die Geschichte des egyptischen Joseph und die der Susanna traten lebhaft vor ihre Seele. Sie betete die wunderbaren Wege an, auf welchen der Herr von jeher die Seinen führte, und konnte ihm nur danken, daß Er sie solcher Gnaden würdige.

Sie

Sie erreichte an demselben Tage Friedheim nicht mehr, und mußte unterwegs in einer armen Hütte übernachten, deren Bewohner sie aus Mitleid aufgenommen hatten.

Am andern Tage kam sie nach Friedheim. Aber wie erstaunte sie, als ihr vor dem Dorfe der Kutscher ihrer Gräfin begegnete, der aus demselben reitend zurückkehrte, und ihr spottend zurief: „So, fromme Sophie, ich hab' schon den Ruf deiner Heiligkeit bekannt gemacht; du darfst dich freuen."

Sophie konnte kein Wort sagen; sie blickte ihn nur mit Wehmuth an, und setzte ihren Weg fort. Ihr erster Gang war nun zum Pfarrer, der, wie sie schon voraus ahnen konnte, von Allem unterrichtet war und sie mit trauriger Miene begrüßte: „Arme Sophie, so hast du deinen Denkspruch gehalten, den ich dir vor Gottes Altar mit auf deine Lebensreise gab!"

Sophie erwiderte in einem Tone, der nur der Unschuld eigen ist: „Herr Pfarrer, wenn ich diesen Denkspruch nicht gehalten hätte, so käme ich jetzt nicht in solchen Umständen zu Ihnen; ich würde aber einst vor Gottes Richterstuhl ganz anders erscheinen."

„Und doch, fiel ihr der Pfarrer in die Rede, und doch zeugt gegen dich die entschiedene Rechtschaffenheit der Gräfin, und erst, ihr den Brief zeigend, dieser Brief! Ist es nicht deine Hand?"

„Mein Gott, rief Sophie aus, ist es möglich, daß man zu einem solchen Bubenstück seine Zuflucht nehmen kann! Ja, meine Hand ist hier ziemlich nachgeahmt; und es scheint ganz die Schrift der

Kammerjungfer Johanna zu seyn, der ich das Schreiben lehrte. Nun geht mir ein Licht auf."

„Bist du unschuldig?" fragte der Pfarrer mit ernster Würde.

„Ja, antwortete Sophie, ich bin es in diesem Stücke ganz vor Gott!"

„Dein gutes Gesicht, Sophie, spricht für dich, versetzte der Pfarrer; o, wenn du nur schuldlos bist, dann wohl dir; dann leide mit Geduld, und freue dich jener großen Seligkeit, die nur den edelsten Seelen zu Theil ward von jeher. Dank dir, du lieber, treuer Hirte und Bischof, Jesus Christus, wenn du auch dieses Schäflein vor der Arglist des Wolfes bewahrt hast, und es jetzt zwar auf eine rauhe, aber sichere Weide führest; o sey du ihm Hirte und Hüter, und leite es ferner mit deinem Stabe, führe es an deiner Hand, wie Ephraim und thue ihm wohl, wie Manasse."

„Die Gräfin, fuhr er fort, ist wider dich schrecklich aufgebracht; sie will dich noch weiter verfolgen lassen; hier ist durch den Reitknecht die Sache auf die verabscheuungswürdigste Art verbreitet worden. Du weißt, mit welch einer Schadenfreude die Welt Gerüchte der Art aufnimmt, wenn sie über Personen verbreitet werden, die sich entschieden für die Sache Christi erklärt haben. Das nämliche Vergehen, das sie an ihres Gleichen entschuldiget, stellt sie an Christen in den häßlichsten Farben hin, und macht damit die ganze heilige Sache des Christenthums verdächtig."

„Was willst du jetzt anfangen, oder wo willst du hin? Ich will selbst über die Sache mit der Gräfin reden.“

„Mir, sprach Sophie, hat Gott nun einmal einen eigenen Weg angewiesen, den will ich gehen, obgleich ich noch nicht weiß, wohin; aber Er wird mich leiten. Hier ist für mich kein Bleiben, das sehe ich wohl; ich gehe weiter und suche einen Dienst. Auf diese Weise wird dem Gerede und so manchen nachtheiligen Folgen am Besten ein Ende bereitet. Für meine Unschuld verlange ich vor Menschen keine Rechtfertigung, wenn ich nur vor Gott bestehe, das ist mir genug. Er, der mir Kraft in der Versuchung gab, wird mir auch Stärke zum Dulden und endlich den Sieg verleihen. Ich bedauere nur die gute Gräfin, und ihre zwei sonst so edlen Kinder. Aber wahrlich, die Sünde macht blind und dumm; das sehe ich an Carl und Clementine; die Sache nimmt keinen guten Ausgang.“

Nun erzählte sie dem Pfarrer das ganze Verhältniß. Er konnte nur staunen, und wollte, daß Sophie einige Zeit bei ihm verweilen möchte. Diese aber blieb bei ihrem Entschlusse, und reiste an demselben Tage noch ab. Der Pfarrer gab ihr das Nöthige zur Reise mit, empfahl sie der Sorgfalt Gottes, forderte sie wiederholt zum Gebete, zur Wachsamkeit und zum Kampfe auf, und entließ sie mit Segenswünschen.

6.

Nach der Entfernung Sophiens von dem Schlosse zu H. wußte man dort allerlei Nachtheiliges von

Sophie zu erzählen, worin sich besonders Rudolph auszeichnete. Vorzüglich geschäftig war die weibliche Dienerschaft des Schlosses. Eine sagte z. B.: „Da sieht man, was es um so eine Heuchlerin ist; sie hat es doch nicht weit gebracht!“

Eine Andere: „Sie war ja der lebendige Denkspruch: Wachet, betet, kämpfet! nun hat sie ihn am wenigsten befolgt!“

Eine Dritte bemerkte mit gar großer Weisheit, daß sie dieß schon lange vermuthet habe; aber sie wollte nichts sagen, sondern dachte nur: Wenn die Birne reif sey, so werde sie schon selbst fallen.

Nur eine junge Küchenmagd, Katharina mit Namen, war für Sophie gestimmt, und sprach: „Sophie ist einmal recht gut; und ich wünsche nur, daß ich so seyn könnte. Uebrigens ist schon oft ein Mensch unschuldig verfolgt worden.“ — Allein ihre Worte wurden nur mit Hohnlachen erwidert. Carl, dessen Herz noch nicht ganz verdorben war, war sehr niedergeschlagen und traurig. Allein dieß wußte Rudolph der Gräfin als eine Liebeskrankheit zu erklären, und darauf den Beweis zu gründen, wie nothwendig Sophiens Entfernung gewesen sey. Carl selbst aber suchte er zu zerstreuen und besser zu stimmen.

So gingen die Osterferien vorüber, und Carl reiste mit Rudolph an die Universität ab.

Nicht lange nach ihrer Abreise kam der Pfarrer von Friedheim im Schlosse an, und stellte der Gräfin Alles vor, was er von Sophie erfahren hatte, und was er selbst vermuthete.

So sehr die Gräfin den edlen Geistlichen schätzte, so konnte er sie doch nicht von Sophiens Unschuld

und von Rudolphs Bosheit überzeugen; er reiste bald mit ganz besonderer Wehmuth dießmal von H. ab, und bedauerte nur die unglückliche Vorliebe der Gräfin zu ihren Kindern und zu Rudolph.

„Wahrlich, sagte er zu sich selbst, gerade in diesem Punkte sind die Mütter, und sogar die bessern, oft so verblendet, daß sie selbst, wenn nicht die ersten, doch Mitverführerinnen ihrer Kinder werden. Wie ganz anders ist jetzt diese gute Frau, als damals, da sie in Friedheim war! O die Eigenliebe ist eine feine Schlange, die sich überall unsichtbar einzuschleichen und zu erhalten weiß!“

Er dachte über die ganze Sache nun ruhig nach, und es kam ihm der Gedanke, daß Gott die gute Sophie wohl zu einem besondern Zwecke bestimmt haben könne, weil Er sie, wie schon in den frühesten Zeiten die edelsten Seelen, auf eine ganz besondere Weise prüfe und führe. Möge sie doch, so betete er, ja dem Herrn nicht untreu werden, und so nicht den schönen Plan vereiteln, den Gott etwa vorhaben mag. Den schönsten hat Er gewiß vor, nämlich sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren, und sie als sein geheiligtes Eigenthum in die Zahl derer aufzunehmen, die das Lied singen und dem Lamme nachfolgen, wohin es geht, weil sie Jungfrauen sind.

Wenn Joseph, Jakobs Sohn, bemerkte er ferner, den Schmeicheleien von Putiphars Frau nur einigermaßen Gehör gegeben; oder wenn er die ungerechte Verurtheilung in's Gefängniß nicht mit kindlicher Geduld ertragen und darin bis an's Ende ausgehalten hätte, so wäre nicht nur allein seine Seele dem Verderben preisgegeben; sondern all das Große,

Gute und Schöne, das Gott durch diesen Mann ausgeführt hat, vereitelt worden. Wahr ist es, was David sagt: „Bedenket doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führe!" O an dem Treueseyn — da ist doch gar Alles gelegen!

Nur das bereuete der gute Pfarrer, daß er Sophie sobald entlassen; ja nicht einmal sie ersucht habe, ihm von ihrem Aufenthalte und von ihren fernern Ereignissen Nachricht zu ertheilen.

Im Schlosse zu H. lebte man so fort, wie man seit einiger Zeit angefangen hatte. Die Gräfin erinnerte sich freilich oft an Sophie und bedauerte ihre Entfernung; aber, dachte sie, es ist doch möglicher, daß sie sich so verirrt haben könne, als daß sie auf eine solche Weise falsch wäre beschuldigt worden; letzteres ist nicht möglich, und somit ist ihre Entfernung ganz gerecht.

Carl und Rudolph hatten nun die Universitäts-Studien vollendet, und kehrten in ihre Heimath zurück. Da Rudolphs Eltern gestorben waren und er das gesetzliche Alter erreicht hatte, so übernahm er sein Gut, und warb bei der Gräfin zu H. um die Hand ihrer Tochter Clementine; und da letztere schon lange diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet hatte, so wurde Rudolphs Wunsch kein Hinderniß in den Weg gesetzt, und es wurden bald alle möglichen Anstalten zu dem bevorstehenden Vermählungsfeste gemacht.

Bei dieser Gelegenheit, wo Alle im Schlosse ihre Gesinnungen freier als sonst äußerten, fing die Gräfin an, sehr bedenklich zu werden, zumal sie öfters Rudolphs Umgebung genau beobachten konnte.

Wie sich keine Tugend so lieblich und angenehm im ganzen Wesen eines Menschen äußert, als die Unschuld, welche den Menschen so recht den Engeln nahe bringt, so entstellt kein Laster das Ebenbild Gottes im Menschen so sehr, als ein unreiner Sinn; und dieß um so mehr, je verfeinerter und je verborgener er genährt wird. Wenn in reinen Seelen Strahlen vom Angesichte Gottes, wie in einem klaren Bache das Bild der Sonne, gesehen werden können; so offenbaren unreine Seelen Spuren von einem Geiste, der der größte Feind des Menschen ist; und die edelsten Anlagen in ihm zernichtet. Mit einem Worte: Es prägt sich Satans Bild in solchen Menschen aus.

Die Gräfin bemerkte diese große Veränderung sogar an ihrer Dienerschaft mit tiefer Wehmuth, und wurde noch darin bestärkt, indem sie einmal Katharina, die mit einer Küchenmagd in einen heftigen Wortwechsel gerieth, rufen hörte: „So lange Sophie hier war, so war bei uns der Himmel, und seitdem sie fort ist, ist die Hölle da; bei euch kann kein ehrlicher Mensch mehr bleiben; ich will meine Seele retten und fortgehen!“

Die Gräfin wollte Katharina zu einer gelegenen Stunde zu sich kommen lassen, um sie näher auszuforschen; allein dieselbe war fort und Niemand wußte, wohin.

Auch an Carl bemerkte die Gräfin eine auffallende Umänderung; sein früher so frohes und freundliches Wesen wandelte sich in ein düsteres, mürrisches Benehmen um; er war oft sehr niedergeschlagen; sein heiterer Blick wurde trüber; seine

blühende Gesichtsfarbe verwelkte, und er ergab sich immer mehr dem Trunke.

Oft sah sie, daß er scheue Blicke auf die Kammerjungfer Johanna richtete, welche auf einmal aus dem Schlosse verschwand.

Sie, die Gräfin, fing an zu trauern und zu jammern, sie stellte an Clementine und Carl oft tausend Fragen, worauf sie aber immer eine kurze ausweichende Antwort erhielt. Sie warnte Clementine vor der Verehelichung mit Rudolph; allein Alles war umsonst. Der Tag der Trauung Rudolphs mit Clementine rückte heran, und die Gräfin kehrte nach den Festlichkeiten mit Carl sehr besorgt in ihr Schloß zurück. Es verfloß beinahe ein Jahr, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre.

Auf einmal verbreitete sich das Gerücht: die Kammerjungfer sey als Kindesmörderin eingeführt worden. Bald darauf hieß es: sie habe Rudolph als ihren Verführer und Carl als den Vater des von ihr ermordeten Kindes angegeben.

Diese Nachrichten trafen schnell nacheinander das Herz der Gräfin — wie ein Donnerschlag. Carl war zu dieser Zeit bei Rudolph; sie eilte hin, traf ihn aber nicht. Man suchte sie zu beruhigen, und Rudolph wollte durch Scherz die ganze Geschichte entkräften. Er versicherte auch, daß Carl nur auf kurze Zeit einen Freund besucht habe, und bald zurückkehren werde.

Die Gräfin kehrte wieder in ihr Schloß zurück unter bangen Erwartungen. Allein Carl wollte nicht kommen. Ihre Angst wurde immer größer, und stieg auf das Höchste, als sie vernahm, Johanna habe

das Blutgerüste bestiegen, und sey auf ihrer ersten Aussage beharrt.

Nun wußte sich die gute Gräfin nimmer zu fassen; sie bejammerte unaufhörlich die schreckliche Verwüstung, welche seit Sophiens Entfernung auf eine so feine Weise der Feind in ihrer Familie angerichtet hatte.

Bei Clementinen fand sie keinen Trost; dieselbe schien vielmehr unter der Last ihrer eigenen Leiden zu erliegen, die sie sich durch eine so leichtsinnige Wahl bereitet hatte. Rudolph, den man als den Stifter dieses Unheils erkannte, spottete über jede Erinnerung, und suchte endlich sein Vergnügen, das er in seinem Hause nicht mehr fand, anderswo. Carl, der Unglücklichste, irrte in der Welt umher, und tausend Gedanken, wo er wohl seyn möge, wie es ihm gehe, und erst die Schande über sein schreckliches Vergehen, der Schmerz über seine und der Johanna Sünde durchkreuzten wie schneidende Schwerter die Seele seiner Mutter.

Im stummen Schmerze saß sie oft ganze Stunden da, und man hörte nur in abgebrochenen Sätzen sie seufzend sprechen: „So viel Unheil richtet die Sünde schon in der Welt an; wie weit schrecklicher müssen ihre Folgen erst in der Ewigkeit seyn, wo sie, von der Klarheit Gottes erleuchtet, erst in ihrer fürchterlichen Größe erscheinen. Und ich, ich trage die erste Schuld! — Vorliebe zu meinen Kindern, Liebe zur Welt hat mich so verblendet, daß ich die Schlange, die unter Blumen sich versteckte, statt auf der Stelle zu entfernen, noch nähren und pflegen konnte. O ich arme, arme Mutter! O Sophie!

wie wahr hast du gesprochen, als du mir, was ich so übel deutete, sagtest: „Wahrlich, Sie schlafen, und indeß säet der Feind Unkraut, dessen Früchte bitter schmecken werden!“ O warum habe ich deinen schönen Lieblingsspruch so gering geachtet: Wachet, betet, kämpfet! Hätte ich dieß gethan, dann wäre Alles anders! O Sophie, wenn ich nur an deiner reinen Brust mein müdes Haupt niedersenken und meinen Schmerz ausweinen könnte! Auch im größten Elende bist du mit deinem reinen Gemüthe gewiß seliger und glücklicher, als wir im Besitze aller Güter und aller Freuden. Ja ein reines Herz trägt den Himmel, ein unreines die Hölle schon auf Erden herum. Wie wahr ist, was Jesus sagt: „Selig, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!“ Ja wohl schauen sie Gott, dessen Bild sich in ihrem lautern Gemüthe spiegelt. Sie wissen nichts von der Schande, von den Sorgen, von der Reue, von den körperlichen Leiden, von den vielen tausend bekannten und unbekannten Qualen, welche die Unreinen, früher oder später, aber immer ganz gewiß, so oft foltern und martern.“

„Ja kein Laster rächt sich so, keines richtet so viele Verheerungen an, keines führt zu so vielen andern Lastern, als gerade das gegen das sechste Gebot. Es ist die Giftquelle tausend anderer Laster. Die Alten haben es mit Recht unter dem Bilde eines Bockes verächtlich dargestellt.“

„Armer, armer Carl! wie unglücklich hast du die Johanna, wie unglücklich dich und mich gemacht! Die Schande vor der Welt und der Schaden in der Welt sind erst noch das Geringste. Aber die Sünde

vor Gott! Ach, schon der Gedanke: Ein Gebot Gottes übertreten zu haben, mit welch einem Schauer muß er jedes Herz erfüllen, in dem nur noch ein besserer Funke ist. Wenn schon in der Natur das geringste Gesetz übertreten wird, welche Verheerungen richtet dieses an. Und wie weit verheerender muß erst die Ueberschreitung eines Gesetzes im Reiche der Gnade seyn? Doppelt schrecklich für einen Christen, der dadurch Christi Blut mit Füßen tritt, das Recht der Kindschaft Gottes, das er in der Taufe erhalten hat, um eine elende Lust vertauscht, und sich statt der Gnade den Fluch Gottes eintauscht. Noch mehr die Aussprüche der heiligen Schrift, welche den Unreinen treffen:

„Die Unreinen wird Gott strafen.“*)

„Das müßt ihr ja wissen, daß kein Hurer, oder Unzüchtiger, oder Geiziger, der ein Götzendiener ist, ein Erbtheil am Reiche Christi und Gottes habe.“**)

„Draußen sind die Hunde — die Unreinen — ihr Antheil wird seyn im Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt; welches der andere Tod ist.“***)

„Carl, Carl, fuhr die Gräfin in ihrem Selbstgespräche fort: diese und noch viele andere Aussprüche Gottes in der heiligen Schrift treffen dich; du fliehest ferne vom Angesichte deiner Mutter; aber vor Gottes Angesicht kannst du nicht fliehen. Sein Richterblick verfolgt dich überall, wenn du noch lebst!

---

*) Hebr. XIII, 4. **) Ephes. V, 5. u. Cor. VI, 9. 10.
***) Offenb. Joh. XXI, 8. XXII, 15.

O, daß du zu Ihm zurückkehren, und mit einem reuevollen Herzen Vergebung und Gnade bei Ihm suchen würdest, der am Kreuze für Sünder starb; dann würde ich gerne Alles tragen und dulden!"

„Armer Carl; ich kann nicht ruhen, bis ich weiß, wie es um dich steht!"

So redete die unglückliche Gräfin im Gefühle ihres Schmerzes öfters mit sich selbst, und war in sich gekehrt, ernst und nachdenkend.

Dieser Schmerz wurde aber noch erhöht, als an einem Abende Clementine ganz bestürzt und fast außer sich in das Zimmer trat. Die Gräfin ahnete gleich aus dem Ganzen nichts Gutes. — „Was gibt es doch, liebe Tochter?" sprach sie zu Clementinen. „Ach, erwiderte diese, ich Unglücklichste unter allen Weibern; Rudolph begnügt sich nicht, unsern guten Carl verführt und so viel Unheil angerichtet zu haben, ihm ist auch die eheliche Treue nicht mehr heilig!"

„Dieß fehlte noch, um das Maß seiner Gräuel und unseres Elendes voll zu machen! rief die Gräfin tief bewegt aus. Ach, du mein Gott! Aber wir haben ja Alles verdient! O es ist unsere Schuld, unsere eigene Schuld! — Clementine, wie kann einem Menschen das sechste Gebot heilig seyn, der die ersten drei nicht achtet; wie konntest du Treue bei einem Manne suchen, der seinem Gott untreu ist; wie konntest du wähnen, mit einem Manne im Frieden leben zu können, der nicht mit Gott vereinigt ist!"

„O Mutter, entgegnete Clementine tief seufzend, wie wahr ist Alles; aber leider zu spät! Was Sophie, diese Engelseele, voraussagte, das ist nun eingetroffen. Sie sprach einmal: Ein eheliches Bünd-

niß, auf bloß sinnliche Liebe oder zeitliche Vortheile gegründet, gleicht einem Hause auf Sand gebaut, das der erste Sturm erschüttert und dessen Trümmer die Bewohner schwer beschädigen."

„Aber, fiel die Mutter ein, bist du denn von Rudolphs Untreue wirklich überzeugt; wie leicht fehlen hierin die Weiber, und geben gerade durch Eifersucht die erste Veranlassung zum schrecklichsten Falle des Mannes!"

„Ich habe, erwiderte Clementine, deinen weisen mütterlichen Rath treu zu befolgen gesucht; habe den Abscheu, den mir Rudolphs Vergehen an Sophie, an Carl und Johanna, wodurch er so viel Unheil und Schande über unser Haus brachte, zu verbergen und ihn meines Mitleids zu versichern gesucht. Allein seit der Zeit, als er gerichtlich aufgefordert wurde, über die Aussage der Johanna sich zu vertheidigen, die er meisterhaft auf die leichtsinnigste und boshafteste Weise zu widerlegen und sich und Carl ganz rein zu sprechen suchte; seit dieser Zeit, obwohl er und Carl ganz freigesprochen wurden, schien sein Gewissen ihm doch Vorwürfe zu machen. Ich hielt es für meine heiligste Pflicht, diesen Umstand zu benützen, und ihn ernstlich zur Sinnesänderung, zur Reue und Zurückkehr zu Gott aufzufordern. Allein, da war Alles umsonst. Nun suchte er erst durch alle mögliche sinnliche Vergnügen die Stimme des Gewissens zu betäuben. Er fing an, mich als eine Betschwester, die er zu keiner Frau wolle, zu verachten, und überließ sich ganz seiner sinnlichen Lust. Ich habe nicht nur einen, ich habe mehrere offenbare Beweise von seiner Untreue. Und schon das eheliche Leben mit

einem Menschen, der ohne Gott und ohne Christus lebt, ist eigentlich ein Höllenleben. Zudem hat mich Rudolph fortgejagt mit der Drohung: daß mein Leben in Gefahr komme, sobald ich mich nochmal sehen lasse."

„Nun denn, sprach die Gräfin seufzend, so laß uns zurückkehren zu Gott, von dem uns Weltliebe so weit entfernt hat. Wir wollen uns beugen unter seine mächtige Hand; wir wollen sein Gnadenangesicht unter Thränen und mit Reue suchen, und dann in Geduld das Kreuz tragen, das wir uns selbst bereitet haben!"

„Da aber unsere Verhältnisse von der Art sind, daß wir den Rath und die Hülfe eines weisen Freundes nöthig haben, so wollen wir die weite Reise zu meinem Schwager nach G. im Elsaß machen. Dieser wird uns auch am Besten in gegenwärtiger Lage beistehen. Dadurch entgehen wir zwar der Hand des gerechten Gottes nicht, und wir wollten es auch nicht; aber doch den vielen nachtheiligen Erinnerungen, die uns hier überall umgeben. Ich will daher Alles in Ordnung bringen, die Verwaltung über das Ganze dem Hausmeister übergeben, und dann in Gottes Namen unsere Reise antreten. Wenn nur Carl bei uns wäre, oder wenn ich nur wissen würde, daß seine Seele gerettet wäre aus dem Verderben, in das er sich gestürzt hat. Wir wollen auf unserer Reise jede Gelegenheit benützen, um ihn wiederzufinden und dann vor Gott überlegen, was wir weiter thun wollen."

Clementine fand diesen Vorschlag für ganz gut, und so wurden nun die Anstalten zu ihrer Abreise gemacht.

7.

Gräfin W. reiste nun mit ihrer Tochter Clementine an einem etwas düstern Aprilmorgen von H. ab. Die Gräfin erinnerte sich mit tiefer Wehmuth, mit welch ganz andern Gesinnungen sie um diese Zeit vor mehr als zwanzig Jahren von Friedheim zurückkam, und Sophie mitbrachte. „Ach, sagte sie, wie hat sich doch in dieser Zeit so Vieles geändert! Aber hätte ich meine damaligen Entschlüsse nicht geändert, so würde es anders seyn!“

„Wie gerne wollte ich nach Friedheim reisen, um dort bei dem frommen Pfarrer Trost für unsere verwundeten Herzen zu suchen; allein es ist mir jetzt unmöglich, weil mein Gewissen mir zu viele Vorwürfe macht, und weil unsere Verhältnisse nur schleunige Entscheidung fordern. Denn du, Clementine, darfst einmal nicht gerade so von deinem Manne getrennt bleiben, wenn nicht eine kirchliche und gerichtliche Entscheidung eure Trennung ausspricht, und dann eure künftigen Verhältnisse ordnet. Und ich muß über Carls Leben oder Tod sichere Nachricht erhalten, weil davon eine große Abänderung unseres Gutes abhängt.“

Auf ihrer Reise suchten Mutter und Tochter sich vorzüglich damit zu beschäftigen, die feinen Schlingen der Verführung zum Bösen, die kleinen Veranlassungen, aus denen so große und schreckliche Folgen entstehen können, zu betrachten, und kamen immer wieder zurück, wie nothwendig Sophiens Denkspruch für alle Menschen sey.

„Die edlen frommen Pfarrer zu Friedheim, sagte die Gräfin unter andern, haben durch kindlichen Glauben an Christus, und durch die Liebe zu Ihm, eine Gemeinde, die in jeder Beziehung eine Wüste war, in ein Paradies umgewandelt, und dadurch, daß sie die Quelle so vielfacher Unheile, nämlich den unreinen Sinn und Alles, was denselben wecken oder nähren könnte, zu entfernen, oder vielmehr durch die heilige Liebe zu Gott, zu verdrängen suchten, den Grund zu einem höchst glücklichen Leben gelegt. Und ich habe durch die anfangs unbedeutende Vorliebe zu Carl, durch das, wie ich meinte, nichts schadende muntere Wesen Rudolphs, durch das Gleichstellen mit andern Menschen meines Standes, und durch Sophiens Entfernung ein Paradies in eine Wüste umgewandelt. Ja die Sinnlichkeit gleicht wirklich einem Abgrunde mit Blumen bedeckt; wer nur Eine pflückt, oder nur demselben sich nahet, ist der Gefahr ausgesetzt, in diesen Abgrund zu stürzen, worin Jammer und Elend, und woraus selten eine Rettung ist."

Clementine suchte ihre tiefbetrübte Mutter damit zu beruhigen, daß nicht so sehr ihre zu große mütterliche Liebe der Grund dieses Elendes sey, sondern vielmehr ihre eigene erste sinnliche Neigung zu Rudolph, die sie nicht unterdrückte, die sie zu nähren suchte. Und diese zu beschönigen, habe sie Mutter und Bruder für Rudolph immer mehr zu gewinnen gesucht; und aus dieser Neigung komme nun alles Elend her, das sie jetzt treffe.

„Ja wohl! sprach sie, die Sünde und vorzüglich der erste Funke einer unreinen Lust, gleicht einem Schnee=

Schneeball, den ein Vogel auf den hohen Gebirgen bereiten kann, und den jedermann für nichts achten würde; wenn er aber in Bewegung gesetzt wird, sich fortwälzt, so kann er eine Lawine werden, die schreckliches Elend anrichtet und ganze Dörfer zudecket. Ich trage die meiste Schuld; o wo finde ich Vergebung und Gnade?!"

Die Mutter, welche über dieses Bekenntniß ihrer Tochter theils erschüttert, theils gerührt wurde, suchte sie auf Christum hinzuweisen, der allein alle Sünden und Missethaten tilgen könne.

„Aber die Folgen, erwiderte Clementine, wer hebt die auf? — Bin ich nicht Ursache, daß Sophie entfernt und vielleicht in's Elend gestürzt wurde; daß Carl ein schrecklicher Verführer, daß Johanna eine Kindsmörderin wurde und auf dem Blutgerüste starb; daß Carl in der Welt herumirrt, und daß dein gutes Mutterherz jetzt schrecklich leidet? Von meinem eigenen Unglücke will ich nichts sagen; dieß würde ich noch gerne leiden! Und all diese Sünden und traurige Folgen, ohne das große Aergerniß für andere Menschen berechnen zu können, kommen daher, weil ich einen einzigen Augenblick mein Herz nicht bewachte und die erste unreine Neigung nicht durch die Kraft des Glaubens im Gebete und im Kampfe zu tödten suchte."

„O Mutter, ich bin ein Ungeheuer, das nicht werth ist, von der Erde getragen zu werden! Aber so geht es, das Wort: Wachen über sich selbst, achtete ich für unbedeutend; und die erste unreine Neigung kam mir so menschlich und so unbedeutend

vor, daß ich sie für gut hielt, eben, weil sie in meinem Herzen entstand."

Die Mutter beruhigte die tiefbetrübte und fast bis zur Verzweiflung bestürzte Tochter auf's Neue mit der Liebe des Erlösers und sagte: „Gerade diese Sünde gegen das sechste Gebot weiß den Menschen ganz zu verderben, und darin treibt Satan sein Lügenwerk am meisten. Zuerst spiegelt er vor, als sey das Uebertreten dieses Gebotes keine Sünde; und dann, wenn die Sünde so viel Unheil angerichtet hat, daß man sie deßwegen verabscheuet, dann lügt er das Gegentheil, und flüstert vor: Diese Sünde sey so groß, daß gar keine Vergebung möglich sey. Dieses Laster führt also, wie kein anderes, am meisten von Christus weg; verführt in der Jugend zum Unglauben an Gottes Gebote und zum Leichtsinn; im Alter aber zum Unglauben an die Erbarmungen Gottes und zur Verzweiflung. Daher wird dieses Laster mit Recht die Pest der Jugend und der Tod des Alters genannt. Es verblendet die Unschuld und verhärtet die Schuldigen."

„Laß dich, liebe Tochter, da du dich hast verblenden lassen, wenigstens nicht verhärten! Oeffne dein Herz der Gnadenstimme deines Erlösers! Gehe zu Ihm hin, wie eine Magdalena, und du wirst bei Ihm finden, was sie fand — Vergebung und Gnade. Wenn wir zurückkehren, dann wollen wir unsere Herzen vor dem frommen Diener des Herrn, vor dem Pfarrer in Friedheim ausleeren, und aus seinem Munde, wie aus dem Munde Gottes, das Wort der Vergebung erwarten. Denn ich habe mit dir gefehlt. Da ich ich anfing, mich der Welt

gleichzustellen, da fing ich auch an im Glauben an Christus zu erkalten; meine Erziehung war nicht mehr christlich, sondern nur menschliche Weisheit, Klugheit, Vorsicht u. s. w.; ich suchte euch mehr für die Welt zu erziehen, statt, jenen frommen Müttern im Evangelium gleich, euch täglich dem Heiland zuzuführen durch Gebet, durch Ermahnungen, durch Belehrungen."

„Die Folgen unserer Vergehungen wollen wir nun, wie David, in tiefer Beugung aus der Hand des Herrn als die besten Gnadenmittel annehmen, wodurch wir zur Erkenntniß unserer Sünden gebracht werden; wir wollen sie mit Geduld tragen als ganz gerechte Strafen; sie sollen uns zum kindlichen Glauben an Ihn führen, der die noch weit größeren Strafen, die wir ewig verdient hätten, abnehmen kann und will."

„So werden selbst diese Folgen uns nützlich werden. Es ist zwar eine bittere Arznei; aber sie ist nothwendig, wenn unsere kranken Seelen genesen und wieder leben sollen. — O, wenn wir nur unsern Carl wieder finden würden!"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen hatten die beiden Reisenden mehrere Tage zurückgelegt.

An einem Abende kamen sie vor einem Dorfe an; sie wollten die nächste Stadt noch erreichen; allein ein heftiges Gewitter, das heranzog, hinderte sie, und sie übernachteten in dem Wirthshause dieses Dorfes. Da sie in ein Zimmer geführt wurden, welches von der Zechstube nur durch eine Bretterwand getrennt war, so konnten sie auch Alles vernehmen, was die verschiedenen Gäste redeten.

Ein Reisender, der ebenfalls übernachtete, erzählte mit ganz besonderer Begeisterung von einem Fräulein, das in seiner Heimath ein Landgut besitze, welches sie von einem Edelmanne erhielt, der sie zuerst als Dienstmagd, zuletzt aber als seine Tochter annahm, und ihr, da er kinderlos starb, jenes Landgut als Eigenthum vermachte. Jenes Fräulein habe nun dieses Landgut in eine Zufluchtsstätte der Armen, Kranken und Unglücklichen, so wie in ein Erziehungshaus für arme Kinder umgewandelt, und sey ein wahrer Engel für die ganze Umgegend.

Gefallene Personen, die sich wahrhaft bessern wollen, finden da, so fuhr der Fremde zu erzählen fort, Alles, was sie bessern kann; denn das Fräulein sey eine herrliche Christin, und sie verwendet dann solche Personen zum Krankendienst u. s. w.

Die Gräfin hörte dem Gespräche mit aufmerksamer Theilnahme zu, und erkundigte sich dann bei dem Fremden genauer nach der Lage dieses Landgutes. Da ihr derselbe Alles genau und umständlich geschildert, auch bemerkt hatte, daß man von hieraus wohl in einem Tage dorthin kommen könne; so entschloß sich die Gräfin, gleich am andern Tage dorthin zu reisen. Am Abende kamen die Reisenden wirklich auf dem Landgute an. Sie wurden sehr freundlich aufgenommen, und zugleich wurde ihnen der Antrag gemacht, wenn es beliebe, übernachten zu können, was die Gräfin mit Dank annahm.

Hier fanden sie nun Alles so, wie es der Fremde ihnen erzählt hatte. Im Hofraume spielte eine frohe Kinderschaar, etwa zwanzig bis vierundzwan-

zig an der Zahl, welche sehr froh und vergnügt waren. Kaum hatte die Gräfin von dem aufgestellten Brod und Getränke etwas genossen, so bat sie um die Güte, ihr die Einrichtung des Hauses, und vorzüglich die Anstalten zu zeigen. Jene Person, die sie empfangen hatte, und welche die Aufsicht zu führen schien, erklärte sich bereit dazu, bedauerte aber, daß das Fraülein verreist sey, wohl aber heute noch zurückkehren könne.

Zuerst führte die Aufseherin ihre Gäste in die Unterrichts- und Arbeitszimmer der Kinder, welche wieder für jedes Geschlecht getrennt waren. In den Unterrichtszimmern waren um ein Bildniß des Gekreuzigten mit goldenen großen Buchstaben die Worte geschrieben: Wachet, betet, kämpfet! — „Dieß, sagte die Aufseherin, sind die Hauptgrundsätze, welche Fraülein Sophie den Kindern einzupflanzen sucht. Und, fuhr sie fort, glücklich jene Kinder, bei denen sie Eingang finden! O wären sie mir so eingepflanzt worden in meiner frühern Jugend — ich meine, daß ich nie so tief gefallen wäre, wie ich wirklich gefallen bin!“

Sie erzählte der staunenden Gräfin kurz ihre Geschichte und fügte bei: „Durch Gottes namenlose Erbarmung bin ich zur Erkenntniß meines großen Elendes und zur Erkenntniß meines Retters von allem Elende gekommen, wofür ich nie genug danken kann. Aber welch ein Schmerz für mich, wenn ich bedenke, daß ich meinem Heilande früher so untreu war, und gerade das Gegentheil von dem that, was ich hätte als Christin thun sollen; nämlich statt Ihn von ganzem Herzen zu lieben und die

Sünde aus ganzer Seele zu hassen, dachte ich gar nicht an Ihn und suchte meine Lust in der Sünde. Doch hat Er mich wieder angenommen, wie ich hoffe; aber wie oft kommt der böse Geist zu solchen, die sich einmal von ihm beherrschen ließen, mit sieben andern Geistern, und will wieder die alte Wohnung einnehmen. Böse Bilder und Vorstellungen beherrschen oft die Phantasie, und tausend Kämpfe und Leiden, von denen eine reine Seele nichts weiß, quälen die unglücklich Gefallenen."

„Also Sophie, fragte die erstaunte Gräfin, heißt das treffliche Fräulein? Wißt ihr nicht ihren Geschlechtsnamen?" — „Man sollte sie eigentlich einen Engel heißen, denn das ist sie für viele hundert Menschen, antwortete die Aufseherin; sie hat den Namen des Edelmannes, der sie als Tochter annahm und ihr dieß Gut als Eigenthum übergeben hat."

„Wißt ihr denn nicht, wie sie früher geheißen hat, und woher sie kam?" — „Nein", war die Antwort.

„Da weht einmal Sophiens Geist, wenn sie es auch nicht selbst ist, sagte die Gräfin der Clementine in's Ohr. Ich bin außerordentlich auf die Ankunft des Fräuleins gespannt. O, wenn ich Sophien wieder finden würde!"

„Ich, erwiderte Clementine, glaube ihren Anblick nicht ertragen zu können; ich ein Teufel und sie ein Engel!"

„Sey getrost, versetzte die Gräfin, Sophie ist edel und wird edel handeln! Wenn nur sie es ist. Aber da liegen so viele Zweifel vor."

Die Aufseherin führte dann ihre Gäste in eine andere Abtheilung des Hauses. Ueberall herrschte eine geräuschlose Thätigkeit, Ordnung und Reinlichkeit. Die Gräfin konnte ihre Bewunderung über die schöne Einrichtung nicht genug ausdrücken. „Wie doch, sagte sie öfters, ein einziger Mensch so viel Gutes und Nützliches thun kann; wenn er von einer höhern Liebe, nämlich von der Liebe Christi beseelt und von seinem Geiste geleitet wird! Daß diese Liebe der Grund und dieser Geist das Element der ganzen Anstalt ist, sieht man überall!"

Die Aufseherin hielt vor einer Abtheilung stille und sagte: „In diese Gemächer werden Sie wohl nicht wollen. Aber jeden Jüngling und jede Jungfrau sollte man hineinführen; denn da sieht man die schrecklichen und verschiedenartigen Folgen der Uebertretung des sechsten Gebotes auf eine schaudervolle Weise. Da sieht man aber auch die Liebe Gottes, der mit so vieler Sorgfalt vor einer Sünde warnte, die den Menschen schon zeitlich so unglücklich macht. Wie unglücklich muß sie ihn erst ewig machen!"

„Wir möchten doch, sprach die Gräfin, diese Wohnungen des Elendes auch besuchen, wenn es uns je erlaubt wird."

„Erlaubt, sprach die Aufseherin, ist es mir schon. Wir wollen nur zuerst dorthin gehen, indem sie auf eine Thüre in einem Seitengange zeigte; hier wohnen einige alte gebrechliche Personen, die hier, wie ich, und wie beinahe Alle im Hause, eine Zufluchtsstätte fanden, wo sie vom Verderben gerettet, und sowohl geistlich als leiblich versorgt werden."

Hier waren mehrere weibliche Personen mit Nähen, Spinnen u. dgl. beschäftigt. Eine jüngere Person sah die Gräfin und Clementine zuerst starr an, machte dann einige besondere Bewegungen, dann lachte sie, und endlich fing sie in einem besondern Tone zu singen an:

Rudolph, du bist ein Teufelein;
Sophie ist ein Engelein;
Johanna, du bist blutig roth,
Dein Kind ist todt und du bist todt!

Dann weinte sie fürchterlich, und verbarg ihr Angesicht in der Ecke des Zimmers. Den beiden Gräfinnen kam Alles so schauerlich vor, daß sie beinahe alle Besinnung verloren; sie erkannten in dieser Person die ehemalige Dienstmagd Katharina.

„Kommen Sie, sprach die Aufseherin, wir wollen gehen. Es ist dieß eine sonst sehr gute Person; hie und da aber fällt sie in solche Zustände, die jedoch immer seltener werden. Anfangs war sie ganz vom Verstand. Das Fräulein kennt sie schon länger. Sie liefert einen traurigen Beweis, welch einen Eindruck böses Beispiel auf die besten Gemüther macht. Sie war ehemals im Dienste einer Herrschaft, wo, wie es leider so häufig der Fall ist, das arme Gesinde kein gutes Beispiel sah und ganz sich selbst überlassen war. Ein leichtsinniger junger Mensch, der schon ein Mädchen unglücklich gemacht hatte, habe ihr einmal einen Antrag gemacht, den sie mit Abscheu zurückgewiesen hat, der aber auf sie doch einen besondern Einfluß hatte. O wenn solche Menschen nur bedächten, wie un-

glücklich sie solche arme Geschöpfe machen können durch ihre unvorsichtigen Äußerungen! Und wenn ein solch armes Geschöpf wirklich verführt und zeitlich und ewig unglücklich wird: wird sie nicht ewig über den fluchen, der die erste Veranlassung gab. Schreckliche Menschen! Mit Recht sagte Jesus: Wehe dem, durch den Aergerniß kommt, es wäre besser, er würde mit einem Mühlsteine um den Hals in der Tiefe des Meeres liegen. Solche Menschen vertreten wahrhaft Teufelsstelle. Mit einem einzigen Worte können sie in eine reine, unschuldige Seele den Zunder des wilden Feuers werfen, das den Menschen an Leib und Seele verzehrt. Wirklich soll eine Mitmagd von dem nämlichen jungen Menschen verführt, Kindsmörderin und dann hingerichtet worden seyn. Uebrigens kommt man nicht recht aus ihr. Denn wenn sie zu sich kommt, so sagt sie nichts, und aus ihren Reden während des Anfalles wird man nicht klug."

Gräfin W. und ihre Tochter waren durch den Vorfall so erschüttert, daß die Aufseherin es für gut hielt, sie nicht mehr zu andern Kranken zu führen. Allein beide drangen in sie, ihnen doch diese Gefälligkeit erweisen zu wollen.

Dieselbe führte sie nun in einen andern Gang, wo die Zimmer für männliche Kranke waren. Dieser Gang war durch eine Mauer getrennt, durch welche eine Thüre führte, die aber geschlossen war. Die Aufseherin zog eine Glocke, und bald darauf öffnete ein etwas betagter Mann die Thüre. Nachdem die Aufseherin ihm die beiden Gäste empfohlen hatte, entfernte sie sich. Dieser führte sie in ein

Zimmer, in welchem sich ein junger, aber einem Todten ähnlicher Mensch befand, dessen unnatürlich rothe Lippen, dessen bleiartige Gesichtsfarbe, hohle eingesunkene matte Augen, und vorzüglich dessen viele Geschwüre im Gesichte einen schauerlichen Anblick gewährten. Man sah es ihm an, daß er am Körper schrecklich, aber am Geiste noch mehr leide; vorzüglich klagte er über namenlose Schmerzen im Rücken.

Die Gräfinnen konnten ihr Mitleiden nicht verbergen. Der Leidende aber sprach mit schwacher, gebrochener Stimme: „O ich leide aus eigener Schuld und leide gerne, wenn sich nur Gott meiner Seele erbarmte!"

Im Weitergehen sprach der Krankenwärter: „Sehen Sie, dieser Mensch galt für einen guten, braven Jüngling; allein er beging ein Laster, das kein Mensch wußte, als er; — es ist wohl das schrecklichste, weil es das unnatürlichste ist; es zerrüttet, wie Sie sehen, den Menschen auf eine jammervolle Weise. Und wer dieß einmal begangen hat, so sagen diese Unglücklichen meistens, werde nicht so leicht befreit. Es wird da erfüllt, was geschrieben steht: „Wer Sünde thut ist ein Knecht der Sünde." Diese geheimen Sünden rächen sich früher oder später auf eine schreckliche Weise sogar am Körper; wie müssen sie erst die Seele entstellen! Wie soll man davor zurückbeben! Aber unsere Erziehung legt zu diesem schaudervollen Verderben den ersten Grund. Schon die Verzärtelung von Jugend an, dann die hitzigen Getränke, besonders Kaffee, vorzüglich der hohe Grad von Luxus, die vielen sinnlichen Ver-

gungen, die unvorsichtigen Reden und bösen Beispiele, und dann erst die in Vergessenheit gekommene Gottesfurcht — machen ja solche Laster gleichsam zum Bedürfniß. Wenn dagegen solche Unglückliche die Erziehung der Kinder in unserm Hause betrachten, wie diesen auf die rührendste Weise heilige Furcht vor Gott, frommes Andenken an seine heilige Nähe, Wandeln in seiner Gegenwart, Wachsamkeit, Gebet, Kampf gegen alle bösen Neigungen eingepflanzt werden; vorzüglich, wie ihnen die Liebe Jesu zu uns Menschen, der hohe Werth der Taufgnade, die Seligkeit des Lebens in Christo geschildert wird, wie sie gleichsam so recht zu Christus hingeführt werden, ja da sagen Alle: Wären wir so erzogen worden, wahrlich, wir wären nicht so tief gesunken! Aber wir wuchsen auf ohne Gott, ohne Christus."

„Aber viele solcher Unglücklichen haben dieses Haus auch schon an Seele und Leib genesen verlassen, und können Gott nicht genug danken, daß Er sie hieher geführt hat."

Indeß kamen sie in eine andere Abtheilung. Der Krankenwärter bemerkte, daß hier ein Leidender wohne, der von hoher Abkunft zu seyn scheine, und dessen Geschichte ganz unbekannt sey. Das edle Fräulein behandle ihn mit ganz besonderer Sorgfalt. Es sey auch nicht erlaubt, ihn zu besuchen, wenn er es nicht vorher bewillige. Er welle indeß fragen, ob dießmal die Erlaubniß ertheilt werde.

Er kam bald zurück, und sagte, daß die fremden Damen eintreten können, wenn es ihnen gefällig sey.

Beide traten in ein schönes Zimmer. Der Leidende kam ihnen entgegen — aber alle drei blieben auf einmal stehen und riefen: „Mein Gott! Mutter, Carl, Clementine!“ Carl sank halb ohnmächtig auf ein Sopha nieder; kam aber bald zu sich und gab dem Krankenwärter ein Zeichen, daß er sich entfernen solle.

„Wo soll ich hin, um Ihrem Angesichte, gute Mutter, der ich so viele Leiden, Schande und Nachtheile bereitet habe, zu entfliehen! Ach wie viel Unheil bereitet doch die Sünde, und gerade diese Sünde; mit Recht nennt man sie eine Hauptsünde, weil aus ihr so viele andere Uebel nothwendig hervorgehen. O Mutter, ich bin nicht werth, Ihr Sohn zu seyn! Ich habe gesündiget wider den Himmel und wider Sie.“ — So redete Carl mit angestrengter Bewegung, und blickte dann mit einem Blicke der tiefsten Wehmuth Mutter und Schwester starr an. „Auch du hier, Clementine; auch dein Unglück hab' ich bereitet! — Du kannst mit Rudolph nicht glücklich seyn; er ist ein schlechter Mensch! O ich Ungeheuer, das die Erde verschlingen sollte! Ich hätte verdient, von Gott im Zorne getödtet zu werden, wie jene vierundzwanzigtausend Israeliten zu Moses Zeiten, welche der Unzucht sich ergeben hatten.“ *)

„Carl, mein Sohn, sprach die Gräfin, indem sie sich ihm nahete, um ihn zu umarmen, weil ich nur dich wieder habe; nun dulde ich gerne jedes Leiden!“

---

*) 4 Mos. XXV.

Eben so nahete sich Clementine und grüßte ihn mit der herzlichsten Zärtlichkeit. Alle drei feierten die ersten Augenblicke des Wiedersehens im stillen Aufblicke zu Gott.

„Aber wie kamen sie doch hieher?“ fragte Carl. Die Gräfin erzählte ihm die Veranlassung, und schloß: „Augenscheinlich hat uns Gott geleitet. Aber wichtiger für mich ist zu vernehmen, wie du hieher kamst, lieber Sohn.“

Ich, antwortete Carl, wurde durch das, was vorgefallen war, so erschüttert, daß ich mich lange gar nicht fassen konnte. Ich wollte mich selbst tödten; allein da fuhr der Gedanke wie ein Blitzstrahl durch die Seele: Elender, dann machst du das Maß deiner Verbrechen erst ganz voll; bereitest dir sichere Verdammung, und deiner guten Mutter vielleicht einen schrecklichen Tod. Wirst also, da du schon ein zweifacher Mörder geworden bist, ein vierfacher. Ich entschloß mich nun nach Frankreich zu fliehen, um dort eine solche Lebensweise zu suchen, bei welcher ich mein bisheriges Leben bereuen, mich mit Gott wieder aussöhnen, und der Menschheit, der ich bisher durch ein Beispiel und durch meine Handlungen so sehr geschadet habe, in etwas nützlich werden zu können. Aber Ihnen gute Mutter, getrauete ich nie mehr unter das Angesicht zu treten! Doch hätte ich Sie bald von meiner Lage in Kenntniß gesetzt.“

„Allein der Schmerz über mein Vergehen und über das Ende der durch mich doppelt unglücklichen Johanna verzehrte meine ganze Kraft. Ich fand

nirgends Ruhe. Ganz entkräftet sank ich vor etwa sechs Wochen in einem Walde, der nicht weit von hier seyn soll, unter einem Baume nieder, und verfiel das erstemal nach so langer Zeit in einen Schlaf, aus dem ich vielleicht nimmer erwacht wäre, wenn Gott nicht besonders für mich Elenden gesorgt hätte. Als ich erwachte befand ich mich hier. Da wurde ich nun so verpflegt, daß ich mich bald erholte, und mich schon lange würde ganz erholt haben, wenn nicht ein Wurm in meinem Innern nagen würde."

„Nun kommt erst das Wichtigste, fuhr Carl fort. Als ich wieder zum Erwachen kam, stand vor mir — wer meinen Sie? — Sophie. Mein Gott, rief ich, das ist dein Geist! Sophie, du bist ein Engel! Darauf sank ich in eine Ohnmacht, und als ich mich wieder erholt hatte, so glaubte ich die Erscheinung sey ganz wahr gewesen, ich habe wirklich Sophiens Geist gesehen, und das Andenken an die schändliche Art, mit welcher wir (o Mutter, vielleicht haben Sie dieses Geheimniß teuflischer Bosheit durch Johannens Geständnisse erfahren!) die edle Sophie bei Ihnen zu verlaümden suchten, folterte mein Gewissen noch schrecklicher. Ich wurde aber bald überzeugt, daß dieses Fraülein die Besitzerin dieses Landgutes sey. Sie ließ mich auf ihre Ankunft vorbereiten, und kam dann wieder zu mir. Sie war wirklich Sophie. Da ich aber merkte, daß sie mich nicht kenne, (denn ich selbst kannte mich nicht mehr, wenn ich mich in einem Spiegel betrachtete) so wollte ich mich auch nicht zu erkennen geben, und sie forschte bisher nicht nach meinem Namen; sorgte

aber auf das Zärtlichste für mich. Ich wollte mich bisher ihr oft zu erkennen geben; aber es war mir unmöglich. Indeß scheint es doch, daß sie mich schon erkannt habe; da sie aber vielleicht aus Zartgefühl sich nicht erklärte, und ich mich aus Scham nicht erklären konnte, sondern immer einen günstigen Augenblick abwartete, so weiß ich noch nicht bestimmt, ob sie mich wirklich kenne."

„Guter Gott, rief die Gräfin sehr bewegt aus, wie wunderber bist du doch in deinen Führungen! O Carl! o Clementine! möchte unser ganzes Leben von nun an eine ganz andere Richtung bekommen!"

„Ja, fiel Carl ein, dieß war mein Wunsch schon lange. Sophie, diese reine Seele, ist ein Engel für die ganze Umgegend, und rettet so viele Menschen vom geistigen und leiblichen Verderben. Und wir, wir hätten weit mehr Gutes thun können, als sie, wenn wir der Stimme der Welt, und der Stimme unsers Fleisches und Blutes nicht gefolgt wären! Nun sind wir zum Abscheu geworden vor den Menschen; haben Zeit und Vermögen, ja sogar Ehre und Gesundheit der Sünde geopfert; ernten jetzt wirklich schon Verderben, weil wir auf das Fleisch säeten; und was wartet erst auf uns in der Ewigkeit? O Clementine, auf uns wartet ein schreckliches Gericht! Wenn reine Herzen selig gepriesen werden und Gott schauen, so werden eben so gewiß unreine unselig seyn und Gott nicht schauen dürfen. Siehe das Blut der Johanna und ihres Kindes schreiet zum Himmel um Rache; und viele andere Seelen, die wir geärgert haben, mögen einst ewig über uns

fluchen. Ja wahrlich: Die Sünde ist der Leute Verderben."

„Wenn ich nun einen Vergleich zwischen uns und zwischen Sophie anstelle, da sehe ich den herrlichen Triumph der Tugend, und die schändliche Niederlage des Lasters!"

„O Gott, wie selig ist der Mensch, der deine Gebote hat und sie beobachtet! Wie beseligt er andere! Aber wie unselig ist der, der deine Gebote nicht beobachtet! Er ist eine wahre Pest der Menschheit!"

„Haben Sie denn, sprach er zu seiner Mutter, Sophien nicht gesehen? Sie würden dieselbe augenblicklich kennen; denn noch dieselbe Jugendblüthe, dieselbe Heiterkeit schwebt auf ihrem Angesichte, wie ehemals, da sie bei uns war; nur scheint sie mehr verklärt, und durch Siege über jede Versuchung geadelt zu seyn. Ich einmal kann sie ohne tiefe Ehrfurcht nicht ansehen. Daß ihre ganze Tugend nicht die Schminke erzwungener, selbstgemachter pharisäischer Frömmigkeit, sondern die Frucht eines kindlichglaubenden, und von inniger Liebe zu Christus ganz durchdrungenen Herzens ist, kann man gar leicht erkennen; und gerade dieß allein gibt ihr den rechten Werth und die höhere Weihe. Sie ist nur deßwegen Jungfrau, um, wie der Apostel sagt, nur auf das zu sinnen, was des Herrn ist, daß sie an Leib und Geist heilig sey. *) Ich setze noch

*) 1 Cor. VII, 34.

noch hinzu: Um dem Herrn und allen Menschen dienen zu können."

„Was ist es doch Schönes, Großes und Edles um eine reine Seele! Wahrlich, sie ist eine Königin der Menschheit! Eine würdevolle Majestät strahlet aus ihrem einfachen ungekünstelten Wesen hervor, und ihre Worte, ja schon ihre Blicke haben eine Kraft, welche dem elenden Weichling Furcht und jedem bessern Gemüthe Hochachtung und Liebe einflößen. Wer aber seine Unschuld einmal verloren hat, hat einen Himmel verloren, den keine Zeit und keine Ewigkeit, keine Reue und keine Thräne mehr herstellen kann. Ja wohl

Unschuld und verlorne Zeit
Kommt nicht mehr in Ewigkeit!"

Clementine seufzte in der Stille; die Gräfin aber sprach: „Guter Carl, du greifst dich zu sehr an; ich fürchte, daß es dir schaden möge. Indeß freut sich mein Mutterherz mehr noch über deine Gesinnung, als über dein Wiederfinden. Gott sey also doppelt Dank gesagt, daß ich dich gefunden und so gefunden habe, wie ich es wünsche. Du hast recht, daß der Mensch, welcher seine Unschuld verloren hat, des edelsten Schatzes beraubt ist, der durch nichts mehr errungen werden kann. Aber eines kann der Christ, nämlich auf dem Wege der Buße Vergebung und Gnade suchen; und wohl ihm, wenn er dieses einzige Mittel ergreift! Freilich hat ein solcher Kämpfer Leiden u. s. w., von denen der Reine nichts weiß; aber sie demüthigen ihn um so mehr,

und drängen ihn, zu dem Zuflucht zu nehmen, der in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen."

„Doch darüber wollen wir künftig noch Vieles sprechen. Du fragtest am Anfange, ob wir Sophie nicht gesehen haben? Man sagte uns, sie sey verreiset, werde aber heute noch zurückkehren. Als wir aber ihren Namen hörten, als wir die Denksprüche in den Unterrichtszimmern der Kinder und die ganze Einrichtung sahen, sagte ich gleich zu Clementinen: Da weht Sophiens Geist. Sie ist es also wirklich. Wie wunderbar hat uns Gott geführt! O meine Kinder, laßt uns sein Gnadenangesicht aufrichtig suchen, und uns Ihm künftig ganz hingeben!"

Carl und Clementine, die sich umarmten, versprachen feierlich, diesen Wunsch zu erfüllen.

Carl bemerkte, daß Sophie schon einige Tage verreist sey, daß sie aber vor dem nächsten Sonntag gewiß komme, weil da der weiße Sonntag sey, an welchem mehrere Kinder in der Anstalt das Erstemal an dem Tische des Herrn erscheinen dürfen.

„Mein Gott! sagte die Gräfin, welche Erinnerungen mag diese Feier an diesem Tage in Sophiens und welche in meinem Herzen hervorbringen! Und doch freue ich mich, dieser Feierlichkeit beiwohnen zu dürfen. O Sophie, wie hat sich seit jenem weißen Sonntage in Friedheim so Vieles geändert! Wenn nun der ehrwürdige Pfarrer von Friedheim hier seyn könnte, wie würde da sein Herz vom Danke und von Lobpreisungen auf Gottes Güte und Treue überströmen!"

Clementine, die bisher ihren Schmerz und ihre Freude meistens nur durch Thränen ausdrückte, sprach: „Aber zuerst müssen wir Sophie um Verzeihung bitten, und von ihr Vergebung uns erflehen.“

In demselben Augenblicke trat Sophie in das Zimmer, und fiel der Gräfin um den Hals. Ein Ausdruck der Freude drängte sich aus Aller Herzen, und keines konnte Worte genug finden, um die Empfindungen seines Herzens auszusprechen.

Clementine warf sich indeß vor die Füße Sophiens, und flehte um Vergebung. — „Ach Clementine, sprach Sophie, warum denn vergeben? Betrübe mein Herz nicht, laß uns das wieder werden, was wir früher waren: Eines Sinnes im Herrn, der Alles so wohl gemacht und mein Gebet erhört hat. — So mußte es gehen!“

„Was würde, fiel die Gräfin ein, doch der liebe theure Pfarrer sagen, wenn er diese Scene sehen könnte?“

„Gepriesen sey der Herr!“ ertönte eine Stimme, während der Pfarrer von Friedheim die Thüre öffnete und hereintrat.

„Mein Gott! mein Gott! sprach die Gräfin; ich meine aus der Hölle meines Schlosses hier in den Himmel versetzt zu seyn. Dort lauter Schreckensnachrichten und hier Wonne über Wonne. Ach, mein Herr Pfarrer! Sie hier zu treffen, das hätte ich wahrlich nicht vermuthet!“

Sophie erzählte die Veranlassung, daß sie nämlich ihren Herrn Pfarrer, dem sie nach Gott ihr

ganzes Glück verdanke, von ihren Verhältnissen in Kenntniß gesetzt, und ihn gebeten habe, heuer den weißen Sonntag hier zu feiern; welcher nun ihre Bitte gewährte, und ihr Freude bereitete, die sie nicht aussprechen könne.

Nachdem der Pfarrer jedes der Anwesenden besonders gegrüßt, und seine innige Freude über dieses Zusammentreffen ausgedrückt hatte, so bemerkte er, daß wohl Alle, wie er, der Erholung bedürfen; und daß also Alle an diesem Abende in dankbarer Freude gegen Gott beim Genusse eines frugalen Mahles sich erquicken sollen.

Nach einer kurzen Zeit versammelten sich Alle im Speisesaale, und der Pfarrer suchte nun die zu sehr ergriffenen Herzen der gräflichen Familie auf etwas Anderes hinzulenken. Im Allgemeinen sprach er von den wunderbaren Führungen des Herrn, und wie Er gar Alles zum Besten lenke denen, die Ihn lieben.

Nachdem er mit der traurigen Geschichte der gräflichen Familie und mit Sophiens wunderbaren Führungen näher bekannt wurde, so suchte er durch weise Belehrung und durch Tröstungen aus der Fülle seines Gott begeisterten Herzens zu belehren, zu trösten und zu preisen.

Am andern Tage nun feierte der ehrwürdige Greis in der Kapelle des Hauses das Fest, worauf schon lange Alle im Hause sich gefreut und vorbereitet hatten.

Nachdem die Kinder um ihn versammelt waren, in denen er die Frucht von Sophiens erster Com-

munion erblickte, so war sein Herz ganz von Dank zu Gott erfüllt. Er sprach daher mit der ihm eigenen Herzlichkeit von den schönen Früchten eines reinen Herzens, und von dem Segen, den es sich und Andern bereiten kann; dann machte er auf die vielen Feinde, die der Unschuld drohen, aufmerksam, und suchte in die guten Kinderherzen eine recht heilige Liebe zu Christus und einen tiefen Abscheu gegen jeden Gedanken an eine Sünde einzupflanzen, indem er die Liebe Christi zu uns Menschen und die schrecklichen Folgen des Undankes gegen Gott, welche vorzüglich in Uebertretung seiner heiligen Gebote besteht, auf das Lebhafteste schilderte.

Die Kinder gelobten heilige Liebe und Treue ihrem Erlöser. Besonders bei Erneuerung des Taufbundes versprachen sie auf das Feierlichste die Taufgnade als den höchsten Gnadenschatz zu achten, und durch nichts dieselbe sich rauben zu lassen. Die Erwachsenen, welche zugegen waren, und namentlich die gräfliche Familie, zerfloßen in Thränen der Reue und riefen mit lauter Stimme: „Was müssen denn wir thun, die wir unserm Erlöser so untreu waren und der Sünde lebten?“

„Bekehret euch, sprach der Pfarrer, thut Buße, und werdet wie die Kindlein, dann werdet ihr Gnade und Vergebung erlangen, und in das ewige Leben eingehen können.“

„O meine Lieben, fuhr er fort, haltet seine Gebote, denn sie sind nicht schwer! Zwar dem sinnlichen Menschen scheinen sie eine Bürde und ein Joch zu seyn, die aber dem Geiste süß und leicht sind.“

„Wir brauchen nach unsern Uebertretungen einen Erlöser, bei unserer Unwissenheit einen Lehrer, bei unserer Blindheit einen Freund, der uns unser Verderben zeigt; wir brauchen bei unserer Schwachheit einen Kraftverleiher zum Guten, und dann einen Seligmacher. Ein solcher Erlöser, ein solcher Lehrer, ein solcher Freund, ein solcher Kraftverleiher, ein solcher Seligmacher kam vom Himmel auf unsere Erde herab; ja noch mehr: Er war und ist Gott, und wurde Mensch, um uns alles das seyn zu können, was wir brauchen.“

„Gebt Ihm euch ganz hin; benützet die schönen Anstalten in seiner von Ihm gestifteten Kirche, wodurch ihr mit Ihm ausgesöhnt und vereinigt werden könnet. Laßt euch von Ihm leiten! Bleibet Ihm treu, heiliget Ihn in eurem Herzen und verherrlichet Ihn durch einen Wandel nach seinem Vorbilde!“

Während der ganzen Handlung stand Sophie, oder vielmehr sie lag meistens auf ihren Knieen da, wie ein irdischer Engel. Aller Augen waren auf sie gerichtet, und ihr ganzes Wesen sprach die Herzen noch kräftiger an, als die Worte des ehrwürdigen Pfarrers. Besonders blickten die Gräfin und ihre zwei Kinder mit ganz besonderen Empfindungen auf sie hin.

Der rührendste Auftritt begann erst im Saale, wohin sich die ganze Versammlung nach Beendigung des Gottesdienstes begeben hatte.

8.

Hier stand Sophie, umgeben von allen Bewohnern ihres Hauses. Auf einer Seite hatte sich die muntere Jugend an sie angeschmiegt, deren frohe Blicke die freudig dankbaren Empfindungen gerührter Herzen aussprachen. Auf der andern Seite standen die Erwachsenen, welche den Gefühlen ihrer von Reue und Dank durchdrungenen Gemüther nur durch Thränen Luft machen konnten.

Alle sahen Sophie für einen Engel an; die erstern für einen schützenden, die letztern für einen rettenden. Die feierliche Stille, welche nur durch einzelne Seufzer unterbrochen wurde, unterbrach Sophie ganz, indem sie mit einem demuthsvollen Blicke nach Oben sprach: „Nicht ich bin es, meine Lieben, die euch schützet und rettet, sondern Gott ist es! Ihm gebt die Ehre! Ich bin nur ein Werkzeug in seiner erbarmenden und liebenden Hand. Ihr, liebe Kinder, wandelt die Wege der Unschuld und Gott wird euch immer schützen. Ihr Andern aber sollet nicht zurücksehen von der schmalen und rauhen Bahn der Buße auf die breiten Wege der sinnlichen Vergnügen; dann wird der Herr mit euch seyn und euch einst einführen in seine Herrlichkeit. Allen aber kann ich nur das Eine sagen: Wachet, betet, kämpfet, und ihr werdet siegen!“

Auf einen Wink Sophiens entfernten sich die Anwesenden, nur der Pfarrer und die gräfliche Familie blieben bei Sophien.

Die Gräfin, so wie Carl und Clementine, konnten sich nicht länger mehr halten; sie fielen vor

Sophie auf die Kniee nieder und riefen mit Einer Stimme: „Heute, am Triumphfeste der Unschuld, soll das Laster vor Ihren Füßen liegen, und das feierliche Bekenntniß ablegen: Der Triumph der Unschuld ist ein Fest des Ruhmes vor Gott, der Freude vor den Engeln, und des Segens für die Menschheit. Das Ende des Lasters aber Fluch vor Gott, Pein für das Gewissen, Schande und Nachtheil für die Menschen!"

„Siehe edle Siegerin, rief Carl mit besonderer Empfindung, hier diejenigen vor deinen Füßen, die mit List und Gewalt deine Unschuld rauben wollten, und mit Bosheit über dich gesiegt zu haben vermeinten, und die nun deine Unschuld stillschweigend besiegt hat. Mein ganzes Wesen war heute nur eine Empfindung, nämlich: So triumphirt die Unschuld! Ich gebe mich ganz zu deinem Dienste hin, und werde nicht aufstehen, bis du (verziehen hast du schon), bis du mich in deine Dienste aufnehmen wirst."

Die Gräfin und Clementine sagten dasselbe.

Sophie und der Pfarrer von Friedheim gaben sich alle mögliche Mühe, um die Gräfin und ihre Kinder zu beruhigen. Nachdem Sophie die gräfliche Familie beruhigt hatte, sprach sie: „Nicht mir, meine Lieben, sondern dem Herrn allein gebührt die Ehre! Hätte Er mich nicht erhalten und beschützt, ach, was wäre aus mir geworden! Er, der mich schwache, zur Sünde so geneigte Magd erhalten hat mit seiner Gnade, Er kann auch die Gefallenen wieder aufrichten und wird es thun. Ihm wollen wir uns ganz ergeben!"

Darauf machte sie den Vorschlag, daß man sich zuerst durch Speise und Trank erquicken und dann ruhig über die Sache sprechen solle. Da der Pfarrer Sophiens Antrag unterstützte, so fügte sich auch die Gräfin und mit ihr Carl und Clementine.

Sophie hatte sich entfernt, um einige Anordnungen zu treffen, und diese Gelegenheit benützte die Gräfin, um vor dem Pfarrer ihr ganzes Herz auszuleeren.

„Welch ein Unterschied, fing sie an, Herr Pfarrer, zwischen dem Kinderfeste in Friedheim vor vierundzwanzig Jahren und dem heutigen! Wie Vieles hat sich indeß geändert? Welch ein reicher Erntetag für Ihre edlen Bemühungen! Welch ein Triumphfest für Sophiens stille Unschuld, und welch eine Niederlage für den täuschenden Flitterglanz der Weltehre und der sinnlichen Vergnügen!“

„Wie stand ich da Sophien gegenüber! Aus ihrem ganzen Wesen strahlte mir derselbe Geist der Unschuld und innern Seelenruhe entgegen, der mich vor vierundzwanzig Jahren zu Friedheim zu ihr hinzog! Nun ist Alles an ihr veredelt und zur Vollkommenheit gesteigert. Und welch einen Segen hat dieses liebliche Wesen verbreitet!“

„Und ich mit meinen Kindern, wie sind wir das Gegentheil, und nur darum das Gegentheil, weil wir die schöne und schmale Bahn der Unschuld und stillen Einfalt verlassen, und die breite Straße des sinnlichen Vergnügens angetreten haben! Ach, was liegt doch zwischen beiden Wegen! Zu welch einer

Höhe von innerer Seligkeit und Menschenbeglückung führt der erstere, und in welch einen Abgrund von Schande, Reue und Aergernisse stürzt der letzte! Ja mein Gefühl war Carls Gefühl; mein ganzes Wesen sprach zu mir: So triumphiren Glaube und Unschuld über Unglaube und sinnliche Vergnügen!"

„Wie könnten wir so selig seyn, wenn wir uns von Sophiens Geist hätten leiten lassen, und wie sind wir so unglücklich, da Rudolphs böser Geist Eingang in mein Haus fand!"

Da nun Sophie wieder angekommen war, so setzte man sich, um ein Mittagsmahl zu genießen. Während der Mahlzeit suchte die Gräfin Sophiens nähere Geschichte zu erfahren — seit der Entfernung von ihrem Schlosse. Sophie erzählte zwar, daß sie in ihrem jetzigen Schlosse bei einem schon etwas bejahrten Edelmanne hier, dessen Frau gestorben war, und der keine Kinder hatte, in Dienst aufgenommen wurde, welcher ihr später die Führung seines Hauswesens ganz übertrug, und sie zuletzt als Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte, das sie nun nach und nach zu einer Erziehungs-Anstalt für verwahrlosete Kinder und zu einer Zufluchtsstätte Unglücklicher angewendet habe. Allein die Hauptsache, welche Carl schon erfahren hatte und nachher erzählte, umging sie.

Jener Edelmann, dessen Erbin Sophie wurde, hatte früher einen ausschweifenden Lebenswandel geführt, und viele Personen unglücklich gemacht. Daher jedes ehrliche Frauenzimmer seinen Umgang zu meiden suchte und er nur ein schlechtes Gesindel

in seinem Schlosse hatte. Daher kam es, daß Sophie sogleich Aufnahme fand. Hätte sie aber des Edelmanns Betragen gewußt, so wäre sie gewiß nie in seine Dienste getreten. Allein durch die nämliche Tugend, mit welcher Sophie seinen Lockungen widerstand, und mit welcher sie alle mögliche Arten von Qualen erduldete, wurde er so beschämt, und zuletzt von einer solchen Ehrfurcht gegen sie erfüllt, daß er sein früheres Leben bereuete, sich gründlich bekehrte und Sophie als seine Tochter annahm, welche dann die bisherige Vorhölle aller Laster in einen Vorhof des Himmels umwandelte. Diese näheren Umstände, welche sogar dem Pfarrer unbekannt waren, erfüllten Alle mit noch mehr Hochachtung für Sophie.

Da nun die Gräfin, so wie Carl und Clementine, ihre Anträge wiederholten, nämlich bei Sophie zu bleiben, und ihr ganzes Vermögen ihr zuzuwenden, und da Sophiens Gegenreden sie nicht vermochten, von ihrem Vorhaben abzustehen, so sprach der Pfarrer: „Wenn wir die schöne Bahn der Tugend verlassen, und die bittern Folgen erfahren haben, die der Weg der sinnlichen Vergnügen früher oder später bereitet, so bleibt uns nichts übrig, als die Bahn der Buße anzutreten, wenn wir wieder zu dem herrlichen Ziele unserer Bestimmung gelangen und den Endzweck des Glaubens, nämlich der Seele Seligkeit, erreichen wollen.“

„Obwohl uns unser Glaube die unaussprechlich große Versicherung gibt, daß wir Vergebung und Gnade nur in Christus finden, so sind wir eben

deßwegen verpflichtet, unsere Gegenliebe zu Ihm, der uns durch sein Wandeln hienieden, durch sein Leben, Leiden und Sterben eine solche Seligkeit bereitet hat, alle unsere Kräfte und unser Vermögen, die wir früher zur Befriedigung unserer sinnlichen Lüste u. s. w., und zum Verderben oder Aergerniß Anderer verwendet haben, nun zur Verherrlichung seines Namens und zum Wohle unserer Mitmenschen zu verwenden."

„Euer Excellenz, fuhr der Pfarrer zur Gräfin sich wendend fort, und Graf Carl haben höhere Pflichten, als hier zu bleiben; denn Gott hat Sie in Verhältnisse gesetzt, in welchen Sie sowohl durch Ihr Beispiel, als durch Thaten segensvoll wirken können. Diese Berufspflichten gehen nun jeder andern gutgemeinten Bußübung vor; denn jeder Mensch muß immer zuerst seine Pflicht erfüllen. Zudem sind Sie jetzt in einer solchen Gemüthsstimmung, daß Sie nicht mit reifer Ueberlegung und ruhiger Umsicht handeln könnten, was doch immer höchst nothwendig ist, wenn man einen Entschluß für seine zukünftige Lebensweise fassen will, wobei man gewöhnlich in einen entgegengesetzten Fehler gerathet; die Leidenschaft führt auf Abwege, sie mag zur Sünde oder zur Buße begeistern. Nur die reine Liebe zu Gott macht den Sieg über die Sünde leicht, und gibt der Buße die rechte Richtung."

„Nun, sprach Clementine, ich habe also keine höhere Pflicht. Wie glücklich bin ich, wenn ich bei Sophie bleiben darf, und wenn sie mich nur als eine ihrer geringsten Mägde annimmt!"

„Nicht als eine Magd, sondern als eine geliebte Schwester erkenne ich dich, Clementine, erwiderte Sophie, und freue mich, wenn ich wieder in deiner Nähe seyn darf!“

„Dieß kann so lange seyn, sprach der Pfarrer zu Clementinen, bis Ihr Verhältniß zu Ihrem Gatten geordnet ist, und dann erst muß es sich entscheiden, ob Sie wieder zu Ihrem Gemahl zurückkehren, oder hier bleiben können.“

„Indeß soll alle Sorgfalt angewendet werden, den unglücklichen Rudolph wieder zu gewinnen, um ihn vor dem zeitlichen und ewigen Verderben zu bewahren, dem er jetzt entgegen eilt.“

„Nun, sprach die Gräfin, da meine Tochter hier bleiben, und mein Sohn sein väterliches Erbe antreten und verwalten soll, so bleibt mir doch noch eine freie Wahl übrig, nämlich die eines Wittwensitzes. Das Kinderfest zu Friedheim hat den Grund zu dem heutigen Triumphfeste für Sophie und zu unserer Bekehrung gelegt; das Andenken an dasselbe soll durch eine That verewigt werden. Mein Wittwensitz sey: Friedheim, und: Ein Sophien-Institut daselbst sey mein künftiger Wirkungskreis!“

Der Pfarrer und Sophie sahen die Gräfin mit gerührter Empfindung an, und drückten ihre Freude über diese schöne und edle Wahl aus.

„Noch Eines, fuhr die Gräfin fort: Da in Sophiens Geschichte jener Wahlspruch, der ihr bei ihrer ersten Communion als Wegweiser auf ihre Lebensreise mitgegeben wurde, eine so wichtige Rolle

spielt, so soll auch das Sophien-Institut in Friedheim mit einem Wahlspruch versehen werden, der nicht nur den Geist des Institutes verkünden soll, sondern zugleich der passendste Schluß auf Sophiens Geschichte ist. Nämlich:

„O wie schön ist ein keusches Geschlecht im (Tugend-) Glanze: denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und bei Menschen ist es anerkannt! Ist es gegenwärtig, so ahmet man ihm nach; entzieht es sich den Augen, so sehnet man sich darnach, und ewig triumphirt es mit der Siegeskrone und trägt den Preis für die Kämpfe unbefleckter Reinigkeit davon. Aber die fruchtbare Menge der Gottlosen nützet nichts, unechte Sprößlinge wurzeln nicht tief, und legen keinen dauerhaften Grund. Und wenn sie auch eine Zeitlang an den Zweigen grünen, so werden sie doch, weil sie nicht fest stehen, vom Winde hin und her getrieben, und durch die Uebermacht der Stürme entwurzelt. Denn ihre Aeste werden abgebrochen, ehe sie ausgewachsen sind; ihre Früchte sind unnütz und bitter zum Essen, und taugen zu nichts. Denn die Kinder, so aus einem gesetzwidrigen Beischlafe geboren werden, sind Zeugen der Bosheit wider ihre Eltern, wenn sie gefragt werden.“ *)

Kaum hatte die Gräfin geendet, so ertönte von dem Schloßhofe herauf folgender Gesang, den die Jugend angestimmt hatte:

---

*) Buch der Weisheit IV, 1—6.

„Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nie von mir!
Leite mich durch's Thal der Mängel
Bis hinauf, hinauf zu dir.
Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig seyn,
Daß ich stündlich besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereu'n!

Gehe täglich mir zur Seite,
Wann mir manche Schwachheit winkt,
Gib dann auch mir das Geleite,
Wenn mein müdes Leben sinkt.
Sey in einer Welt voll Mängel
Stets mein Schild und mein Panier!
Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!"

Der Pfarrer wollte der fröhlichen frommen Kinderschaar seinen Beifall zu verstehen geben; aber ernstere Stimmen, welche auf der andern Seite des Hofes sich hören ließen, hinderten ihn. Es sangen die Erwachsenen:

„Die Wollust kürzt des Lebens Tage
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben ehrt.
Wie blühte nicht des Jünglings Jugend,
Doch er vergaß den Weg der Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt.

D'rum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach! und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.

Erzitt're vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan."

So endete der festliche Abend in Sophiens Schlosse, und die nächsten Tage wurden zur nähern Prüfung und Veranstaltung der vorgenommenen Plane benützt.

Das

Das siebente Gebot.

„Du sollst nicht stehlen!“

2 Mos. XX, 15.

„Das Verbot: Du sollst nicht ehebrechen! du sollst nicht tödten! du sollst nicht stehlen! du sollst kein falsches Zeugniß geben! du sollst nicht gelüsten! und jedes andere Gebot ist in dieser Vorschrift enthalten: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!' Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses." Röm. XIII, 9. 10.

„Wer mit einem Diebe Theil hat, haßt seine Seele."
Sprichw. XXIX, 24.

„Eine Seele, die sündigt und den Herrn verachtet, und ihrem Nächsten eine Hinterlage ablaügnet, die ihrer Aufsicht anvertraut war, oder mit Gewalt etwas abzwingt, oder eine Schmach anthut, oder etwas Verlornes findet und es ablaügnet, und überdieß falsch schwöret, — die soll, der Missethat sich überzeugend, zurückgeben Alles, was sie betrüglich behalten wollte, die ganze Sache und den Fünftheil dazu." 3 Mos. IV, 2—5.

„Wer Schätze sammelt mit lügenhafter Zunge — fällt in die Stricke des Todes." Sprichw. XXI. 6.

„Keiner gehe zu weit und übervortheile seinen Bruder im Geschäfte; denn der Herr ist Rächer von allem diesem."
Thessal. IV, 6.

„Ihr sollet kein Unrecht thun im Gericht, in der Elle, im Gewicht, im Maß." 3 Mos. XIX, 35.

„Ueberschreite nicht die alten Grenzen, die deine Väter gesetzt haben." Sprichw. XXII, 28.

„Du sollst deinem Bruder weder Geld, noch Früchte, noch irgend ein Ding auf Wucher leihen." XXIII, 19.

„Du sollst dem dürftigen und armen Bruder seinen Lohn nicht versagen, — sondern an demselbigen Tage sollst du ihm den Lohn seiner Arbeit geben, — auf daß er nicht wider dich zum Herrn rufe."
5 Mos. XXIV, 14, 15.

Die ungleichen Brüder.

1.

Ein Taglöhner hatte zwei Söhne, wovon der ältere Johannes, der jüngere Georg hieß. Johannes war ein munterer, fröhlicher Knabe, der gerne in der Nähe seines Vaters war, mit ihm arbeitete, bei der Arbeit stets zu singen pflegte, und die größte Freude hatte, wenn er einem Menschen einen Gefallen erweisen konnte. Wenn er Wasser und Brod hatte, so war er zufrieden und hielt sich für den glücklichsten Menschen in der Welt.

Sein jüngerer Bruder Georg dagegen war stille, zurückgezogen, sah schüchtern aus und blickte meistens zur Erde. Die Mutter hielt ihn für fromm und gut, und er war deßwegen ihr Liebling. Da sie ihm Alles gestattete, was er verlangte, ihn zu Näschereien verleitete und nie wegen einer Unart bestrafte, so machte sie der Vater öfters aufmerksam, welche nachtheilige Folgen dieß nach sich ziehen könne. Allein die Mutter entschuldigte ihren Liebling auf alle mögliche Weise; und vorzüglich damit, daß ihn der Vater nicht möge, daher sehe er Alles an ihm und lasse dem bösen Johannes alle Streiche ungehindert ausführen.

Georg durfte nicht arbeiten, sie gab ihm heimlich bessere Kost und sorgte für schönere Kleider. Um den Frieden zu erhalten, schwieg der Vater, und sorgte um so mehr für seinen Johannes, den er zu seiner Arbeit schon brauchen konnte und ihn immer mit sich nahm.

Eines Tages arbeitete Norbert, so hieß der Taglöhner, bei schwüler Sommerhitze im Walde mit seinem Johannes. Da aber Beide sehr matt und ermüdet waren, sagte Johannes: „Vater, wir wollen ein wenig ausruhen; der Forstmeister sieht uns ja nicht, und wenn wir dann die Klafter kleiner machen, oder krummes Holz hineinlegen, so können wir doch fertig werden; die Andern machen es öfters so!“

„Johann, Johann, sprach der Vater mit großem Nachdruck, das ist eine böse Sprache und diese kommt aus keinem guten Herzen! O mein Sohn, bewahre doch dein junges Herz vor solchen Gedanken! Siehe, das wäre ein schändlicher Betrug, ein dreifacher Diebstahl, eine dreifache Versündigung gegen das siebente Gebot! Wir stehlen da für's Erste dem lieben Gott die Zeit ab, wofür wir einmal Rechenschaft geben müssen; zweitens stehlen wir den Lohn: denn die Stunde, wo wir ausruhen würden, wird uns bezahlt; drittens stehlen wir den Leuten, die das Holz kaufen, und die wir so betrügen würden, das Geld ab.“

„Wenn uns kein Mensch sieht, so sieht uns Gott. Wir müssen unsere Arbeit nicht bloß um des Lohnes wegen und nicht bloß so verrichten, daß die Menschen damit zufrieden sind, sondern daß Gott damit zufrieden ist. Wenn Andere Unrecht thun, so sollen

wir dieß verabscheuen und nicht nachahmen; nicht was Andere thun, sondern was Gott sagt, müssen wir befolgen. Zudem ist der Müßiggang aller Laster Anfang. Im Kleinen fängt man an, und mit dem Großen hört man auf. Wenn du heute eine Stunde auszuruhen dir getrauest, und vor Gott dich nicht fürchtest, so wirst du bald auch zwei Stunden ausruhen, — zuletzt gar nichts mehr thun, und wovon sollst du denn leben? Am Ende nimmt man seine Zuflucht zum Handel, und betrügt damit, und zuletzt stiehlt man gar. Siehe, das ist der Anfang und der Fortgang auf dem breiten Wege, der zum Galgen und aber noch ganz bestimmter zur Hölle führt! O Sohn, schaudere zurück vor der ersten Veranlassung; arbeite gerne, denn es steht geschrieben: Der genügsame Arbeiter führt ein angenehmes Leben und findet einen Schatz in seiner Arbeit.*) So sagt Gott. O Sohn, habe Gott stets vor Augen! Liebe die Arbeit! Gott will, daß wir arbeiten sollen.

Arbeit erhält den Leib gesund,
Macht schmackhaft jede Speis' dem Mund;
Sie nährt den Menschen immerhin,
Macht frohen Muth und heitern Sinn!

Dieses Sprüchlein habe ich noch von meinem seligen Vater gelernt, und ich weiß aus Erfahrung, daß es wahr ist!"

Wenn Johannes mit seinem Bruder Georg an Sonntagen in das Feld hinausging, so bemerkte er, daß derselbe eine besondere Freude hatte, wenn er

*) Sirach XL, 18.

etwas verderben, z. B. auf einem Acker etwas niedertreten, oder einen Stein in eine Wiese werfen konnte.

Einmal gingen sie an einem Garten vorbei. Georg sah da reife Früchte und wollte sie abpflücken. — „Das darfst du nicht thun, du Dieb, rief Johannes; du kommst gewiß noch an den Galgen! Weißt du nicht, daß der Vater sagt, man dürfe nicht einmal etwas Gestohlenes anrühren?"

„O das ist nur eine Kleinigkeit!" erwiderte Georg.

„Aber Gottes Gebot ist groß, sprach Johannes, und das übertrittst du. Du bist ein gottloser Mensch; warte nur, du wirst bald größere Sachen stehlen, wenn du auch größer wirst. Du fürchtest ja Gott nicht; du fürchtest Menschen mehr, als Gott; ich sage es dem Vater!"

Johannes lief auf den Vater zu, und erzählte, was Georg gethan habe. Bald kam auch Georg nach Haus, ohne zu wissen, daß Johannes daheim sey.

Der Vater fragte ihn, wo er gewesen sey. — „In der Kirche," antwortete Georg. „So, sprach der Vater, ich meine aber du lügst. Du bist anderswo gewesen!" Georg wollte anfangen zu betheuern. „Schweig mir still, rief der Vater; du hast es schon weit gebracht! Du haufst Sünde auf Sünde. Du hast gestohlen und nun lügst du deinen Vater noch an. Schau, du wirst ein böser Mensch, wenn du deinen Sinn nicht änderst!"

Georg stand wie versteinert da. Der Vater wollte ihn durch Belehrung so weit bringen, daß er eingestehen und seinen Fehler bereuen sollte. Allein

es war umsonst. Nun mußte Johannes aus der Kammer hervortreten und bezeugen, was er gesehen habe. Endlich bekannte Georg seine Schuld, weinte und wollte den Vater um Verzeihung bitten.

„Du hast, sprach der Vater vor Allem Gott beleidiget, du hast sein Gebot übertreten, da er so deutlich im siebenten Gebote sagt: „Du sollst nicht stehlen!" Bitte zuerst Gott um Verzeihung; Gott verzeiht dir aber nicht, bis du die gestohlenen Aepfel zurückgegeben hast; dann erst deinen Fehler aufrichtig bereuest, und Ihn um Verzeihung bittest; aber mit dem Vorsatze: in deinem Leben nichts mehr zu nehmen!"

Nun kam die Mutter dazu und sah ihren Liebling weinend vor den Füßen seines Vaters. Sie wollte ihn in Schutz nehmen; allein dießmal trat der Vater ernsthaft auf. „Du hast, sprach er, den Buben schon verdorben; du hast ihn zum Heucheln, zum Naschen und zum Müßiggehen verleitet! Das sind drei Laster, die ihn zum Dieb machen; und wirklich ist er schon einer. Ich muß für ihn einst Rechenschaft geben. Es ist also meine Pflicht, jetzt jedes Mittel zu ergreifen, wodurch er gebessert werden kann!"

Allein Vater Norbert starb bald; Johannes mußte in einen Dienst, und so war Georg ganz der Aufsicht seiner Mutter überlassen. Diese mußte ihrem Liebling auf Zudringen des Vormundes ein Handwerk lernen lassen, und damit ihm ja nicht zu wehe geschehen sollte, so wählte sie das Schneiderhandwerk.

2.

Beide Brüder erreichten das männliche Alter, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hatte.

Johannes war ein starker blühender Jüngling, der wegen seiner Treue und Thätigkeit sehr geschätzt wurde. Er konnte sich mit einer zwar nicht reichen, aber frommen Söldners-Tochter verehelichen, und wies die Gelegenheit auch nicht ab. Da aber seine Mutter ihr Anwesen zu gleicher Zeit ihrem Georg übergeben wollte, so mußte das väterliche Vermögen zwischen beiden Brüdern getheilt werden. Allein Johannes mußte die traurige Erfahrung machen, daß ihn Georg überall zu übervortheilen suchte. Dieß that seinem gutmeinenden Herzen sehr wehe, und er sprach zu seinem Bruder: „Laß doch keinen Streit entstehen zwischen mir und dir, und laß uns kein unrechtes Gut aneignen. Denke an unsern verstorbenen Vater, und wir müssen auch sterben. Ich will lieber weniger mit Recht, als viel mit Unrecht. Aber siehe, du versündigest dich, wenn du mich betrügst, und dieß bringt dir keinen Segen.“

Allein Georg entschuldigte sich mit heuchelnden Versicherungen, ohne sich von seinen Uebervortheilungen abbringen zu lassen.

Die Mutter fertigte Johannes sogar mit Vorwürfen ab, weil er seinem Bruder Georg früher schon die Liebe des Vaters gestohlen habe.

Johannes erwiderte: „Mutter, dieß hab' ich nicht gethan; er that es sich selbst; im Gegentheil hat er mir eure Liebe geraubt. Uebrigens liebe ich euch immer als Mutter und ehre ihn als Bruder. Wenn

es ihm besser geht, als mir, so wird es mich freuen. Ich habe von meinem seligen Vater Ehrlichkeit, Treue, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit gelernt, und dieß ist mir das beste Erbtheil."

Georg hatte Anfangs Arbeit genug; da er aber schlechte Arbeit lieferte, zuviel Arbeitslohn verlangte und zuletzt sogar Manches behielt, was nicht sein gehörte, so verlor er bald alles Zutrauen und konnte sich nur kümmerlich fortbringen. Da noch die Getreidpreise einen hohen Werth erreichten, so war es ihm unmöglich, sich und die Seinigen zu ernähren. In dieser Noth nahm er seine Zuflucht zu seinem Bruder Johannes, den er bisher als einen Taglöhner verachtet hatte.

Johannes hatte durch weise Sparsamkeit und besonders durch kluge Bearbeitung und Benutzung seiner Felder sich wirklich sehr emporgeschwungen, indem er Aecker und Wiesen nicht bloß nach dem gewohnten Schlendrian behandelte, sondern manchen neuen Versuch machte, worüber zwar Andere anfangs lachten, bald aber ihn nachzuahmen suchten, da sie den offenbaren Vortheil sahen.

Er säete z. B. in die Brachfelder Erbsen, Wicken u. dergl.; nasse Wiesen wußte er durch Gräben, die er mit Steinen ausfüllte und bedeckte, auszutrocknen; er konnte bald mehr Vieh halten und wußte den Dünger gut zu benützen. Kurz, er benützte das, was er hatte: Zeit, Verstand, körperliche Kraft und die wenigen Mittel, die er hatte, gut und gewissenhaft zur rechten Zeit, und hatte somit in der Noth keinen Mangel, sondern Ueberfluß, den er nun mit seinem Bruder Georg redlich theilte, und vorzüglich

seine alte Mutter davon unterstützte. Er wollte seinem Bruder keine Vorwürfe machen, aber nützlich auf ihn einzuwirken und ihn zu bessern, dieß lag ihm sehr am Herzen. Bei einer Gelegenheit, wo Georg sich verwunderte, daß er es so weit gebracht habe, sprach endlich Johannes zu ihm: „Lieber Bruder, der Mensch kann gar leicht das Wenigste, was ihm Gott gibt, vermehren, wenn er auf Ihn vertraut und das Alles gut benützt, was er hat. Wie Müßiggang, Trägheit und Verschwendung die Quellen beinahe aller Armuth sind, so sind Arbeitsamkeit, treue Benützung der Zeit und Sparsamkeit im Kleinen wie im Großen die besten und sichersten Quellen des Wohlstandes.“

„Siehe, du hattest mehr Erbtheil von unsern Eltern, und zehnmal mehr Vermögen von deinem Weibe als ich.“

„Du wolltest reich werden, und nun bist du arm. Klage nicht über Unglück und dergleichen, klage zuerst über dich!“

„Hättest du fleißig gearbeitet, wärest du mit deinen Forderungen nicht übertrieben gewesen, hättest du so gearbeitet, daß die Leute hätten zufrieden seyn können, hättest du nicht zu Ungerechtigkeiten deine Zuflucht genommen, hättest du die Zeit, die du so oft im Wirthshause verschwendetest und noch dazu dein Geld verzehrtest, zur Arbeit verwendet: siehe, dann könntest du jetzt besser stehen, als ich. Es wird da recht erfüllt, was Salomon sagt: „Wer zur Zeit der Kälte nicht pflügen will, wird im Sommer betteln.“ Du bist nun mit deinem Trachten nach Reichthum arm geworden und hast

dich erst noch doppelt versündigt. Für's Erste, weil du Zeit und Gelegenheit, die dir Gott gab, nicht gut benützt hast, und für's Zweite, weil du mehr verlangtest, als dir Gott gab und dir nothwendig gewesen wäre. Bedenke jetzt recht, was der Apostel sagt:

„Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels und in viele thörichte und schädliche Begierden, welche den Menschen in Elend und Verderben stürzen. Denn die Wurzel alles Bösen ist der Geiz, wodurch Etliche, die sich ihm ergeben, den Glauben verloren und sich selbst in viele Schmerzen verwickelt haben.“*)

Bruder, ich sage dir dieses nicht, um dir Vorwürfe zu machen, sondern nur um dich zu bessern!“

„Siehe, was wird aus dir und deinen Kindern werden, wenn du nicht eine andere Lebensweise anfängst! Du arbeitest nicht, und deine Kinder läßt du betteln. Müßiggang und Bettel bereiten aber den Weg zum Galgen. Junge Bettler, alte Diebe, sagte unser seliger Vater, und er hatte ganz recht. Schon Sirach sagt: „Mein Gott, ergib dich, so lange du lebest, nicht dem Betteln, denn besser ist sterben, als betteln!“**)

„Aber, was kann ich denn thun? sagte Georg. Mir gibt Niemand Arbeit, und meine Kinder haben nichts zu essen; verhungern können wir nicht!“

---

*) 1 Tim. VI, 9. 10. **) Sirach XL, 29.

„Ich, erwiderte Johannes, gab dir so viel, daß du, dein Weib und deine Kinder lange hätten leben können, wenn ihr nicht mehr gebraucht hättet, als euch nothwendig gewesen wäre. Freilich für immer könnte ich es nicht thun!"

„Wenn du aber um Arbeit nachsuchst, wenn du fleißig und treu arbeitest, dann wirst du gewiß bald Arbeit erhalten, und dich ehrlich ernähren können!"

„Was deine Kinder betrifft, so betrachte meinen Nachbar. Er hatte weniger Mittel, als du, und noch dazu sieben Kinder; doch bettelt keines und alle werden erhalten. — Aber da ist jedes Plätzchen im Garten und im Hof umgegraben, und angebaut mit Rettigen, Rüben, Salat u. dergl.; die Kinder müssen graben, begießen und ordnen; davon erhalten sie Nahrung, und können noch Manches verkaufen. Sie sammeln Blumen, Kraüter und Wurzeln, welche sie bei Apothekern und Färbern verkaufen. Der liebe Gott gibt uns gar viele Mittel zu unserer Erhaltung; wir dürften sie nur benutzen."

Georg befolgte diesen brüderlichen Rath und es ging bei ihm auch wirklich besser. Bald darauf starb sein Schwiegervater, und er erbte dessen bedeutendes Anwesen, bei welchem eine Krämerei war. Da gab nun Georg seine Arbeit auf, und verlegte sich ganz auf den Handel.

Johannes sah wohl ein, wie nachtheilig dieses Geschäft für seinen Bruder werden könne; er warnte ihn daher vor den Gefahren, die mit dem Handel verbunden sind.

„Lieber Bruder, sprach er einmal zu ihm, gib dein Handwerk nicht auf; und verlaß dich nicht auf

den Handel. Das Handwerk hat einen goldenen Boden, sagt das Sprichwort. Bei dem Handel kann gar leicht deine alte böse Neigung zum Betrug und zum Reichthum in dir wieder herrschend werden, und dann bist du verloren. Denke an den Spruch Sirachs: „Zwei Dinge scheinen mir schwer und gefährlich zu seyn: Ein Kaufmann wird sich schwerlich vor Nachlässigkeit hüten, und ein Krämer nicht rein bleiben von Sünden der Zunge,“*) und: „Wie zwischen den Fugen der Steine ein Pfahl eingetrieben wird, so dränget sich die Sünde zwischen Kauf und Verkauf. Wer nicht mit Gottesfurcht durch Fleiß erwirbt, dessen Haus wird bald zerstört werden!“**)

Allein diese Ermahnungen nahm Georg nicht so willig auf, wie die frühern. „Du meinst, sprach er, ich werde es nun besser bekommen und reicher werden, als du; und darum beneidest du mich. Da wären alle Handelsleute verdammt, wenn du recht hättest. Der Kaufende hat ja seinen Verstand und seinen freien Willen; wenn ihm etwas nicht recht ist, so kann er es bleiben lassen, und einen Gewinn darf der Handelsmann gar wohl machen, wenn er kann, er selbst wird gar oft betrogen.“

„Ich, sprach Johannes, verdamme keinen Handelsmann, und das Wort Gottes sagt nur, es sey schwer, daß ein Handelsmann von Betrug sich fern halte. Uebrigens jeder unrechte Gewinn ist ein für allemal nichts anders, als ein Diebstahl;

*) Sirach XXVI, 28. **) Sirach XXVII, 2. 4.

also Uebertretung des siebenten Gebotes; und solche wird Gott strafen."*)

„Wenn der Handelsmann betrogen worden ist und er betrügt wieder, so vermindert dieß die Sünde nicht. Und wie schwer ist es zu berechnen, wie viel Gewinn gerade Jeder nehmen darf. Würdest du nun auch bei deinem Handel dein Handwerk treiben, so würdest du nicht so viel Gewinn brauchen, und du wärest mehr gesichert. Willst du übrigens meine brüderlichen Ermahnungen sogar noch übel deuten, so thue, was du willst. Ich werde mich immer freuen, wenn es dir besser geht, als mir; merke nur diese Schriftstelle noch: „Ein Greuel ist bei dem Herrn ein doppeltes Gewicht; eine falsche Wage ist nicht gut!"**) Es gibt Handelsleute, die man wahrhaft christliche Handelsleute nennen kann, weil sie nicht nach der Sitte der Welt, noch nach ihren eigenen Lüsten und Vortheilen ihr Geschäft treiben, was sie als einen feinen Diebstahl ansehen, sondern nach der schönen Lehre Christi. Sie steigern nicht hinauf und nicht herunter. Was die Waare werth ist, das bezahlen sie beim Einkaufe, und eben so geben sie dieselbe, ohne zu schachern, ab, indem sie nur so viel Gewinn nehmen, als recht und billig ist; daher jeder redliche Käufer und Verkäufer gerne mit ihnen umgeht, weil er überzeugt seyn darf, daß er weder mit der Waare, noch im Werthe betrogen, noch überlistet wird. Wenn du dein Geschäft so treiben willst, dann wirst du zwar nicht übermäßig reich werden, aber dein Gewissen

*) 1 Theß. IV, 6. **) Sprichw. XX, 23.

rein bewahren und sicher seyn vor den Strafen, die früher oder später den feinen wie den groben Betrüger treffen; und vor den nachtheiligen Folgen, die er sich zuzieht."

Georg war der Ermahnungs- und Strafpredigten seines Bruders müde geworden, und da er sich nun wieder selbst helfen konnte, so fertigte er ihn stolz und verächtlich ab, indem er sagte: „Der Ochs gehört an den Pflug und der Herr in die Kutsche."

Johannes erwiderte diese dummstolze Rede mit einem mitleidsvollen Blicke, und ging nach Haus, die Ueberzeugung in sich fühlend, er habe an seinem Bruder gethan, was ihm möglich war, um ihn vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten. Denn er glaubte, dieß gebiete ihm das Christenthum eben so, wie es verbiete, etwas zu thun, was dem Nächsten in zeitlicher und ewiger Hinsicht schädlich seyn könnte.

3.

Georg betrieb nun sein Geschäft ganz den Grundsätzen seines Bruders und eben so den Grundsätzen des Christenthums entgegen. Vortheile erzwecken, das war seine ganze Kunst; ob mit Recht oder Unrecht, darüber bekümmerte er sich immer weniger, je mehr er seine Absicht erreichte. Ja, er rühmte sich öffentlich, wenn er einen Menschen im Kartenspiel, dem er sehr ergeben war, oder im Handel übervortheilen konnte.

Sein Vermögen vermehrte sich immer mehr und Georg wurde bald ein angesehener Mann, weil er reich war, und seine Mutter pries mit stolzer Eigenliebe diesen Wachsthum des Reichthums als einen

Beweis des Segens von Gott an, den er sich erworben habe.

Je verschwenderischer er in allen Gegenständen des Luxus wurde, desto unbilliger behandelte er Dienstboten und Handwerksleute, ohne darauf zu achten, daß auch ein solch hartes und ungerechtes Benehmen, eben so wie der Diebstahl, von Gott verboten sey.

So viel er zur Verschwendung hatte, so wenig hatte er, wenn ein Armer oder Dürftiger ihn um Aushülfe oder Unterstützung anflehete.

Wo er nichts gewinnen konnte, da gab er nichts und kaufte nichts.

So lebte nun Georg lange Zeit im Reichthum und Ueberfluß, ohne auf seinen Bruder zu achten, der sich redlich von der Arbeit seiner Hände nährte, und in stiller Zurückgezogenheit ruhig und vergnügt war. Er verachtete ihn, und fing an, seiner Mutter, als eines Taglöhner-Weibes, sich zu schämen. Ja er verstieß sie sogar aus seinem Hause. Johannes aber nahm sie mit Liebe auf, und verpflegte sie bis zu ihrem Tode. Sie bereuete unaufhörlich ihre blinde Liebe zu ihrem Georg, und ihre letzten Worte waren: „Johannes, dich hat dein Vater für den Himmel, ich aber habe Georg für die Hölle erzogen. Möge sich Gott meiner und seiner erbarmen! Trachte nicht nach fremdem Gute, sondern nähre dich redlich von der Arbeit deiner Hände; dann wird dich und deine Kinder Gott segnen, wie Er Alle segnet, die seine Gebote halten. — Begnüge dich mit Wenigem; denn du siehest jetzt an mir, wie auf dem Todbette nichts nützet, als ein gutes Gewissen. Und was der heilige Apostel sagt, das ist ganz wahr: „Ein großer

Gewinn

Gewinn ist freilich Gottseligkeit mit Genügsamkeit. Denn wir haben nichts in die Welt hereingebracht; es ist offenbar, wir können auch nichts mit hinausbringen. Haben wir also Nahrung und Kleidung, so lasset uns damit begnügen." *) — Ach hätte ich früher diese Lehre befolgt und sie deinem Bruder eingeprägt, so würde ich und er ruhiger sterben können! Sage dieß deinem Bruder, meinem unglücklichen Georg. Vielleicht erschüttern ihn die letzten Worte seiner sterbenden Mutter, die ihn mehr liebte, als sie ihn hätte lieben sollen."

Allein Georgens Herz war, wie dieß bei den meisten Reichen der Fall ist, so hart und gefühllos, wie das Geld. Auf ihn machte nichts einen Eindruck. Er suchte vielmehr, theils um sein Vermögen zu vergrößern, theils von seinem lästigen Bruder, wie er ihn nannte, wegzukommen, in einer großen Stadt sich ansässig zu machen, und führte dieß Vorhaben auch wirklich aus.

Sein unersättlicher Hang zum Reichthum, und seine Sucht zum Vergnügen und Wohlleben verleiteten ihn zu allen möglichen Unternehmungen. Da aber, wie man sagt, das Blatt sich zu wenden anfing, da ihm das Glück nicht mehr günstig seyn wollte; da seine Kinder, das Beispiel ihres Vaters nachahmend, ebenfalls allen Vergnügen und Ausschweifungen sich überließen, und, um ihre Begierden befriedigen zu können, ihren eigenen Vater theils

*) 1 Tim. VI, 6—8.

betrogen, theils ihm Waaren und Geld heimlich entwendeten, so kam Georg in sehr große Verlegenheit.

Statt sich einzuschränken, seine Ausgaben zu vermindern, eine bessere Ordnung einzuführen und so sich von dem Verderben zu retten, machte er es wie Viele, die in ähnliche Verhältnisse kommen, er führte seine gewohnte Lebensweise fort, hoffte auf günstigeres Glück und bessere Zeiten und suchte sich auf jede Art zu entschuldigen.

Georg merkte bald, daß ihm Waaren und Geld entwendet werden. Ohne nur daran zu denken, daß dieß durch seine Kinder geschehen könnte, faßte er Argwohn auf seinen Ladendiener; er beobachtete ihn genau, und als er einmal dessen Koffer öffnete und durchsuchte, fand er eine Rolle Thaler. Dieß war ihm Beweis genug, den jungen Menschen als einen Dieb vor der Polizeibehörde zu erklären und denselben verhaften zu lassen.

Augustin, so hieß der Ladendiener, suchte auf jede Weise seine Unschuld zu beweisen, und sagte, daß er schon öfter bemerkt habe, daß Georgs ältester Sohn Manches entwendete; er habe ihn auch gewarnt, derselbe achtete wenig auf ihn, und da sein Vater ihm alle Aufsicht übergab, so hatte er Gelegenheit genug, unbemerkt sein Unwesen treiben zu können.

Da sich aber Augustin auf keine andere Weise rechtfertigen konnte, so wurde er als hartnäckiger Laügner behandelt und mußte im Gefängnisse schmachten, weil das im Koffer gefundene Geld zu sehr gegen ihn zeugte.

Augustin war ein armer, aber guter Jüngling, der die heiligste Ehrfurcht vor Gottes Gebote hatte und dem daher sein Gewissen keinen Vorwurf machte. Die Geschichte des ägyptischen Joseph, die er wie manch andere biblische Geschichte im Gedächtnisse hatte, und die ihn früher von vielen Sünden und Verirrungen abhielt, gereichte ihm jetzt recht zum Troste, zur Unterhaltung und zur Beruhigung. Er war fest überzeugt, daß Gott seine Unschuld vertheidigen werde zur rechten Zeit.

„Aber du bist doch nicht so ganz unschuldig, sagte er einmal zu sich selbst; siehe, du hättest Rupert nicht bloß abhalten sollen, seinem Vater etwas zu entwenden; du hättest ihm nicht bloß sagen sollen, was in der heil. Schrift steht: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt und spricht, es sey keine Sünde, der ist der Genosse eines Mörders!“*) du hättest es seinem Vater entdecken sollen, nachdem jede Ermahnung fruchtlos blieb. Da du aber dieß nicht gethan hast, so hast du dich der Sünde theilhaftig gemacht und verdienst nun auch Strafe.“

Rupert, der nun nimmer so sicher, wie bisher, seinem Vater etwas entwenden konnte, und dessen Spiel- und Vergnügungssucht immer größere Summen forderten, suchte nun eine andere Gelegenheit, um Geld zu erhalten. Diese fand er auch bald. Ein junger Silberarbeiter vertraute ihm an, daß er Münzen nachprägen könne. Er brauche dazu nur Silber und Metall. Dann wäre aber auch

*) Sprichw. XXVIII, 24.

nothwendig, daß sie mit einem Geschäftsmanne in Verbindung kämen, der das falsch geprägte Geld in Umlauf brächte.

Rupert wußte, daß sein Vater sich gerade in mißlichen Verhältnissen befinde. Er vertraute ihm das Geheimniß an, und derselbe erklärte sich zur Theilnahme bereit. Auf diese Weise schwang sich Georg bald zu einem höhern Reichthum, als er je besaß.

Während dieser Zeit wurde Johannes hart geprüft. Eine gefährliche Krankheit hatte ihn den ganzen Sommer an das Bett gefesselt und ihm viele Kosten verursacht. Kaum erholt vom Schmerzenlager traf ihn ein anderes Unglück. In dem Hause seines Nachbars kam in der Nacht Feuer aus, und die gefüllte Scheune des Johannes wurde mit Allem, was darin war, Vieh, Futter und Getreide, ein Raub der Flammen. Entblößt von allen Lebens- und Erwerbsmitteln wußte er weder sich noch seine zahlreiche Familie zu ernähren. Er nahm seine Zuflucht zu seinem Bruder Georg, stellte ihm seine Lage vor, und bat nur um so viel, um sich und die Seinigen retten und sein abgebranntes Gebaude wieder herstellen zu können, mit der Versicherung, daß er jeden Kreuzer wieder erstatten werde.

Allein Georg entschuldigte sich damit, daß er jetzt gerade kein Geld bei der Hand habe, indem er die vielen Ausstände bei dieser nothigen Zeit nirgends einbringen könne u. s. w. Johannes hatte genug und wollte ihm nicht weiter lästig seyn. Er ging, mehr über die Gefühllosigkeit seines Bruders, als über sein eigenes Unglück, betrübt, nach Hause.

Georgs Geiz war so groß, daß er seinem Sohne und dem jungen Silberarbeiter nicht so viel zukommen ließ als diese wünschten. Beide suchten nun auf eine andere Art ihren Zweck zu erreichen. Sie nahmen ihre Zuflucht zum Diebstahl. Ihr Betragen wurde bald verdächtig.

Diejenigen, welche durch sie beraubt wurden, faßten Argwohn auf sie. Die in Umlauf gebrachten falschen Münzen erregten Aufsehen; und als beide, Rupert und sein Freund, bei einer Spielgesellschaft im Rausche sich etwas frei äußerten, so wurden sie verhaftet und eingeführt. Nun war Georg in einer großen Verlegenheit; denn er vermuthete, beide werden ihn verrathen und dann wäre sein Schicksal schrecklich.

Um sich zu retten, wußte er kein anderes Mittel, als die Flucht. Er raffte seine besten Schätze zusammen und begab sich in der ersten Nacht zu seinem Bruder Johannes, in der Meinung, dessen harte Lage werde ganz geeignet seyn, ihn für sich zu gewinnen.

Er stellte ihm seine schwierigen Verhältnisse vor, in welche er durch seinen Sohn Rupert gekommen sey, und machte ihm den Antrag, seine Schätze mit ihm zu theilen, wenn er ihn im Hause verborgen halte und redlich ihm das Seinige wolle zukommen lassen, wenn die Sache keinen guten Ausgang nehmen und er gezwungen werden sollte, sich in ein anderes Land zu flüchten.

Johannes sah der Sache auf den Grund, und erklärte seinem Bruder, daß er auch das Wenige noch mit ihm theilen und sein Leben für ihn wagen

würde, wenn er durch **Unglück** in Noth gekommen wäre. Da es ihm aber scheine, daß er mit seinem Sohne in Verbindung stehe, und er selbst an den Betrügereien und Diebstählen Antheil habe, so könne er nie sich seiner annehmen. Er liebe ihn zwar als Bruder, allein die Liebe zu Gott sey größer und müsse größer seyn, und daher müsse er auch seine Handlungen verabscheuen.

Georg fiel auf die Kniee nieder und flehete unter Thränen: „Johannes, ich bitte dich um Gottes willen, rette mich, sonst bin ich verloren! Siehe, du kannst dir aus deiner Noth helfen und mir das Leben retten! Erbarme dich doch deines Bruders!“

„Armer Georg, sprach Johannes gerührt, du bist recht unglücklich; aber siehe, das ist die Folge deines Lebens! Du hast in einer langen Reihe von Jahren Gottes Gebote übertreten. Du hättest deinen Mitmenschen auf so verschiedenartige Weise nützlich seyn können, und nun hast du ihnen auf jede Weise geschadet. Du hast Arme unterdrückt; du hast sogar den Lohn deiner Dienstboten und Handwerksleute vorenthalten; Maß und Gewicht war dir nicht heilig, und nun hast du dein Maß voll gemacht. Wie oft wollte ich dich retten; aber du verachtetest meine Ermahnungen. Nun ist jedes Mittel, dich zu retten, umsonst; und wenn du auch den Händen der Menschen entgehen könntest, glaubst du denn, daß du der strafenden Hand deines Gottes entgehen werdest? Nein, sein Gericht würde dann nur um so fürchterlicher für dich werden! Denn er hat in seinem Worte den Fluch ausgesprochen über Jeden, der seine Gebote nicht achtet; und dieser

Fluch trifft dich, und würde auch mich treffen, wenn ich an dem Theil nehmen würde, was du auf ungerechte Weise erworben hast; denn der Hehler ist wie der Stehler. Armuth, ja die größte Noth berechtigt nie, etwas zu thun, was ungerecht ist. Ich will lieber des Hungertodes sterben, als nur einen Bissen genießen, der gestohlen wurde! — Uebrigens hat deine jetzige Reue vor Gott keinen Werth, und ich kann unmöglich dich retten. Denn es würde ja jeder Versuch umsonst seyn. Zudem verabscheue ich deine Handlungsweise; denn sie war den Geboten meines Gottes ganz entgegen."

„Armer Bruder, entferne dich von mir und rette deine Seele! Wende dich zu Gott, daß Er sich deiner erbarme! O, rette deine Seele, und nimm Alles, was über dich kommt, als wohlverdient an, und erdulde es mit bußfertigem Herzen!"

Kaum hatte Johannes ausgeredet, als schon an der Thüre gepocht wurde. Georg wollte entfliehen, als mehrere Männer hereindrangen in das Haus, welches Johannes mit gutem Gewissen geöffnet hatte. Sie ergriffen Georg und fesselten ihn. Auch des Johannes wollten sie sich bemächtigen. — „Nein, sprach einer, laßt ihn gehen; wir haben ja selbst gehört, daß der ehrliche Mann nicht nur nicht in Verbindung steht mit diesem Schurken, sondern daß er seine Handlung verabscheue. Das sind wahrlich ungleiche Brüder."

4.

Georg wollte sich zwar durch Leugnen retten; allein die Geständnisse, welche Rupert und der Silberarbeiter abgelegt hatten, waren von der Art, daß

er der Theilnahme an den Diebstählen und an der Falschmünzerei ganz überwiesen wurde.

Augustin wurde auf Ruperts Aussagen hin entlassen und gerichtlich für unschuldig erklärt. Da er die Verhältnisse seines Prinzipals erfuhr, so dankte er Gott, daß er diese Zeit im Gefängnisse war, indem er selbst meinte, es wäre möglich gewesen, sich in die Sache verwickeln zu lassen, wodurch er sich zeitlich und ewig unglücklich gemacht hätte.

Nach dem damaligen Gerichtsgange mußte Georg bald die verdiente Strafe büßen; er, sein Sohn und der Silberarbeiter sollten an Einem Tage durch den Strang hingerichtet werden.

Johannes war nur besorgt, seinen Bruder vom ewigen Verderben zu retten, daß er ihn zur Erkenntniß seiner Verbrechen und zur Reue zu bewegen suchte.

Lange wies Georg trotzig jede Ermahnung seines Bruders ab. Da ihm aber sein Urtheil bekannt gemacht wurde, so brach ihm endlich das Herz, und er bekannte vor Jedem, der ihn besuchte, daß die Verzärtelung seiner Mutter, Näscherei, Arbeitsscheue und Geldsucht, vor Allem aber Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes, die Ursachen seines Verderbens seyen.

Dieses Bekenntniß erschütterte die Herzen der vielen Zuschauer. Die Leichname der Hingerichteten und der Gedanke an seinen edlen Bruder Johannes verkündeten die große Wahrheit mächtig, daß heilige Ehrfurcht vor Gottes Geboten die beste Waffe gegen jedes Uebel sey, und daß Geringachtung derselben im Kleinen zu dem größten Unheil verleite.

Johannes meinte kaum den Tag der Hinrichtung seines Bruders überleben zu können. Mit zerrisse-

nem Herzen beweinte er dessen tiefen Fall, und flehete nur um Gnade von Gott für ihn.

Die Gattin seines Bruders, die bei dessen Treiben eine unbedeutende Rolle spielte; übermüthig stolz war, wenn er empor kam; und eben so verzagt wurde, wenn es rückwärts ging, so wie dessen fünf Kinder, lagen dem guten Johannes ganz besonders am Herzen, und er wünschte nur in bessern Verhältnissen zu seyn, um sie zu unterstützen und vorzüglich um sie bessern zu können.

Der Fürst, der bei Durchgehung der Acten über Georg so schöne und herrliche Züge von Johannes fand und vorzüglich dessen Treue, Arbeitsamkeit, ökonomischen Kenntnisse, Genügsamkeit und dessen menschenfreundliche Liebe, die im Wohlthun gegen alle Menschen ihre Freude fand, allenthalben rühmen hörte, sprach öffentlich seine Verwunderung über diese zwei sich so ganz ungleichen Brüder aus, von denen der Eine von Jugend an so strenge die Gebote des Herrn zu erfüllen sich bestrebte; der Andere dagegen ebenfalls von Jugend an besonders dem siebenten Gebot entgegen handelte.

Der Fürst wollte dieses merkwürdige Ereigniß durch eine schöne That verewigen. Er ließ an dem Tage, an welchem Georg hingerichtet wurde, dessen Bruder Johannes ein Decret zustellen, in welchem er ihn zum Oberaufseher über seine sämmtlichen Oekonomiegüter ernannte.

Als dieses Decret dem Johannes eröffnet wurde, so sprach er tiefgerührt: „Mein Gott, wie wunderbar sind doch deine Führungen! Ich danke dir, daß du mir Gelegenheit gibst, die Gattin und die Kinder

meines unglücklichen Bruders auf einen bessern Weg zu leiten, als er gewandelt ist! Möchtest du mein Vorhaben segnen!"

Das Volk aber, welches diese fürstliche That erfuhr, rief mit feierlicher Begeisterung: „Heil dem Lande, dessen Fürst die Uebertreter der göttlichen Gebote nach Recht zu bestrafen, die treuen Beobachter derselben aber, ohne Rücksicht auf Personen und Stand, zu belohnen weiß! So wird einst der ewige Richter der Welt verfahren. Wohl Allen, die seine Gebote halten, und wehe denen, die sie übertreten!"

„Du sollst nicht stehlen!" — ruft dir Gott,
„Du sollst das Unrecht meiden!"
Fort gilt das heilige Gebot;
Gott will kein Unrecht leiden.
Von Trug und List und Falschheit rein,
Gerecht und treu und billig seyn,
Ist Menschenglück und Ehre.

Fern sey von jeder Menschenbrust
Unredlichkeit und Tücke!
Von fremdem Gute fern die Lust,
Und weg davon die Blicke!
Es nähre täglich jeder Stand
Sich mit der Arbeit seiner Hand,
Und schäme sich zu rauben!

Der Allgerechteste vergilt;
Weiß Unrecht zu erwidern.
Gott richtet scharf, wer stahl und stiehlt,
Und Unrecht thut den Brüdern.
Du hassest Trug und arge List!
Des Christen Lust ist Wohlthun — ist
Nicht nehmen — geben, geben.

Das achte Gebot.

„Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten!“

2 Mos. XX, 16.

„Ein falscher Zeuge bleibt nicht ungestraft und wer Lügen redet, entkommt nicht.“ Sprichw. XIX, 5.

„Der Ohrenbläser und Zweizüngler sind verwünscht; denn unter Vielen, die im Frieden leben, richtet er Verwirrung an. Viele sind gefallen durch die Schärfe des Schwertes, aber nicht so Viele, als durch ihre Zunge zu Grunde gingen.“ Sirach XXVIII, 15. 22.

„Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet werden.“
Luc. VI, 37.

„Wer das Leben lieb haben und ruhige Tagen sehen will, der bewahre seine Zunge vor dem Bösen, und seine Lippen, daß sie nichts Trügerisches reden.“
1 Petr. III, 10.

„Der Nordwind vertreibt den Regen, und ein trübes Gesicht die verlaümderische Zunge.“ Sprichw. XXV, 23.

„Leget ab die Lüge, redet Wahrheit ein Jeder mit seinem Nächsten.“ Ephes. IV, 25.

„Derjenige, der die Verleumdungen von der Erde hinwegnimmt, würde den größten Theil der Sünden der Ungerechtigkeiten entfernen.“ Der heil. Franz von Sales.

„Durch einen einzigen Stich der Zunge begeht ein Verleumder gewöhnlich drei Mordthaten auf Einmal. Er tödtet seine Seele, so wie die Seele dessen, der ihn anhört, und raubt dem, den er verleumdet, das bürgerliche Leben, welches in der Ehre und in dem guten Namen besteht.“
Derselbe.

„Es ist schwer zu entscheiden, welches ein größeres Uebel sey, selbst zu verleumden, oder dem Verleumder zuzuhören, indem sowohl der Verleumder, als auch der Anhörer desselben einen bösen Geist bei sich hat; nur daß er bei jenem auf der Zunge, bei diesem aber in den Ohren seinen Sitz hat.“ Der heil. Bernhard.

„Die Macht der Denunciationen ist die Polizei der Hölle.“
Bischof J. M. von Sailer.

Die Macht böser Zungen.

1.

Elisabeth, die Wittwe eines gestorbenen herrschaftlichen Beamten, lebte mit ihrer Tochter Kunigunde in einem Dorfe, wo sie ein kleines Haüschen, das einem Bauern gehörte, gemiethet hatte, und nährte sich mit ihrer Tochter von verschiedenen weiblichen Arbeiten, welche sie für reiche Familien in der nicht weit entfernten Stadt verfertigten.

Die Verhältnisse der guten Wittwe waren wirklich recht traurig.

Ihr Mann war Amtmann bei einer Herrschaft auf dem Lande. Da er einmal in Geschäften seiner Herrschaft verreisen mußte, so verfehlte er auf einer Stelle, wo sich die Straße theilte, den rechten Weg. Es war Winter und ein tiefer Schnee hatte die Wege bedeckt. Er zweifelte zwar, ob er auf dem rechten Wege sey; da aber ein junger Mensch ihm begegnete, so fragte er ihn, ob er den rechten Weg nach H. eingeschlagen habe? „Ja wohl, antwortete dieser, fahren Sie nur gerade fort!“

Unser Amtmann fuhr ruhig fort; — es wurde Abend, die Bahn immer weniger merkbar, — er

eilte, die Nacht brach an und er erreichte kein Dorf; er trieb das Pferd immer stärker und doch umsonst.

Der muthwillige junge Mensch kam indeß in H. an, und brüstete sich in einem Wirthshause, daß er einen in Pelz eingehüllten Herrn, der ihn um den Weg nach H. fragte, in den Ried hineingewiesen habe, wo er jetzt die ganze Nacht herrlich herum schlitten könne.

Einige rechtschaffene Bürger, welche zuhörten, wie der leichtsinnige junge Mensch mit seiner Lüge prahlte, machten ihn auf die Nachtheile aufmerksam, welche daraus entstehen können, und forderten ihn auf, augenblicklich mit einigen Andern in den Ried zu fahren oder zu reiten, um den Verirrten vor einem schrecklichen Tode zu bewahren. Zuerst lachte der Leichtsinnige; da aber der Ernst jener Bürger seinen Leichtsinn erschütterte, so versprach er den Verirrten aufzusuchen, und entfernte sich aus der Zechstube unter dem Vorwande, den Hausknecht zu ersuchen, daß derselbe eine Laterne bereiten und mit ihm fahren möge.

Die Bürger warteten einige Zeit, — fragten nach dem Hausknechte, ob derselbe mit dem jungen Menschen wirklich fort sey. Allein der Hausknecht war noch in der Gesindestube, wußte von Allem nichts, und der junge Mensch hatte sich indeß flüchtig gemacht.

Die Bürger machten nun Anstalten, um den Verirrten aufzusuchen. Man glaubte, daß der Verirrte nur auf jener Stelle in den Ried könne hineingefahren seyn, wo im Winter gewöhnlich Dünger

hineingeführt werde, und daß ihn diese Bahn irre geleitet haben könne.

Man fuhr also in einem Schlitten mit brennenden Fackeln versehen dorthin, man suchte lange, man rief dem Verirrten zu, — aber man fand nichts und erhielt keine Antwort.

Es wurde Mitternacht. Eine schneidende Kälte wollte die Suchenden schon zur Zurückkehr nöthigen, da bemerkten sie aber auf einmal Spuren von einem Schlitten, — sie spürten demselben nach. Diese führten in einem Kreise herum. — Lange Zeit suchten sie wieder umsonst; endlich erblickten sie in der Ferne Etwas. — Sie eilten darauf zu und trafen da den Amtmann. — Das Pferd war erlegen und ganz starr. Der Amtmann, der, wie aus den Spuren im Schnee zu erkennen war, jedes Mittel zu seiner Rettung oder Bewahrung vor dem Erfrieren angewendet hatte, lag ganz erstarrt im Schlitten. Er wurde so schleunig als möglich mit Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln in die Stadt gebracht. Dort versuchte man alle möglichen Mittel, ihn wieder zu beleben; endlich gelang es auch; er kam zum Bewußtseyn, konnte seinen Namen und Nachrichten über seine Verirrung angeben. Man setzte seine Frau augenblicklich und so schonend als möglich in Kenntniß.

Diese kam. — Man hatte Hoffnung ihn zu retten; aber am dritten Tage trat der Brand ein, und der gute Amtmann starb unter den qualvollsten Schmerzen als das Opfer einer leichtsinnigen Lüge.

Die Veranlassung zu dem Tode eines anerkannt edlen Mannes, eines trefflichen Beamten wurde in

der ganzen Umgegend bekannt, und Jedermann schauderte vor dem Gedanken zurück, welch ein großes Verderben aus einer einzigen leichtsinnig ausgesprochenen Unwahrheit entstehen könne; und man erkannte mit heiliger Ehrfurcht die liebevolle Absicht Gottes bei allen seinen Geboten, weil durch Nichtachtung derselben so viel Unheil entsteht.

Am tiefsten fühlte die Wittwe des Gestorbenen mit ihrer einzigen Tochter den Schmerz, den die Lüge eines leichtsinnigen Menschen ihr bereitet hatte. Die Zunge dieses Menschen war wohl ein Schwert, das nicht nur einen Menschen auf eine schreckliche Weise getödtet, sondern noch eine Gattin zur Wittwe, ein Kind zu einer Waise gemacht, und beiden letzteren ein namenloses Elend bereitet hatte.

„Ach, wieviel Unheil und Jammer kann doch eine einzige Lüge anrichten! O laßt uns unsere Zungen doch vor jeder Unwahrheit bewahren!“ So rief Jeder aus, der die Geschichte erfuhr.

So sehr man bemüht war, den Lügner zu erfahren, so war doch Alles umsonst. Daß es ein Bauernbursche aus der Umgegend gewesen seyn müsse, dieß war offenbar; aber Niemand konnte den Thäter bestimmt angeben.

Die Trauer und der Schmerz der guten Wittwe Elisabeth und ihrer Tochter Kunigunde war grenzenlos. Eine lügnerische Zunge hatte ihnen dieses Alles bereitet, und sie hatten den einzigen Trost in dieser Welt, daß die Rechtschaffenheit des Gestorbenen von der Gutsherrschaft anerkannt und ihnen wenigstens so viel zugesichert werde, was sie zum nothwendigen Unterhalte bedürfen.

Allein,

Allein, was eine lügenhafte Zunge angefangen hatte, das setzte eine verleumderische fort, und steigerte den Jammer der Unglücklichen auf das Höchste, indem sie das Edelste raubte, was der Mensch hat, die Ehre.

Unser Amtmann hatte einen jungen Menschen, der ganz arm war, aber viele Talente besaß, schon als Knaben zu sich genommen, ihn auferzogen und so herangebildet, daß er die Stelle eines Actuars vertreten konnte. Dieser Mensch hieß Raimund, und wurde von der Amtmannsfamilie nicht anders als ein Sohn behandelt. Auf ihn setzte auch Elisabeth ihr Vertrauen, indem derselbe ihr die zärtlichste Theilnahme vorheuchelte.

Allein Raimund wollte selbst Amtmann werden, und dieser Gedanke verleitete ihn zu den verabscheuungswürdigsten Mitteln, um zu seinem Zwecke zu gelangen, so daß er nicht nur undankbar gegen seine größten Wohlthäter, sondern sogar ihr Verleumder wurde.

Er sah wohl ein, daß er in seinen Verhältnissen nicht anders zu seinem Zwecke gelangen könne, als durch besondere Verdienste um die Gutsherrschaft.

Er verhüllte seine schlechte Absicht unter dem Mantel der Heuchelei, und machte mit halben Worten und unter Ausdrücken des größten Mitleids mit seinem Wohlthäter den Gutsherrn auf verschiedene wichtige Nachlässigkeiten, ja sogar Betrügereien aufmerksam, die der unglückliche Amtmann sich sollte zu Schulden haben kommen lassen. Es war Alles so vorbereitet, daß der Gutsherr nur untersuchen durfte, um das bestätigt zu finden, was Raimund an-

gedeutet hatte; und er fand es wirklich so. Nun wandelte sich das Mitleid des Gutsherrn, das er bisher gegen die unglückliche Wittwe Elisabeth geäußert hatte, in Unwillen um. Er nahm nicht nur seine gegebenen Versprechungen zurück, sondern nahm noch das in Anspruch, was der Amtmann als Eigenthum besaß, um einigen Ersatz für seinen großen Verlust zu erhalten.

Die Wittwe Elisabeth erhielt den Auftrag, sich mit ihrer Tochter auf der Stelle nicht nur aus ihrer bisherigen Wohnung, sondern sogar aus dem Gebiete der Herrschaft zu entfernen, ohne etwas anderes mitzunehmen, als was ihr unentbehrlich war, nämlich ihre Kleider und ein Bett. — Raimund wurde zum Lohne für seine Treue als Amtmann ernannt.

Die Lage der guten Wittwe war jetzt wohl so bedauernswürdig, daß ein Stein sich ihrer hätte erbarmen mögen. Sie hatte nun Alles verloren, was dem Menschen auf Erden theuer seyn kann; und zwar dieses Alles verloren durch die Zunge eines muthwilligen Lügners und eines heuchlerischen Verleumders. Doch am Meisten schmerzte sie jene Wunde, die ihr der Verleumder versetzte; daß die Ehre ihres guten, auf eine so unselige Weise getödteten Mannes noch im Grabe geschändet werden sollte, das zerriß ihr betrübtes Herz ganz.

Elisabeth hatte das Wenige, das ihr mitzunehmen erlaubt war, zusammengebracht. Kein Stück befand sich aber darunter, das sie nicht mit ihren heißen Thränen benetzt hatte.

„Es ist recht hart, sprach sie zu dem sie beobachtenden Haushalter des Gutsherrn, auf eine solche

Weise Wohnung und Vaterland verlassen zu müssen. Sagen Sie dem gnädigen Herrn, der so erzürnt ist, daß er mich nicht mehr vor sich lassen will, nur dieß Eine noch von mir: Ich weiß gewiß, daß mein seli- Mann ihm nicht nur treu diente, und gewissenhaft sein Amt verwaltete, sondern, daß er sogar Vermögen und Gesundheit ihm zum Opfer brachte, und stets nur sein Wohl zu befördern suchte."

Der Haushalter zuckte die Achseln und sagte ganz gleichgültig: „Ja, so ist es halt jetzt!"

Elisabeth schwieg, seufzte und überlegte nun, wo sie hinziehen sollte. Sie wußte keinen Ausweg. Niemand nahm sich ihrer an, aus Furcht, bei dem gnädigen Herrn in Ungnade zu fallen. Weinen konnte sie nicht mehr; denn der tiefe Schmerz hatte sie sogar der Thränen unfähig gemacht. Sie setzte sich mit ihrer Tochter in dem Hofraume auf jene Kiste nieder, in welcher Bett und Kleider gepackt waren, und sah wehmuthsvoll vor sich hin. Da nahete sich ihr ein Bauersmann und sprach: „Sind Sie die Frau Amtmännin?" „Ja, guter Mann, erwiderte sie, ich war es!" „Nun, sagte der Bauer, ich habe von Ihrem Unglücke gehört, und komme deßwegen zu Ihnen. Der selige Herr Amtmann war ein trefflicher Beamte, wie es wenige gibt, das wissen alle Leute und Jedermann hat mit Ihnen Mitleid. Mir hat er viele Gefälligkeiten erwiesen, ohne daß ich ihn dafür belohnen konnte. Jetzt aber kann ich Ihnen vielleicht einen Gefallen erweisen, und thue es von Herzen gerne, wenn Sie ihn annehmen wollen. Mein Bauernhof gehört nicht mehr zur Herrschaft, und da ich ein leeres Haus dabei

habe, so können Sie in dasselbe einziehen. Für das Uebrige wird der liebe Gott sorgen, der doch allemal wieder hilft, wenn man auf Ihn vertraut. Wenn es Ihnen recht ist, so hole ich Sie und Ihre Tochter nebst dem, was Sie haben, mit meinem Fuhrwerke ab."

„Guter Mann, sprach Elisabeth mit Thränen im Auge, Ihr kommt mir wie ein Engel vom Himmel; aber ich kann euch nichts geben!"

„Wenn Sie mir auch etwas geben könnten, so würde ich nichts annehmen, sagte der Bauer. Ich komme in einer Stunde und hole Sie ab."

Der Bauer hielt Wort, und so kam Elisabeth in jenes Dorf.

Hier erwarb sie sich bald durch ihre Menschenfreundlichkeit, durch ihren weisen und guten Rath, den sie zu geben wußte, und besonders dadurch, daß sie die weibliche Jugend in Arbeiten unterrichtete, großes Zutrauen.

Kunigunde wurde wegen ihres edlen Benehmens, wegen ihrer Frömmigkeit, wegen ihrer Geschicklichkeit in Fertigung aller weiblichen Arbeiten und wegen ihrer stillen Bescheidenheit allen Jungfrauen des Dorfes ein Gegenstand der Nachahmung, und die besten schloßen sich recht gerne an sie an.

2.

In demselben Dorfe lebte auch eine ledige Weibsperson, die sich durch besondere außerordentliche Andachtsübungen, z. B. durch Besuch der Wallfahrtsorte u. s. w. auszeichnete, und nebenbei auch verschiedene

Künste trieb. Besonders wußte sie Krankheiten des Viehes, die sie alle den Hexen zuschrieb, zu heilen, u. dgl. Sie hieß Margareth und war bekannt unter dem Namen Bet-Gretel.

Diese Margareth sah wohl ein, daß sie durch Elisabeth bald ihr Ansehen verlieren werde in der Gemeinde, und sie sann auf Plane, wodurch sie diese verächtlich oder verdächtig machen könnte. Indeß war sie schlau genug, sich nichts merken zu lassen, ja sogar die Elisabeth öfters zu besuchen, um mit ihr vertraut zu werden.

Um dieselbe Zeit, als Elisabeth in jenes Dorf kam, wurde auch ein neuer Pfarrer für diese Pfarrei bestimmt. Dieser Pfarrer ließ es sich vor Allem angelegen seyn, einen sichern Grund des Heils in seiner Gemeinde zu legen.

Nach dem Beispiele Jesu in der Bergpredigt erklärte er in seinen Predigten die zehn Gebote Gottes, und wies nach, wie sie der Christ verstehen und befolgen soll. Er betrachtete die Gebote des Herrn als einen Spiegel, worin jeder Christ am deutlichsten sehen kann, wie er seyn sollte und wie er wirklich ist. Er kam nun auch zur Erklärung des achten Gebotes, bei welcher Gelegenheit er nach seiner Gewohnheit klar und deutlich zeigte, daß nur der ein wahrer Christ ist, welcher die Wahrheit liebt, die Wahrheit redet, die Lüge haßt und die Wahrheit gegen Lügner und Verleumder vertheidiget. Oft wiederholte er den Satz: „Wer die Wahrheit liebt und redet, ist aus Gott; denn Gott ist die Wahrheit. Wer Lügen redet, ist aus dem Teufel;

denn der Teufel ist ein Lügner und der Vater der Lüge, und die Lügner sind seine Kinder."

Besonders erklärte er die Stelle aus dem Briefe des heiligen Apostels Jacobus im dritten Capitel:

„Wer in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann. Er kann auch den ganzen Leib im Zaume halten. Sieh! den Pferden legen wir Zaüme in das Maul, daß sie uns gehorchen, und so lenken wir ihren ganzen Körper. Sieh! auch die Schiffe, so groß sie sind, und obgleich von heftigen Winden getrieben, werden doch von einem kleinen Ruder gelenkt, wohin die Richtung des Steuermanns will. So ist auch die Zunge ein kleines Glied, und richtet doch große Dinge an. Sieh! ein kleines Feuer, welch einen großen Wald zündet es an! Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. So befindet sich die Zunge unter unsern Gliedern; sie steckt den ganzen Körper an, entzündet unsern ganzen Lebenslauf, und ist selbst von der Hölle entzündet. Denn alle Naturen der wilden Thiere, der Vögel, der Schlangen und Seethiere, können gezähmt werden, und sind gezähmt worden von der menschlichen Natur; aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, dieß unbändige Uebel voll tödtlichen Giftes. Mit ihr loben wir Gott, den Vater; mit ihr fluchen wir den Menschen, die nach Gottes Bild geschaffen sind. Aus Einem Munde

geht Lob und Fluch hervor. Dieß, meine Brüder, sollte nicht so seyn! Quillt auch aus Einer Quelle süßes und bitteres Wasser? Kann, meine Brüder! der Feigenbaum Trauben, oder der Weinstock Feigen tragen? So kann auch keine Salzquelle süßes Wasser geben. Wer ist weise und verständig unter euch? Der zeige durch einen guten Wandel seine Werke mit sanftmüthiger Weisheit. Wenn ihr aber bittern Neid und Zanksucht in euren Herzen habet, so prahlet und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn dieß ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern eine irdische, sinnliche, teuflische. Denn wo Neid und Zanksucht sind, da ist Unordnung und lauter Unheil. Die Weisheit aber, die von oben kommt, ist vorerst rein, hernach friedliebend, bescheiden, lenksam, dem Guten hold, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht der Gerechtigkeit aber wird in Frieden gesäet von denen, die Frieden halten.

Er leitete daraus die wichtigen Wahrheiten ab:

a) Wie viel Unheil schon angerichtet wurde und noch angerichtet werde durch die Zunge.

b) Wie nothwendig also der Christ seine Zunge bezähmen müsse und nichts sagen dürfe, was unwahr ist, was Aergerniß veranlassen, oder wodurch ein anderer Mensch an seiner Ehre gekränkt werden könnte.

c) Daß der wahre Christ nicht nur dieses meiden müsse, sondern er dürfe auch die wirklichen Fehler anderer Menschen weder bekannt machen, noch weniger darüber urtheilen; denn dieß hieße richten, und Christus sagt so ausdrücklich: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet!" Gott allein ist Richter, und nur Er richtet ein rechtes Gericht; denn nur Er sieht in das Herz. Wer also andere Menschen richtet, der greift in das Richteramt Gottes ein, vertritt Satans Stelle, der ein beständiger Ankläger der Menschen ist, zieht sich dadurch selbst ein schreckliches Gericht zu, gibt Aergerniß, thut seinem Nebenmenschen meistens Unrecht, und verursacht ihm großen Nachtheil.

d) Wer die Ehre seines Nebenmenschen antastet, oder sie gar ihm raubt, ist ärger als ein Dieb und Mörder; denn er raubt das Beste, was dem Menschen theurer ist, als Vermögen und Leben, nämlich seine Ehre.

e) Der wahre Christ muß, wie in Allem, so auch im Reden und Schweigen, Christus ähnlich seyn.

f) Wer Unwahrheit redet, wer richtet, verleumdet, oder falsche Zeugnisse gibt, dessen Gebet ist ein Grauel vor Gott; der ist unfähig, Gottes Wort zu verstehen und zu befolgen.

g) Wer sich verstellt, seinem Nebenmenschen sich als Freund in's Angesicht, im Rücken aber als Feind bezeigt, seine im Vertrauen gesagte Worte bekannt macht und noch verdreht; wer etwas Gutes vorgibt, um unter diesem Scheine etwas Böses aus-

führen zu können; wer es mit seinem Nächsten nicht redlich meint, der ist wie Judas u. s. w.

Am Nachmittag jenes Sonntags, an welchem der Pfarrer diese Predigt gehalten hatte, kam Margareth zu Elisabeth. Sie setzte sich nieder und man merkte ihr es an, daß sie etwas Wichtiges auf dem Herzen haben müsse.

„Was gibt es denn, Margareth, fragte Elisabeth; fehlt ihr etwas?“

„Ach, sagte Margareth, ich weiß nimmer, was mir fehlt; ich bin ganz verwirrt. Der Pfarrer macht einem mit seinen Predigten zum Narren. Da weiß man bald nimmer, was man glauben und thun soll; wenn's so ist, so ist kein Mensch ein Christ, und selig werden kann schon gar Niemand.“

„Dieß kommt mir sonderbar vor, sprach Elisabeth. Ich meine, der Herr Pfarrer sagt es recht deutlich, wie man ein wahrer Christ, und somit selig werden könne. Aber er macht es wie ein weiser Arzt; er deckt zuerst die alten Wunden auf, ätzt das faule Fleisch weg, um von Grund aus heilen zu können; und das ist ja seine Pflicht; deßwegen nennt Jesus die Prediger das Salz der Erde. Wir müssen zuvor überzeugt werden, was wir als wahre Christen glauben und thun sollen, bevor wir mit einem rechten Ernst darnach streben können, solche zu werden. Es wird doch kein Mensch so stolz seyn, daß er meinen sollte, er sey schon ein wahrer Christ. Ein solcher wäre wie die Pharisäer und somit unfähig, ein wahrer Christ zu werden. Ich sehe klar ein, daß ich noch weit hin habe, bis ich eine wahre Christin bin; aber das soll mich nicht muthlos machen,

sondern vielmehr anspornen zum bessern Streben; und deßwegen hielt uns ja der Herr Pfarrer unsere Pflichten so strenge vor; er zeigt uns aber auch den Weg und die Mittel, auf welchem und durch welche wir besser werden können. Wenn wir nun diese Belehrung nicht befolgen, oder gar ärgerlich werden wollten, so würden wir uns gegen die Wahrheit, gegen unsern Vorgesetzten, der Gottes Stelle vertritt, somit also gegen Gott selbst und gegen unsere heiligste Pflicht arg versündigen."

„So, versetzte Margareth in einem höhnischen Tone, da hätten also alle Menschen unrecht, und nur der Pfarrer allein hätte recht? Ich glaube ihm nichts, laß mir meinen Glauben auch nicht nehmen, und bleibe bei dem, was ich bisher geglaubt habe. Mir gefällt der Pfarrer nicht und so sagen die Meisten. Es steht mit ihm auch nicht ganz recht; ich habe schon Manches gehört. Und heute hat er ja nur über mich gepredigt, so daß Jedermann mit Fingern auf mich hingedeutet hat."

„Margarethe, Margarethe! sprach Elisabeth mit großem Nachdrucke, ich bitte sie um Alles, sey sie doch nicht so bösartig, sie kann ein großes Unheil anrichten, wenn sie sich von ihrer bösen Leidenschaft verblenden läßt. Der Herr Pfarrer predigt nach dem Worte Gottes; er hat also ganz recht. — Wenn nun alle Menschen das Gegentheil davon glauben und thun, so haben sie unrecht. Ob sie jetzt glaubt oder nicht, daran ist nichts gelegen; sie schadet sich nur selbst. Daß der Herr Pfarrer in der Predigt sie gemeint haben soll, ist wahrhaft lächerlich; er kennt sie nicht einmal, und würde sie

nie für so wichtig halten, daß er wegen ihr allein predigen würde. Er hat sie ja auch nicht genannt, und daß sie sich getroffen fühlt, das sagt ihr nur ihr Gewissen. Sie sollte dieß also in Demuth annehmen und sich bessern. Aber nun thut sie das Gegentheil und macht es dem guten Herrn Pfarrer, wie es die Pharisäer Christus gemacht haben."

„Der Herr Pfarrer hat unter andern auch die Stelle erklärt vom heiligen Apostel Jacobus: „Wenn Jemand meint, er sey religiös und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern täuschet sein Herz, dessen Religion ist eitel." Da hat er freilich sich recht kräftig erklärt, wie verabscheuungswürdig solche Menschen seyen, die sich für fromm halten, viel beten, Wallfahrten besuchen ꝛc. und dabei lieblos gegen ihre Mitmenschen sind, dieselben sogar verleumden, ihnen übel nachreden und überhaupt viel reden."

„Das ist Alles wahr. Sie aber versündigt sich jetzt gerade auf eine schreckliche Weise gegen das achte Gebot, indem sie nicht nur einen rechschaffenen Mann verkleinert, sondern sogar ihren Seelsorger verdächtig machen möchte. Wie sehr sie sich dadurch versündigt, wie viel Unheil und Aergerniß sie dadurch anrichten kann, das weiß sie wohl selbst nicht. O sie hätte wohl Ursache genug, die heutige Predigt recht zu beherzigen, und dieselbe nicht zu ihrem und Anderer Verderben, sondern zu ihrem Heile anzuwenden."

„Das können Sie, Frau Amtmännin, schrie Margareth mit Erbitterung; ich brauche von Ihnen keine zweite Predigt; man weiß schon, wer Sie sind, und

warum man Sie fortgejagt hat aus dem Schlosse. Sie möchten hier die Gescheide und Aufgeklärte spielen und Alles besser wissen, als andere Leute, aber Sie und der Pfarrer sind mir nicht zu gescheid; Sie sollen es erfahren!"

Darauf entfernte sie sich drohend und schlug die Thüre des Zimmers hinter sich heftig zu.

3.

Elisabeth und Kunigunde sahen einander stillschweigend und verwundernd an.

„Das ist doch arg, sprach Kunigunde; diese Person ist wie eine Furie aufgebracht, da man ihr doch nicht das mindeste Leid zugefügt, ihr nur die Wahrheit gesagt und dabei nur ihr Bestes gewollt hat! Wie ist es doch möglich?"

„Das soll uns nicht wundern, liebes Kind, sprach Elisabeth; diese Klasse von Menschen regiert derselbe Geist, der die Pharisäer regiert hat; sie sind gerade das, was jene waren, nur unter einer andern Form, und benehmen sich jetzt noch so, wie sich die Pharisäer gegen Christus und seine Apostel benommen haben. Sie nehmen nur das Äußerliche der Religion an, und wollen für fromm gehalten seyn. Wenn man nun auf das Wesen der Religion dringt, so sehen sie wohl ein, daß es um ihre Sache geschehen sey. Dabei offenbaren sie aber, ohne es zu wissen, so recht, was sie innerlich sind. Gerade die Wahrheit können sie nicht ertragen, weil ihr ganzes Wesen Heuchelei, Betrug und Lüge ist."

„Daher warnte Jesus und seine Apostel so feierlich vor ihnen:

„Hütet euch vor denen, die in Schafskleidern zu euch kommen, von Innen aber reißende Wölfe sind; an ihren Früchten werdet ihr sie kennen."

„Meide solche, die den Schein der Gottseligkeit haben, aber ihre Kraft verläugnen."

„Diese Person sieht nun wohl ein, daß sie vor diesem Herrn Pfarrer nicht bestehen könne mit ihrer Religion, daß er ihr ganzes Wesen durchschaue, und daß diejenigen, welche sich von ihm belehren und bessern lassen, bald ihre Heuchelei und ihren Betrug erkennen und verabscheuen werden."

„Dazu kommt noch etwas Wichtigeres. Der Herr Pfarrer dringt auf eine gründliche Bekehrung; er sucht die Menschen durch Christus zu Gott zurückzuführen. Dagegen empört sich nun allemal ein böser Geist, der in solchen Menschen wirket, und diese benehmen sich dann gegen die Diener Christi gerade so, wie die Pharisäer gegen Christus."

„Ich glaube wohl, daß diese böse Weibsperson auf alle mögliche Weise den guten Herrn Pfarrer verleumden und herabsetzen werde. Indeß kann sie gegen die gute Sache doch nichts thun. Der Herr Pfarrer hat Gott für sich; und wer einer solch dummen und bösen Person mehr glauben sollte, als dem Herrn Pfarrer oder vielmehr dem Worte Gottes, das er verkündet, der muß wohl nicht gescheider und nicht besser seyn, als sie selbst."

Was Elisabeth vorhersagte, ging auch bald in Erfüllung. Es wurde bald dieses, bald jenes böse

oder nachtheilige Gerücht über den Pfarrer ausgebreitet, und viele Gemüther wurden beunruhigt.

Elisabeth hielt sich durch das achte Gebot des Herrn für verpflichtet, nicht nur allein den bösen Gerüchten so lange nicht zu glauben, so lange keine offenbaren Gründe vorhanden sind, und so lange man den Verleumdeten nicht selbst gehört hat; sondern sie hielt es für heilige Pflicht, die Verleumder zurechtzuweisen, und wenn es durch nichts, als durch einen verächtlichen Blick geschehen könnte; denn es steht geschrieben: „Der Nordwind vertreibt den Regen und ein bitterer Anblick die verleumderische Zunge." *) Gäbe es keine leichtglaübigen Hörer, so könnten die bösartigen Schwätzer nicht so viel Unheil anrichten, und so viele Leiden Unschuldigen zufügen, wie dieß wirklich geschieht. Wer den Verleumdern auch nur stillschweigend zuhört, nimmt dadurch Theil an ihrer Sünde.

Der Christ muß noch mehr thun; er muß die Unschuld vertheidigen, und wenn ihm die Vertheidigung auch Nachtheile zuziehen sollte. So vertheidigte z. B. Jonathan seinen Freund David vor seinem erzürnten Vater und fürchtete nicht dessen Grimm.

Elisabeth that also, was jeder Christ zu thun verpflichtet ist. Sie war überzeugt, daß der Pfarrer nicht nur allein ganz unschuldig sey, sondern daß er sogar deßwegen gelästert werde, weil er offenbar vom Geiste Christi durchdrungen, das Reich

*) Sprichw. XXV, 23.

der Finsterniß im Grunde zerstören und das Reich Gottes in den Herzen der Menschen herstellen wolle. Solche edle Menschen wurden dann von jeher beneidet und gehaßt von Menschen, die einen bösen Willen haben. So haßte schon Cain seinen Bruder Abel. Sie wußte aber auch aus der heiligen Geschichte, wie weit die Bosheit solcher Menschen geht, die unter dem Scheine der Religion wahrhaft fromme Männer verfolgen. Wie die Pharisäer gegen den Sohn Gottes handelten, so handeln solche Menschen immer noch an Allen, die Christi Geist haben. Denn der Geist der Welt steht in beständiger Feindschaft gegen den Geist aus Gott; und da der Fürst dieser Welt ein Lügner war vom Anfange an, und durch Lügen die Macht über die Menschen erhalten hatte, so offenbart er sich noch immer durch Lügen. Dieß sind die Waffen, mit denen er kämpfet. Darauf suchte Elisabeth die Bewohner des Dorfes aufmerksam zu machen, um sie vor den großen Nachtheilen für Zeit und Ewigkeit zu verwahren, die unfehlbar daraus entstehen müssen, wenn man solchen Verleumdungen Gehör geben sollte.

Man erwiderte ihr zwar oft: „Es müsse doch etwas daran seyn, weil alle Leute es sagen.“ „Das ist der elendeste Grundsatz von der Welt, entgegnete Elisabeth. War also auch etwas an dem, was man über Jesus sagte? Der ganze hohe Rath erklärte Ihn für einen Gotteslästerer und verurtheilte Ihn zum Tode. War Er also ein Gotteslästerer? — Sehet, wie schrecklich man sich verfehlen kann, sobald man auf das Urtheil der Menschen achtet. Man sollte vielmehr umgekehrt sagen: Es muß nichts an den

Verleumdungen seyn, gerade deßwegen, weil so viele Menschen davon reden; denn der große Theil ist immer der unwissende und böse, er redet nicht viel von Menschen seines Gleichen, sondern nur von den wenigen Guten."

Mehr, als Elisabeth durch ihre Vertheidigungen, siegte der Pfarrer durch sein Nichtachten auf die Verleumder, durch sein stilles Dulden, ruhiges Aushalten und kräftiges Fortwirken für die Ehre seines Gottes, und für das Heil seiner anvertrauten Herde.

Seine Grundsätze waren: Rechtthun und sich dafür lästern lassen, das heißt königlich handeln. Niemand kann so leben, daß man ihn nicht tadeln und verleumden kann; aber so soll der Christ leben und handeln, daß alle Tadler und Verleumder mit Schande und als Lügner gebrandmarkt werden.

Der Mond durchlaüft bei nächtlicher Stille seine Bahn und achtet nicht auf die Hunde, die ihn anbellen. So soll der Christ in seinem Berufe wirken und nicht achten auf das Lob oder auf den Tadel der Menschen, sondern nur auf Gott.

Nur große, durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer wurden gewöhnlich verleumdet; von ganz gewöhnlichen Menschen sagt man selten viel. Daher das alte Sprüchlein meistens eintrifft:

„Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dieß zum Troste sagen:
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen."

Am allermeisten tröstete und beruhigte den edlen Seelsorger der Hinblick auf seinen Herrn und Meister, und

und das Betrachten so vieler wichtigen Stellen der heiligen Schrift, z. B.:

„Sehet auf Ihn (auf Jesum), der so viel Widerspruch von Sündern gegen sich erduldete, damit ihr nicht erlieget und den Muth sinken lasset." *)

„Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um Meinetwillen lästern und verfolgen und Böses aller Art wider euch lügen; freuet euch und frohlocket, denn groß ist euer Lohn in dem Himmel. So haben sie die Propheten, die vor euch waren, auch verfolgt." **)

„Selig seyd ihr, wenn ihr um des Namens Christi willen geschmähet werdet; denn der Geist der Ehre, der Herrlichkeit und der Kraft, der Geist Gottes ruhet auf euch. Niemand unter euch leide als Mörder, oder Dieb, oder Verbrecher, oder Störer der öffentlichen Ruhe. Leidet er es aber als Christ, so schäme er sich nicht, vielmehr preise er Gott in diesem Namen." ***)

Mit dem Psalmisten betete er öfters:

„Rette mich, Herr, von bösen Menschen: vom gottlosen Manna rette mich. Sie denken Böses in ihrem Herzen, und richten täglich Händel an: Sie spitzen ihre

*) Hebr. XII, 3.

**) Matth. V, 12. Vergleiche Luc. VI, 22. 23. 26.

***) 1 Petr. IV, 15. 16.

Zungen, wie die Schlangen: Natterngift ist unter ihren Lippen. Schütze mich, Herr, vor der Hand der Sünder, und vor bösen Menschen rette mich, die da sinnen, mich zum Falle zu bringen. Mein Gott bist du: erhöre, Herr, die Stimme meines Flehens.“ *)

4.

Jeder besser denkende Bewohner des Dorfes überzeugte sich bald von der Unschuld, ja von der Rechtschaffenheit des Pfarrers und verabscheute mit gerechtem Unwillen jede bösartige Äußerung gegen ihn. Am meisten eiferten für den Pfarrer der Wirth, ein junger, sehr braver und verständiger Mann, und jener Bauer, in dessen Nebenhaus Elisabeth war.

Margareth aber machte es wie alle Menschen dieses Schlages: sie sah jeden als Feind an, der ihr nicht recht gab. Ihr Haß hatte sich bis zur Rache gesteigert, und sie ruhete nicht, bis dieselbe befriediget war; ja sie sann nur auf solche Mittel, durch welche sie ihre Feinde hinterlistig und auf's Tiefste erniedrigen, sich aber rechtfertigen zu können glaubte. Dazu fand sie bald eine erwünschte Gelegenheit. Ein Bauer hatte eine Kuh, welche rothe Milch gab. Er fragte Margareth um Rath; diese ging in den Stall, fuhr mit ihren Händen über die Kuh hin, und machte bedenkliche Mienen, ohne ein Wort zu sagen.

„Was ist es denn, Jungfer Margareth, fragte der Bauer; kann man nicht helfen?“

---

*) Psalm 139.

„Helfen, sprach Margareth sehr bedenklich; ja ich könnte wohl, aber davor behüte mich Gott! Was der Kuh fehlt, das darf man bei uns nimmer sagen; denn wenn es der Pfarrer erfahren würde, da käme ich bös weg. Nein, ich will nicht helfen!“

„Ei, der Pfarrer, sagte der Bauer; wenn nur meiner Kuh geholfen würde, dann mag der Pfarrer sagen, was er will, er gibt mir keine andere Kuh! Sag' sie doch, ich bitte sie, was der Kuh fehlt, und schaffe sie mir Hülfe!“

„Ich nicht, erwiderte Margareth, ich bin ohnedieß schon verschlagen genug in der Gemeinde, und werde allgemein als Verleumderin verachtet; aber meine Unschuld wird aufkommen; man wird schon noch sehen, wer recht hat. Gehe er nur zum Pfarrer und laß er sich helfen; ich hilf ihm nicht!“

„Und der Pfarrer will und kann mir nicht helfen, sagte der Bauer, er glaubt ja an nichts; sie aber kann mir helfen, und ich weiß, daß sie eine fromme und gescheide Person ist; ich setze mein ganzes Vertrauen auf sie, und werde sie gewiß belohnen. Helfe sie mir doch!!“

„Nun, versetzte Margareth, weil er ein so guter Mann ist, und sich von seinem alten Glauben nicht abbringen läßt, so will ich ihm helfen. Er aber muß schweigen und thun, was ich ihm sage. Nimm er jetzt die Milch von dieser Kuh, setze er sie in einer Pfanne über das Feuer, und lasse sie so lange sieden, bis die Person kommt, die ihm den Schaden zugefügt hat; sie kommt gewiß; und sollte es heute nicht seyn, so wiederholt man es morgen nochmal: aber ich muß zuerst dann wieder die Kuh

sehen. Kommt nun die Person heute, so ist es um so besser, sie wird etwas bringen oder etwas verlangen. Wie sie kommt, so schüttet er gleich die siedende Milch ihr nach, aber auf den Rücken."

Margareth ging fort, und der Bauer befolgte Alles pünktlich, was ihm diese gesagt hatte. Etwa nach einer Stunde kam Elisabeth und brachte in einer Schüssel Salz. Sobald sie der Bauer im Hausgange reden hörte, kam er mit der Pfanne aus der Küche, schrie mit wildem Ingrimm: „Was, du Hexe! Nun weiß ich wer du bist. Ich will dir helfen!" — Die Bäuerin kam im nämlichen Augenblicke aus der Wohnstube und überhäufte Elisabeth mit allen möglichen Lästerworten, so daß diese vor Staunen kein Wort hervorbringen konnte, sondern sich zu retten suchen mußte. Sie kehrte um und wollte fort; der Bauer aber schüttete ihr nun die siedende Milch auf den Rücken nach.

Elisabeth erreichte kaum ihre Wohnung und sank, in derselben angekommen, bewußtlos zu Boden. Kunigunde kam vor Schrecken außer sich und wußte nicht, was sie zuerst thun sollte. Sie suchte endlich ihre Mutter aufzurichten und auf das Canapee zu bringen. Als ihr dieß gelungen war, so lief sie zu dem Bauer, dem ihre Wohnung gehörte, und rief ihn um Hülfe an. Als dieser kam, hatte sich Elisabeth schon erholt und erzählte ihm nun den ganzen Vorfall. Martin, so hieß der Bauer, konnte seine Verwunderung nicht genug ausdrücken. Er rief aus: „Ist es denn möglich, daß es solche Menschen geben soll! Dieß ist ein wahres Teufelsstück! Dieß hat die Betgretel veranstaltet! Was ist zu

thun? Ich will zuerst zu dem Herrn Pfarrer gehen und ihm diese Geschichte erzählen."

Er ging nun zum Pfarrer und setzte ihn in Kenntniß von dem, was geschehen war. Der Pfarrer hörte staunend an, was ihm Martin im vollen Eifer erzählte; meinte aber, die Sache sey doch offenbar zu einfältig, als daß sie Glauben finden könnte. Er verwies auch zugleich dem Martin sein schnelles Urtheilen über die Margareth, ohne gewiß zu wissen, daß sie die Urheberin dieser Bosheit sey.

„Dieß hätte ich nicht thun sollen, sagte Martin; denn ich weiß aus Ihrem Unterricht, wie bös der Argwohn sey, und wie leicht man sich irren könne, oft da, wo man meint, es könne gar nicht anders seyn, diese oder jene Person müsse wirklich dieses oder jenes gethan oder gesagt haben. Der falsche Argwohn ist immer an sich schon Sünde und die unschuldigsten Menschen können da gar leicht und oft in einen bösen Ruf kommen. Obwohl ich für mich überzeugt bin, daß die Betgretel Urheberin dieser Bosheit ist, so will ich gewiß vor Niemand mehr meine Ueberzeugung aussprechen."

„Wenn aber Euer Hochwürden meinen, die Sache sey zu einfältig, als daß sie Glauben finden könnte, so muß ich mir schon die Freiheit nehmen und Ihnen sagen, daß es nicht so ist. Freilich sollte man meinen, es sey gar nicht möglich, daß das Volk so seyn könne, vorzüglich, wenn es so nachdrücklich belehrt wird, wie wir; aber es ist doch so. Das Volk ist so langsam zum Verstehen und zum Befolgen dessen, was Gott geoffenbaret hat, und was Er will, es glaubt so ungern die Wahr-

heit, und ist so schnell und leichtglaübig in den dümmsten oder bösartigsten Dingen; nimmt ohne Prüfung Lügen, Verleumdungen u. s. w. auf, daß man recht deutlich sehen muß, es könnte unmöglich so seyn, wenn nicht ein böser Geist herrschend wäre unter dem Volke."

„Der frömmste und weiseste Mann dürfte eine Stunde, ja eine ganze Woche lang die wichtigste Wahrheit vortragen und auf alle Weise begreiflich zu machen suchen, da wird man wenig davon reden — und hören; noch weniger die Wahrheit verstehen und sie beherzigen. Aber die elendeste Person dürfte nur eine Verleumdung ganz in der Stille, etwa nur vor einer Person, aussagen, oder ein recht abergläubisches Wunder, kurz etwas recht Dummes, erzählen, so würde diese Aussage in kurzer Zeit wie ein Lauffeuer sich ausbreiten, alle Gemüther beschäftigen und die Meisten würden sie glauben. So langsam findet das Gute und so schnell das Böse Eingang beim Volke. Herr Pfarrer, ich kenne das Volk besser; ich weiß es ja aus eigener Erfahrung; ich war auch so, und wäre jetzt noch so, wenn nicht Sie mich überzeugt hätten von der Verdorbenheit des menschlichen Herzens, und von der Nothwendigkeit einer gründlichen Bekehrung; ja ich fühle nur zu sehr in mir die böse Neigung zum Urtheilen und Richten Anderer; höre vorzüglich von Andern lieber Böses als Gutes — und kann meine böse Neigung nicht genug bewahren und besiegen."

„Leider sind wir so, lieber Martin, erwiderte der Pfarrer, und wenn ich es auch nicht aus eigener Erfahrung wissen könnte, wie geneigt das mensch-

liche Herz zum Bösen ist; so sagt es uns ja sogar Gottes Wort deutlich genug. Seit jener unseligen Zeit, da die ersten Eltern der Lüge der Schlange mehr glaubten, als Gott, seitdem findet die Lüge und alles Böse so leicht Eingang in unsern Herzen. Wenn wir nirgends sehen könnten, wie unbeständig das Volk ist, und wie schnell es sich hinreißen läßt zu den schrecklichsten Greuelthaten, sobald nur einmal der Ton angegeben wird, so sehen wir dieß aus der Leidensgeschichte Jesu. Man hätte doch meinen sollen, es sey unmöglich, daß jenes Volk, welches drei Jahre hindurch die göttlichen Lehren hörte, die großen Wunder, den himmlischen Wandel Jesu sah, das Ihn sogar wenige Tage vorher unter dem lautesten Jubel als ihren König in die Stadt einführte, daß dieses Volk je in den Mordruf: „An's Kreuz mit Ihm!" werde einstimmen können; und doch geschah es!"

„Aber nochmal: diese Geschichte ist doch zu einfältig!"

„Aber, Herr Pfarrer, Sie werden doch sehen, welch einen Lärm diese Geschichte absetzen wird, versetzte Martin. Mich dauert nur die gute Elisabeth und ihre brave Tochter, die ich mir schon lange als Sohnsfrau ausersehen habe, weil ich einsehe, daß mein Sohn nicht glücklicher werden kann, als wenn er eine solche Person zur Ehe bekommt; und weil mein Johannes dieß selbst einsieht."

„Die gute Frau Amtmännin hat durch böse Zungen schon so viel gelitten und Alles verloren, was Einem auf Erden theuer seyn kann. Kein Mörder und Straßenraüber kann mit seinem Mord-

doch mehr Unheil anrichten, als zwei einzige Zungen ihr zugefügt haben, und nun soll es noch nicht aus seyn; und sie ist doch eine so fromme und gute Frau!“

„Gerade weil sie wahrhaft fromm und gut ist, versetzte der Pfarrer, wird sie so hart geprüft; die Welt ist für wahre Christen wirklich ein Fegfeuer, man prüft und verfolgt sie ohne Aufhören; allein dadurch werden sie nur angetrieben, mehr über sich zu wachen, sich von der Welt immer mehr loszureißen und sich an Gott zu halten. Sie verlieren dadurch nichts, gewinnen aber viel. Dagegen schaden Lügner und Verleumder sich selbst am allermeisten. Sie ziehen sich bestimmt ein schreckliches Gericht vor Gott zu, und ernten sehr oft schon in dieser Welt den Lohn der Lüge, nämlich Schande und Verachtung ein. Denn es steht geschrieben: „Lügenhafte Zungen hasset der Herr.“ *) „Ihre eigene Zunge fället sie, daß ihrer spottet, wer sie schauet. Alle, die es sehen, sagen: Das hat Gott gethan! und erkennen, daß es sein Werk sey. Der Fromme freuet sich in Gott und findet Schutz bei Ihm.“ **) „Wer sich seines Lebens freuen und gute Tage sehen will, der bewahre seine Zunge vor Unrecht und seine Lippen, daß sie nichts Trügliches reden.“ ***)

*) Sprichw. VI, 16—19.

**) Psalm 63.

***) 1 Petr. III, 10.

„Gehe er, guter Martin, indeß zur Frau Amtmännin; sage er ihr, daß ich den herzlichsten Antheil nehme, daß ich zuerst den Mann, der ihr das Unrecht zufügte, vorrufen lasse, und dann selbst zu ihr kommen werde.“

Martin ging fort und der Pfarrer ließ den benannten Mann vorrufen, welcher auch gleich erschien. Der Pfarrer redete ihn freundlich an und sprach: „Nun Balthes, was ist denn bei euch vorgefallen? Ihr hattet ja eine kranke Kuh?“

„Ja, sagte Balthes ganz trotzig; aber ich weiß nun wohl, woher die Krankheit gekommen ist; dieß war keine Krankheit, sondern eine Hexerei, oder wie die Herren sagen, eine Zauberei. Dieß glaube ich fest, weil ich nun davon überzeugt bin, Sie mögen es nun glauben oder nicht.“

„Balthes, erwiderte der Pfarrer, ihr scheint vergessen zu haben, daß ich euer Pfarrer, also euer von Gott verordneter Vorgesetzte und ihr mein Untergebener seyd. Ich habe nun vor Gott die Pflicht, euch zu belehren, und ihr habt die Pflicht, die wohlgemeinte und euch so nothwendige Belehrung anzuhören und zu befolgen. Sehet, ihr begeht eine doppelt große Sünde. Die Meinung, daß eure Kuh durch Zauberei, oder wie ihr saget, durch Hexerei, eine rothe Milch gegeben habe, ist schon eine rechte Dummheit. Es gibt gewisse Kraüter, wenn diese die Kühe fressen, so geben diese eine röthliche oder mehr gelbliche Milch; diese schadet nun gar nichts und man darf die Milch wohl gebrauchen; in etlichen Tagen verliert sich dieses von selbst. Die Meinung aber, daß man durch Zauberei etwas

zufügen könne, ist im Worte Gottes verboten, also sündhaft. Gott hat diesen schändlichen Aberglauben so feierlich verboten und verabscheut: „Es soll keiner unter euch gefunden werden, der die Wahrsager fragt, und auf Traüme und Vorbedeutungen achtet, oder ein Zauberer, noch ein Beschwörer, noch einer, der die pythonischen Geister (Bauchredner) befragt, oder die Weissager, noch einen, der die Wahrheit von den Todten erfragt: Denn dieß Alles verabscheuet der Herr." *) Das sagt euch also das Wort Gottes."

„Es gibt viele natürliche Mittel, durch welche man Menschen und Thieren schaden oder nützen kann, dieß ist wahr. Es gibt aber auch viele Menschen, welche solche Mittel kennen oder wissen; solche unter einer frommen oder zauberischen Form gebrauchen, um abergläubische oder dumme Leute zu betrügen, und um sich selbst ein Ansehen zu verschaffen."

„Dadurch kommen dann oft die besten und unschuldigsten Menschen in Verdacht, und dieß ist die zweite Sünde, die noch größer ist, als die erste."

„Und diese beiden Sünden habt ihr begangen; dazu gebet ihr noch Aergerniß in der Gemeinde, und Veranlassung zu vielen nachtheiligen Reden und Urtheilen."

„Sehet! ihr haltet nun die Frau Amtmännin für eine Hexe. Dieß wird zwar kein vernünftiger Mensch glauben; aber welch eine verabscheuungs-

*) 5 Mos. XVIII, 10. 11.

würdige Beleidigung ist dieß schon für einen Menschen, der ein Geschöpf und Ebenbild Gottes ist.“

„Aber, daß jetzt gerade die Amtmännin gekommen ist, sagte der Bauer, wie es die Betgretel vorhergesagt hat, das ist doch sonderbar, da sie noch nie in mein Haus gekommen ist; und sie ist ja schon gekleidet wie eine Hexe.“

„Bedauerungswürdiger Mann! sprach der Pfarrer seufzend; dieß hätte gar wohl durch Zufall geschehen können. Wie oft seyd ihr schon in ein Haus gekommen, wohin ihr früher nicht kamet; oder ihr habet etwas gebracht oder verlangt: wie würde es euch gefallen, wenn man euch für einen Zauberer gehalten hätte? Und wie leicht kann dieß jedem Menschen bei solchen Gelegenheiten begegnen, wenn eine solch dumme, oder vielmehr boshafte Person ihr Wesen treibt, wie die Margareth?“

„Hier aber verhält es sich noch anders. Die Margareth kam in großer Eile zu der Frau Amtmännin und ersuchte sie, euch doch gleich ein Salz zu bringen; denn ihr hättet gerade keines und brauchet nothwendig eines, weil eine Kuh erkrankt sey. Dieß that die gute Frau und daraus entstand nun diese abscheuliche Geschichte. Jetzt urtheilet selbst!“

Der Bauer zuckte die Achseln und sagte höhnisch lächelnd: „Das mag die alte Hexe zur Ausrede nehmen, ich aber glaube es nicht; und kurz und gut: Meine Eltern und Großeltern haben geglaubt, und alle Leute glauben, daß es Hexen gibt, und daß man einem Böses anthun kann, und ich glaube es auch, und laß mir diesen Glauben nicht nehmen.“

„Nun, sprach der Pfarrer mit Ernst: Wenn eure Großeltern, eure Eltern dieß glaubten, und wenn es noch alle Menschen glauben würden, so würde dieß nur so viel beweisen, daß diese alle so dumm waren, wie ihr; Gottes Wort aber hebt der einstimmige Aberglaube und Unglaube aller Menschen nicht auf. Indeß gab es zu allen Zeiten und gibt es auch jetzt noch weise Menschen genug, welche diese Dummheit verabscheuen. Dieser Aberglaube kommt von den Heiden her; er ist von allen Menschen verabscheut worden, welche das Christenthum angenommen haben. Wer nun dieß noch glaubt, der ist nicht nur kein Christ, sondern der ist unfähig, das Christenthum zu verstehen, viel weniger es anzunehmen; denn der wahre Glaube und der Aberglaube können so wenig beisammen seyn, als Licht und Finsterniß; einer muß weichen. Ja es kann seyn, daß der Teufel über solche Menschen eine Gewalt hat, die mehr an ihn glauben und ihn mehr fürchten, als Gott."

„Balthes, ich habe nun meine Pflicht an euch erfüllt: ich habe euch belehrt; da ihr aber eure Pflicht nicht erfüllet, nämlich euch nicht belehren lassen wollet, so habe ich mit euch von nun an nichts mehr zu schaffen, bis ihr zur bessern Gesinnung kommet! Gehet also fort!"

Der Bauer ging fort, ließ sich aber wohl anmerken, daß er bei seiner Meinung verharre.

Mit tiefer Wehmuth blickte ihm der Pfarrer nach und sagte zu sich selbst: „Ach, wie hart ist es doch, solchen Menschen das Evangelium zu verkünden! Wie unfähig sind sie, es zu verstehen! Wahr-

lich, da muß man wohl mit Thränen das Samenkorn des ewigen Lebens auf Felsen oder betretenen Wegen, oder unter Dornen und Disteln säen! — Armes, armes Volk! O wenn du verstehen würdest, was dir zum Frieden dienet! Doch es gibt auch noch ein gutes Erdreich; es gibt Herzen, die das Wort Gottes mit Freuden aufnehmen, und in Beharrlichkeit Frucht bringen!"

Mit ganz besondern Empfindungen ging der Pfarrer zu Elisabeth, um zu sehen, wie sie sich befinde und um sie zu trösten.

Elisabeth grüßte den angekommenen Pfarrer mit sichtbarer Freude. Sie war zwar noch erschüttert von dem Vorfalle, aber doch beruhigt.

Der Pfarrer bezeugte der frommen Dulderin sein Mitleiden, drückte seinen gerechten Unwillen über diese Frevelthat aus und erzählte, was er mit dem Bauern Balthes ausgerichtet habe.

„Es ist wahr, sprach Elisabeth, ich bin wie zum Leiden gemacht. Sie, Herr Pfarrer, wissen meine Verhältnisse und was ich schon gelitten und verloren habe durch böse Zungen. Aber ohne des Herrn Wille geschieht doch nichts; könnte ich doch seinen heiligen Willen in kindlicher Ergebung anbeten!"

Martin, der auch im Zimmer war, meinte, es sey doch recht arg, so unschuldig zu leiden; man soll solche böse Menschen verklagen, damit sie nach Recht bestraft werden. Auch verwunderte er sich, daß es solch offenbar bösen Menschen, wie z. B. jenem Lügner, der den seligen Herrn Amtmann um's Leben brachte, und dem Amtmann Raimund, der so undankbar und noch so verleumderisch handelte, noch

gut gehen könne. — „Da, fügte er bei, heißt es freilich: böse Menschen können einem nicht schaden; ja wohl schaden genug, wenn sie einem um Ehre, Vermögen und Gesundheit, und noch dazu in Schande und Verachtung bringen, und wenn doch das Unrecht nicht an den Tag kommt.“

„Guter Martin, sprach der Pfarrer, er urtheilt wohl nach menschlichen Ansichten; aber im Lichte des Christenthums betrachtet erscheint die Sache ganz anders.“

„Unschuldig leiden ist ja gerade der beste Trost für den Leidenden; wenn man aber schuldig leidet, dann ist man elend daran. Wenn z. B. der selige Amtmann das wirklich gewesen wäre, wofür man ihn erklärt hat, oder wenn die Frau Amtmännin wirklich das wäre, wofür man sie hält: dann wären sie bedauerungswürdig, und sie würden eine verdiente Strafe leiden; diejenigen, welche dann ihre Vergehen ausbreiten und darüber urtheilen würden, hätten zwar immer Unrecht: denn richten und urtheilen kann nur Gott. Wenn sie aber offenbar ganz unschuldig sind, so ist ihr Leiden keine Strafe, sondern eine Prüfung, die ihnen vor Gott nützlich wird, und selbst vor guten Menschen Ehre bringt. Dagegen sind diejenigen zu bedauern, welche ganz falsche Verleumdungen ausbreiten oder ausbreiten helfen; sie ziehen sich, wie ich ihm schon früher sagte, vor Gott ein schreckliches Gericht zu.“

„Darüber, daß es offenbar bösen Menschen in der Welt noch gut gehe, darüber verwundert sich der Christ nicht. Wie viele Selige mögen im Himmel seyn, die von der Welt verleumdet, ja als

Verbrecher behandelt wurden, ihre Unschuld kam nicht an den Tag; ihren falschen Anklägern und ungerechten Richtern ging es in der Welt noch gut; diese lebten vielleicht in Ehre und Ansehen. Es kommt nicht darauf an, was wir vor der Welt sind, und was die Welt von uns hält; sondern es kommt Alles darauf an, was wir vor Gott sind, und daß wir vor seinem Gerichte einst bestehen. Da erst kommt Unschuld und Bosheit ganz auf und werden gerecht gerichtet. Darauf allein verläßt sich der wahre Christ. Er sucht Ehre und Recht nicht in einer Welt, die alle Propheten und so viele unschuldige Menschen schon ungerecht gerichtet; ja sogar den Sohn Gottes als einen todeswürdigen Verbrecher zum schändlichsten Tod, zum Kreuztode verdammt hat; sondern er sagt mit dem Apostel: „Mein Richter ist der Herr!"

„Ja, in der sogenannten Romanen-Welt, da geht es freilich anders; da muß zwar die Unschuld oft leiden: aber sie wird allemal erkannt, kommt zu Ehren u. s. w., ihre Drücker oder Richter werden offenbar, kommen in Schande und Unglück. Allein in der Lebensgeschichte der Heiligen geht es ganz anders zu; da wird meistens der Ausspruch Jesu erfüllt: „In der Welt habt ihr Angst!"

„Sagte schon David: „Bedenket doch, daß der Herr die Heiligen wunderbar führet." Gottes Wege sind anders, als der Menschen Wege. Und wirklich dürfte man es als einen Beweis gänzlicher Verwerfung annehmen, wenn Gott den Bösen es gut gehen läßt; dadurch werden sie erst ganz

verblendet und verhärtet. Das Wohlergehen in der Welt ist also für böse Menschen eine sehr bedenkliche Sache; so wie zeitliche Leiden für die Guten die größte Wohlthat sind.

„Anders leidet jedoch der verstockte, unbekehrte Sünder; anders der reuevoll Büßende; anders der fromme Gerechte. Dieß sehen wir am Deutlichsten an Jesus und an den zwei Mitgekreuzigten.“

„Und schaden, lieber Martin, fuhr der Pfarrer fort, schaden können uns böse Zungen und böse Menschen nie; ja sie können uns einen zeitlichen Schaden zufügen; aber auch da nur dann, und um kein Haar mehr, als wenn und wie es Gott zuläßt. Aus diesem zeitlichen Schaden erwächst uns aber ein reicher Gewinn für eine ganze Ewigkeit, wenn wir dadurch zur Erkenntniß unserer Sünden, also zur Demuth, zum kindlichen Vertrauen auf Gott und zur gänzlichen Hingabe an Ihn geleitet werden.“

„Wenn aber dieß dadurch nicht geschieht, wenn wir, von pharisäischer Selbstgerechtigkeit verblendet, meinen, wir haben das Leiden nicht verdient; oder wenn wir gar über die Ruthe zürnen, womit Gott uns züchtiget, dann haben wir freilich nur Schaden und keinen Gewinn.“

„Daher wird auch der Christ seine Gegner und Verleumder nicht leicht verklagen, wenn er nicht muß; er wird vielmehr für sie beten und sie bemitleiden; sie sind schon deßwegen unglücklich genug, weil sie Gott zu nichts Besserem, als zu einer Zuchtruthe gebrauchen kann, die früher oder später in's Feuer geworfen wird. Er befolgt da die Lehren der heiligen Apostel: „Christus hat für uns

uns gelitten und euch ein Vorbild hinterlassen, daß ihr in seine Fußstapfen nachfolgen sollet. Er lästerte nicht, wenn Er gelästert ward. Er drohte nicht, da Er litt, sondern überließ sich dem, der ungerecht verdammte." *)

„Segnet, die euch verfolgen. Vergeltet Niemanden Böses mit Bösem. Richtet euch selber nicht, Geliebte! sondern gebet dem Zorn Raum; denn es stehet geschrieben: Mein ist die Rache; ich werde vergelten, spricht der Herr. Vielmehr, wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; wenn ihn dürstet, so tränke ihn. Denn wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich vom Bösen nicht überwinden, sondern überwinde du das Böse durch das Gute." **)

„Uebrigens, lieber Martin, muß ich ihm dieß noch sagen, daß der verleumdete und verfolgte Christ selten in der Welt das Recht erhält, das ihm gebührt."

„Aber, Frau Amtmännin, sprach der Pfarrer ferner, ich bin gekommen, um Sie zu trösten, und nun hat mich unser Martin durch seine Fragen ganz davon abgebracht."

„Ich fand in Ihren Antworten auf diese Fragen, erwiderte Elisabeth, Trost und Belehrung genug. Uebrigens kann und will ich nichts als schweigen, leiden, mich genauer prüfen über mein

*) 1 Petr. II, 21. 23.

**) Röm. XII, 14. 19—21.

bisheriges Leben, mich in kindlicher Einfalt dem Herrn ergeben und für meine Lästerer beten. Den besten Trost finde ich in der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis; vorzüglich kommt mir das 46. Kapitel im dritten Buche gerade so vor, als wenn es nur für mich geschrieben wäre. O, wie ist doch der Mensch von Natur aus so ganz das Gegentheil von dem, was er nach der Lehre und nach dem Beispiele Jesu seyn soll; Rachsucht und Haß gegen die Feinde; Ungeduld und Verzagtheit im Leiden ist ihm zu tief eingepflanzt. Wie nothwendig ist ihm also Belehrung, Zurechtweisung und Trost!"

„Und wie verkehrt denkt man doch, sprach Kunigunde, die bisher stillschweigend zugehört und nur ihre Mutter betrachtet hatte, so lange man keine rechte Kenntniß vom wahren Christenthume hat, so lange man durch die Gnade Jesu Christi nicht erleuchtet ist!"

„Das weiß ich am besten, fiel Martin ein. Herr Pfarrer, Sie haben dieß schon aus meinen Gesprächen vernommen; aber vor zwei oder drei Jahren da hätte ich noch verkehrter die Sache angesehen. Ja man ist recht blind und verkehrt in jeder Beziehung. Um Christi willen Leiden und Verfolgungen still dulden, ertragen und aus Liebe zu Ihm noch den Feinden verzeihen, ja sie sogar lieben, oder solche Leiden als Prüfungen von Gott ansehen u. dergl.; nein, das will dem natürlichen, unbekehrten und unerleuchteten Menschen nicht eingehen. Ich habe halt gemeint, man müsse gute Menschen ehren, Feinde und Lästerer aber verklagen

oder sich rechtfertigen, und wer dieß nicht thue, der muß sich nicht rechtfertigen können; und wenn man allgemein über einen Menschen etwas sage, so müsse es wahr, oder doch etwas daran seyn, sonst könnte man ja nichts sagen."

„Ja, bemerkte Elisabeth, Martin, ihr habt ganz recht; und nicht wahr, da sieht man, wie nothwendig uns eine gründliche Belehrung über die Verdorbenheit und Verkehrheit der menschlichen Natur, und über die Erlösung durch Christus ist. Erst dann, wenn man anfängt, dieß zu erkennen, erst dann wird man sich bekehren und anders gesinnet werden."

„Dieß ist ganz wahr, sprach Martin, und darin habe ich dem Herrn Pfarrer viel zu verdanken. Aber eines muß ich doch noch sagen. Herr Pfarrer! Sie haben doch schon oft gepredigt, daß man den Widerspenstigen, den Schwätzern und den Verführern den Mund stopfen soll, weil sie ganze Häuser verwirren?"

„Dieß, erwiderte der Pfarrer, sagt der Apostel.*) Allein dieß ist nicht Jedermanns Sache, und soll überhaupt immer zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschehen. Es ist dieß vorzüglich Pflicht der Obrigkeit. — Ich habe dieß oft genug gethan. Wenn aber meine Ermahnungen fruchtlos bleiben sollten, und wenn überhaupt solche elende und dumme Schwätzereien, und ein so verwerflicher Aberglaube in meiner Gemeinde Eingang und sogar Beifall finden sollten, dann kann der wahre Glaube keinen mehr finden, und dann würde ich das Samenkorn des

*) Titus I, 10. 11.

ewigen Lebens wirklich unter Dornen und Disteln säen, wo es nie gedeihen könnte; da will ich dann den Staub von meinen Füßen schütteln und fortgehen."

„Aber, Herr Pfarrer, sprach Martin tiefbewegt, Sie werden doch um einiger bösen Menschen willen nicht eine ganze Gemeinde verlassen, die Ihrer so nothwendig bedarf?"

„Nein, Martin, entgegnete der Pfarrer, um einiger bösen Menschen willen verlasse ich die Gemeinde nie; denn da müßte ich ein Miethling seyn, wenn ich die Heerde der Wölfe wegen verlassen würde. Wenn aber die ganze Gemeinde den Wölfen in Schafspelzen mehr glaubt, als ihrem Hirten, der es so gut mit ihr meint, dann kann ich nichts mehr thun. Würde man solche Verleumdungen allgemein verabscheuen, wie sie es verdienen, so würde es bald anders werden. Es steht geschrieben: „Wenn kein Holz mehr da ist, löschet das Feuer aus: und schafft man da die Ohrenbläser weg, so haben die Zänkereien ein Ende." *)

„Uebrigens, meine Lieben, wollen wir indeß ruhig die Sache dem Herrn überlassen, Er wird es recht machen! Ich muß mich entfernen. Lebet nun wohl!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Pfarrer, und Elisabeth, Kunigunde und Martin dankten ihm herzlich für seine Sorgfalt, Belehrung und seinen Trost.

---

*) Sprichw. XXVI, 20.

5.

So ruhig der Pfarrer in seinem Berufe, ohne alle Rücksicht auf das, was für oder wider ihn gesagt wurde, fortarbeitete, eben so thätig war nun Margareth, ihr angefangenes Werk so fortzusetzen, daß sie nicht nur vollkommen Recht erhalten, sondern sich auch tüchtig an ihren Feinden, wie sie solche, die ihr nicht huldigten, zu nennen gewohnt war, rächen könne. Denn gerade diese Menschenklasse, ganz ähnlich den Pharisäern, sucht Recht vor der Welt und Rache für sich; so lange sie beides nicht erreicht, so lange beruhigt sie sich auch nicht.

Es verbreitete sich in der Umgegend bald dieses, bald jenes Gerücht; bald wurden die schändlichsten Lügen in Umlauf gesetzt, bald wirkliche Thatsachen so entstellt, daß sie ganz anders erschienen.

Viele Männer in der Gemeinde wurden endlich der Schwätzereien müde, gingen zum Pfarrer und ersuchten ihn, dem Unwesen einmal ein Ende zu machen.

„Wenn mir dieses möglich wäre, liebe Männer, sprach der Pfarrer, so wäre es schon lange geschehen! Was soll man thun? Will man nachforschen, woher alle diese lügenhaften oder falschen Gerüchte kommen, so hat der Eine dieses von Jenem, und Jener wieder von einem Andern gehört, und am Ende weiß man nichts. Da gibt's nun einmal kein anderes Mittel, als Schweigen und Rechtthun."

„Wir können daraus die großen Lehren für uns ziehen, nämlich:

1) Wie viel Unheil entstehe, wenn ein Mensch ein Glied, das ihm Gott gegeben hat, zu etwas Anderm gebraucht, als wozu es Gott ihm gab. Die Zunge, eines der edelsten Glieder, gab uns Gott, damit wir uns unter einander mittheilen, einander zurechtweisen, trösten, kurz wohlthätig werden, die Wahrheit reden, Gott anbeten u. s. w. können. — Nun gebrauchen alle diese Menschen, welche jene falschen Gerüchte verbreiten und verbreiten helfen, ihre Zungen und ihre Ohren zum Gegentheile, und daher entsteht so viel Böses. Wie viel Aergerniß wird gegeben, wie viele gute Seelen werden gekränkt und auf das Tiefste verwundet!

2) Sehen wir, daß die Welt recht im Argen liege. Wie leicht findet die Lüge und wie hart die Wahrheit Eingang und Beifall!

Ich z. B. verkünde öffentlich die Wahrheit — und Jeder, der sie hören, befolgen, und Andern mittheilen würde, würde sich und Andere nur beglücken. Davon hört man wenig, daß sie verbreitet werde, daß sie Theilnahme errege. Eine einzige Person dagegen verbreitet ganz im Geheimen lauter elende und dumme Lügen, und diese finden Eingang, — werden mit Theilnahme aufgenommen, wieder erzählt, und immer mit neuen Zusätzen verbreitet.

Wären die Menschen aus Gott, wäre sein Reich herrschend; ja würden sie nur eine gesunde Vernunft besitzen, so müßten sie dergleichen nutzlose, dumme und bösartige Schwätzereien verabscheuen; sie könnten gar nicht verbreitet werden. — Da dieß aber nun geschieht, so sieht man, daß einer Herr ist, der ein Lügner war vom Anfange an. Dieß

ist das Schaudervollste, was ich in der ganzen Geschichte erkenne.

3) Sehen wir, wie ungerecht man handeln, ja wie schrecklich man sich verfehlen kann, wenn man so gewissen Sprichwörtern oder Machtsprüchen ein Gewicht beilegt, z. B.: „Es muß doch etwas daran seyn, sonst könnte man nichts sagen!“ oder: „Es muß wahr seyn, weil es alle Leute sagen!“ Der ganze jüdische hohe Rath, der noch vorgab, vom Geiste Gottes regiert zu werden, verdammte den Sohn Gottes als einen Gotteslästerer, und das ganze Volk, d. h. der große Haufe, hielt Ihn für einen großen Verbrecher; viele gute aber schwache Menschen meinten: Er müsse halt doch gefehlt haben, sonst könnte man Ihn ja doch nicht so verdammen.“

„Sehet, wie vorsichtig wir seyn sollen im Urtheilen und Richten über Andere! Wir sollen nie etwas glauben, noch weniger verbreiten, bis wir den Verleumdeten oder Verdammten selbst gehört, gesehen und genau geprüft haben. Und wer dazu keine Pflicht hat, der soll sich um andere Menschen nicht annehmen, sondern für sich sorgen. Wenn diesem Unwesen nicht bald auf eine solche Weise gesteuert wird; so kann es noch zu großen Uebeln Anlaß geben!“

Einer der Anwesenden meinte, ob denn nicht die Amtmännin Veranlassung zu jenen Gerüchten gebe; und gerade die Margareth behaupte dieß.

„Dieß ist, sprach der Pfarrer, immer die Art dieser Leute; sie machen es gerade wie der Wolf in der Fabel. Der Wolf wollte nämlich ein Lamm

zerreißen, aber dazu eine gerechte Veranlassung haben. Er stand oben an einem Bache, machte das Wasser trübe und rief nun dem Lamme, das unterhalb stand, zu: „Warum machst denn du das Wasser trübe?" — „Wie kann ich dir das Wasser trübe machen, erwiderte das Lamm, indem du oben stehst und ich unten? du machst es ja mir trübe!" Allein der Wolf bestand darauf, das Lamm habe das Wasser trübe gemacht; und die Vertheidigung des Lammes reizte ihn noch mehr, so daß er gerechten Anlaß zu haben meinte, das Lamm zu zerreißen; was er auch that."

Einige wendeten dem Pfarrer ein, daß es doch auffallend sey, indem so oft gerade das eintreffe, was die Margareth sage; daß z. B. gerade diese oder jene Personen in ein Haus kommen; dieses oder jenes Mittel helfe; dieses oder jenes sich ereigne u. s. w.

„Wohl, sprach der Pfarrer, kann dieß gar wohl durch Zufall geschehen; häufig aber wissen solche Betrüger oder Betrügerinnen schon voraus, daß dieses oder jenes sich ereignen könne; oder sie veranstalten es heimlich selbst. Meistens haben sie natürliche Mittel, welche helfen. Von diesen sagen aber solche Betrüger nichts, sondern ihre Zauberformeln, Segensprüche geben sie als die einzigen Mittel an. Und ein abergläubischer Mensch glaubt ja Alles recht gerne, was seinen Aberglauben befördert! Endlich kann es auch seyn, daß sogar ein böser Geist Einfluß hat; denn jeder abergläubische Mensch wendet sich von Gott ab, und somit kann er den Blendwerken des Satans preisgegeben seyn,

der seine Anhänger durch Verblendungen und Betrug zu erhalten sucht."

Die Männer fanden sich durch die Belehrung des Pfarrers sehr beruhigt, und glaubten, daß durch Nichtachtung auf falsche Gerüchte die Ruhe am besten hergestellt werden könne. Sie gaben sich auch alle mögliche Mühe, daß keine Lüge und Verleumdung mehr geachtet, sondern verachtet, dagegen aber der Urheber entdeckt werden möchte.

6.

Die redlichen Männer, welche der Pfarrer auf diese Weise unterrichtet hatte, gaben sich also alle mögliche Mühe, allen Verleumdungen und den falschen Gerüchten mit Ernst zu begegnen; entweder dieselben mit Verachtung zurückzuweisen, oder wo Ernst gefordert würde, mit Ernst dagegen aufzutreten. Dadurch wurde nun die Ruhe in der Gemeinde auf lange Zeit hergestellt.

In einer Nacht aber entstand auf einmal ein großer Lärm vor der Wohnung der Amtmännin Elisabeth. Martin und die nächsten Nachbarn eilten herbei und trafen mehrere Männer, welche unter Fluchen und Verwünschungen auf Jemand zuschlugen und denselben auf dem Boden herumschleppten. Da es Nacht war, so konnten die Herbeieilenden nicht erkennen, wer der Mißhandelte seyn möge. Endlich vernahmen sie aus den Verwünschungen, daß der Mißhandelte der Pfarrer seyn müsse. Sie stürzten nun gleich unter die Frevler, um den Pfarrer zu retten. Nun aber wurde der Lärm immer größer, so daß das ganze Dorf in Bewegung kam. Alles

eilte herbei. Einige meinten, es sey Feuer ausgebrochen; Andere vermutheten einen Einbruch, und es währte lange, bis die Ursache des Lärmens allgemein bekannt wurde.

Sobald dieß geschehen war, wurde die Verwirrung noch ärger. Die Meisten waren für, und viele gegen den Pfarrer. — Einer schrie dieses, ein Anderer jenes, die meisten Bewohner des Dorfes kamen in ein Handgemenge; der Jammerruf der Weiber, das Weinen der Kinder, das Fluchen der Raufenden und zuletzt noch das Hülferufen der Verwundeten erregte eine schreckenvolle Verwirrung.

Nur die Morgendämmerung, welche von allen Bessern mit Sehnsucht erwartet wurde, vermochte einige Ordnung herzustellen. Die Bessern und Vernünftigern suchten die Gemüther zu beruhigen; sie schickten einen Boten an den Gutsherrn ab, um denselben von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, und waren vor Allem besorgt, den Pfarrer zu suchen.

Nun entdeckten sich erst die schrecklichen Folgen einer solchen Verwirrung. Viele waren stark verwundet, den Pfarrer fand man todt hinter Elisabeths Wohnung, Elisabeth und ihre Tochter waren sehr mißhandelt.

Endlich kam der Gutsherr an und mit ihm Amtmann Raimund. Da aber die Schreckensscene in Martins Hofraum vorfiel, welcher unter eine andere Gerichtsbarkeit gehörte, so konnte der Gutsherr augenblicklich nichts beginnen, sondern mußte zuerst die Gerichtsbehörde in Kenntniß setzen, zu welcher Martins Gut gehörte.

Der Gutsherr sah mit Entsetzen die graûelvolle Verwüstung an; er ließ zuerst alle Anstalten treffen, um den Pfarrer, wenn je möglich, wieder in's Leben zu bringen; Elisabeth zu versorgen und sich der Anstifter dieser Graûelscenen zu bemächtigen. Das Letztere war am schwierigsten; denn Niemand konnte bestimmt die Urheber angeben; nur Martin behauptete: Er habe Balthes an der Stimme erkannt unter jenen, welche zuerst den Pfarrer mißhandelt hatten. Dieser wurde zuerst festgenommen; als dieser aber Raimund erblickte, so sprach er, noch ganz betaûbt von dem Vorgefallenen, zu Raimund: „Nun, Herr Amtmann, wenn Sie mir heute nicht so aushelfen, wie ich Ihnen ausgeholfen habe in der Geschichte mit Ihrem Vorfahrer, so sollen Sie sehen, was ich thue.“

„Schweig Schurke, sprach Raimund, du bist jetzt Gefangener, und sollst nach den Gesetzen behandelt werden.“

„Schurke, schrie Balthes, wenn ich einer bin, dann waren Sie zuvor einer! Sie haben mich dazu gemacht; auf Ihren Rath hin habe ich den Mann der Elisabeth als einen Betrüger erklären helfen und mit einem Eide meine Aussage bestätigen müssen; seitdem ist mir keine Schandthat zu groß, und je mehr ich ausüben kann, desto wohler ist es mir!“

Der Gutsherr hatte nun genug gehört. Mit sichtbarer Wehmuth sprach er: „Das geht noch ab!“ — Er befahl dem Gerichtsdiener, auch den Amtmann in Verwahrung zu bringen.

Nach und nach konnte man erst die Einzelnheiten des ganzen Vorfalles erfahren. Da kam nun eine Jammerscene nach der andern zum Vorschein.

Außer den blutigen Köpfen und andern Verletzungen entdeckte sich, daß Kunigunde, Elisabeths Tochter, wahnsinnig sey; die Wirthin vermißte man und endlich wurden Spuren entdeckt, daß sie sich in den Fluß gestürzt habe, was sich auch leider bestätigte. Martins Sohn war gefährlich verwundet, und das Bedauerungswürdigste war — der Tod des edlen Pfarrers.

Da die meisten Bewohner des Dorfes, vorzüglich die Männer, den Vorfall auf's Tiefste bedauerten, und ihren Abscheu davor ausdrückten, so war es dem Gutsherrn möglich, alle Bewohner vor sich zu versammeln, und die Entweichung der des Verdachtes Beschuldigten zu verhüten. Als nun der berufene Polizeibeamte mit mehreren Gerichtsdienern angekommen war, so wurden zuerst alle der Anstiftung dieses Aufruhrs Verdächtigen verhaftet.

Der Gutsherr wollte vor Allem auf die Ursache dieses Vorfalls kommen. Allein, da sagte Einer dieses, eine Andere jenes, und Niemand wollte etwas Bestimmtes wissen. Im Allgemeinen vernahm er, daß man das Gerücht verbreitet habe, der Pfarrer sey in jeder Nacht um zwölf Uhr zu Elisabeth gekommen, um Zaubereien u. dgl. vorzunehmen. Kunigunde, Elisabeths Tochter, sollte schwanger seyn und zwar von dem Wirth; dieß sey schon lange so im Geheimen besprochen worden, und während des Tumultes, müsse es die Wirthin erfahren haben,

daher sie sich in der ersten Aufwallung in den Fluß gestürzt haben werde.

Wer aber diese Gerüchte verbreitet habe, von wem sie ausgingen, darauf konnte der Gutsherr lange nicht kommen. Endlich gelang es ihm von einer ledigen Weibsperson zu erfahren, daß ihr eine andere beide Verleumdungen gesagt habe. Diese wurde vorgerufen, — mußte sich vor dem Gutsherrn stellen und sagen, wer ihr dieses gesagt habe. Allein diese erklärte: Jedermann habe es gesagt; sie wisse selbst nicht wer. Da ihr nun bedeutet wurde, daß sie als die Urheberin aller dieser Gräuelthaten behandelt werde, wenn sie nicht bestimmt angeben wolle, von wem sie die Verleumdungen vernommen habe, so berief sie sich auf eine dritte und so mußten etliche zwanzig Weiber vorgerufen werden, welche man alle in eine Reihe stellte.

Endlich kam eine, welche lange nicht mit der Sprache heraus wollte, indem sie sagte: sie könne unmöglich so etwas sagen, und zudem sey die Person, von welcher sie so etwas gehört habe, eine böse, böse Person, die man allgemein fürchten müsse u. s. w.

Als ihr der Gutsherr erklärte, wie abscheulich es sey, eine schlechte Person, denn dieß sey jede Verleumderin, mehr zu fürchten als Gott, so erzählte sie, daß sie auf dem Kirchenweg gehört habe, wie die Margareth einer andern erzählte, daß der Pfarrer selbst an den vielen vorkommenden Zaubereien Antheil nehmen müsse, weil er sich so um die Erzhexe Elisabeth annehme und das sehe man daraus,

daß der Pfarrer und der Bauer Martin, so wie der Wirth das schönste Vieh im ganzen Orte haben; dem Wirth aber sey die Gundel (Kunigunde) noch lieber, als seine Kühe; denn da gehe es nicht recht her u. s. w.

Dieß habe sie im Vertrauen ihrer Nachbarin erzählt, aber mit dem strengen Auftrage, es ja Niemand zu sagen; sie könne nun nicht dafür, daß diese unschuldige Reden so verbreitet und so vergrößert worden seyen.

Nun wurde Margareth vorgerufen. Diese kam mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen vor den Gutsherrn. Als ihr ihre Äußerungen vorgehalten wurden, so sprach sie, indem sie zum Himmel blickte: „Ach du mein Gott, — daß doch an mir Alles hinausgeht! Ja der Fromme muß Viel leiden, das ist wahr. Es wird ja kein Mensch mehr verleumdet, als ich, und nun soll ich noch Ursache an diesem schrecklichen Vorfall seyn. Ich bin doch die Unschuldigste von der Welt, und was kann ich dafür, wenn man allgemein solche Reden verbreitet hat; ich habe auch davon gehört. Ach, was thut doch die böse Welt nicht! u. s. w.“

Da sie endlich so überführt wurde, daß sie ihre erste Aussage nicht mehr leugnen konnte, so verwandelte sich ihre bisherige fromme Miene in Schlangenlist. Mit der größten Gewandtheit und mit der feinsten Verschlagenheit wußte sie sich zu rechtfertigen, das, was sie nicht leugnen konnte, zu entschuldigen, und den Beweis zu führen, daß ihre Äußerung auf dem Kirchenwege unmöglich eine Veranlassung zu diesem Auftritte habe seyn können.

Der Gutsherr wandte sich von ihr weg und sprach zu den ihm zunächst stehenden Männern: „Ich bedaure nichts mehr, als daß der edle Pfarrer das Opfer einer solchen teuflischen Bosheit werden mußte! Aber unbegreiflich ist mir, wie er gerade in der Mitternachtstunde zu der Elisabeth kam! Ich bin doch von seiner Rechtschaffenheit, ja von seiner wahren und ächt christlichen Frömmigkeit überzeugt."

„Ach du mein Gott, rief einer der etwas entfernt stehenden Männer, das weiß ich, gnädiger Herr! Zu mir kam die Margareth, weckte mich auf und rief mit der größten Heftigkeit: Ich soll doch auf der Stelle den Herrn Pfarrer zur Frau Amtmännin rufen; denn sie sey von einem Schlag berührt und könne augenblicklich sterben; sie müsse wieder zu der Todtkranken eilen. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, welcher auch gleich zu der Amtmännin sich verfügte. Ich wollte ihn noch begleiten; allein er sagte, es sey unnöthig; ich soll mich zur Ruhe begeben."

„Nun, sprach der Gutsherr, sich zu Margareth wendend, siehe, welch ein Teufel du bist! Aehnlich jenem weiblichen Insekt, (Montis religiosa genannt), welches den ganzen Tag wie in einer betenden Stellung steht; aber Alles ermordet, was ihr nahe kommt, sogar das Männchen und ihre eigene Jungen. Nun siehe, du Heuchlerin, welch ein Verderben deine Schlangenzunge angerichtet hat! Wahrlich, ein kleines Feuer, aber welchen Brand hat es veranlaßt! Gerade jene Worte, welche du auf dem Kirchenwege geredet hast, waren die Feuerfunken, woraus diese furchtbare Ver-

heerung entstanden ist. Mit deiner Zunge hast du den Pfarrer gemordet, die unglückliche Wirthin zur Selbstmörderin gemacht und noch dazu so viel anderes Unglück bereitet."

„Aber, ihr Alle, fuhr der Gutsherr zu jenen sich wendend fort, durch welche jene Verleumdungen sich fortgepflanzt hatten, ihr Alle habt Theil an der Frevelthat dieser Natterzunge! Welch ein Aberglaube, welch eine Dummheit und Bosheit muß in eurer Gemeinde herrschend seyn, wenn solche eben so dumme als bösartige Klatschereien Eingang finden! Da sehet ihr nun, freilich nur etwas Weniges, so arg das auch ist, was der Aberglaube anrichtet. Wäret ihr Christen, so hättet ihr die weisen und frommen Lehren eures nun gewiß seligen Herrn Pfarrers höher geachtet, besser benützt, treuer befolgt; denn er hat euch nichts anderes gelehrt, als was einst die heiligen Apostel lehrten; denn er war ein apostolischer Mann und konnte mit Paulus sagen: Ich verfälsche das Evangelium nicht, wie Viele; und dann hättet ihr die abergläubischen Reden von Hexereien u. dgl. verabscheut und jene Verleumdungen über den Wirth mit Unwillen abgewiesen. Wenn auch Letzteres wahr gewesen, so hättet ihr schon sündhaft gehandelt, daß ihr davon geredet habt; denn bestimmt hättet ihr es nie wissen können und in keinem Falle wäre es euch zugekommen, darüber zu richten. Dafür sind auf Erden die Obrigkeiten da und der einzig rechte Richter ist Gott."

Der Vorsteher des Dorfes, welcher dem Gutsherrn zunächst stand, sprach: „Die Betgretel war von

von jeher ein bösartiges Weibsbild, und hat schon viel Unfriede in der Gemeinde gestiftet. Jedermann fürchtet sich vor ihr. — Ebenso war Balthes von Jugend auf ein roher, wilder Mensch, der sich zu allen Schlechtigkeiten gebrauchen ließ. Wie doch ein Paar Menschen eine ganze Gemeinde unglücklich machen können!"

„So, erwiderte der Gutsherr; und was hat er gethan? Vorsteher."

„Vor einigen Jahren traten gerade diese zwei Personen als Zeugen gegen meinen seligen Amtmann auf, und auf ihre Aussage hin wurde ich verleitet, einen rechtschaffenen Mann nach seinem Tode als einen Betrüger zu erklären und seine Frau und sein Kind in's Elend zu stürzen."

„Von ihm, Vorsteher, wurden damals Zeugnisse über diese Personen abverlangt. Er hat die Margareth als die frömmste, gewissenhafteste Person und den Balthes als einen rechtschaffenen Mann erklärt. Hätte er damals bezeugt, was er jetzt sagt, so wäre diese himmelschreiende Ungerechtigkeit nicht begangen worden; denn beide Zeugen wären als unfähig erschienen, somit wäre die Amtmännin Elisabeth nicht in dieses Elend, ja nicht einmal hieher gekommen, und all diese schreckenvolle Vorfälle wären unterblieben. — Sieht er nun, was er durch seine falschen Zeugnisse angerichtet hat? Er ist also die erste Veranlassung zu diesem Jammer; er gewissenloser Mann."

„Ach du mein Gott! seufzte der Vorsteher. Wenn ich das gewußt hätte! — Aber unser einer rechnet

das Ding freilich nicht so hinaus; man gibt gewöhnlich gute Zeugnisse, vorzüglich weil man solch böse Menschen fürchtet, indem sie einem arg schaden können.“

„So? sprach der Gutsherr ergrimmt. Wenn es sich um Recht und Wahrheit, um Ehre und Seligkeit handelt, da rechnet ihr es nicht so aus. Warum rechnet ihr aber denn Alles so genau aus, wo es euer Eigennutz, eure Vortheile oder gar euren dummen Stolz gilt? Ihr machet euch kein Gewissen daraus, falsche Zeugnisse auszustellen, weil ihr dieß heilige Gebot eures Gottes: „Du sollst kein falsches Zeugniß geben,“ nicht achtet und schlechte Menschen mehr fürchtet, als Gott. Ob etwas Gutes oder Böses bezeugt wird, darauf kommt es nicht an; sondern darauf, ob das, was man bezeugt, wahr oder falsch ist. Wer ein Zeugniß ausstellt, ist bei seinem Gewissen verpflichtet, nichts anderes, als die reinste Wahrheit so zu sagen, wie er sie vor Gott einst verantworten kann. Man darf nicht mehr und nicht weniger bezeugen, als wahr ist. Man darf weder etwas Besseres noch etwas Schlimmeres von einem Menschen sagen, sondern ihn gerade so schildern, wie er ist. Und wer es anders macht, ist ein gewissenloser, niederträchtiger Betrüger, der Gottes Gebot frevelnd verachtet, sein Gewissen schändet und seine Vorgesetzten betrügt.“

„Aber Gott, Gottes Gebote, Gewissen, Wahrheit, das sind euch elenden Menschen nichts weiteres, als leere Worte. Gott darf befehlen, was er will,

und ihr thut, was ihr möget; und bei all dieser niederträchtigen Gewissenlosigkeit möchtet ihr doch noch Christen heißen. Welch eine Schande! da waren die Heiden noch ehrlicher, als ihr. Unsere altdeutschen Vorfahren ließen sich lieber das Leben rauben, als nur ein unwahres Wort zu reden; viel weniger ein falsches Zeugniß auszustellen! Auf ihre Redlichkeit konnte man sich verlassen. Ihr seyd voll List und Verschlagenheit, wo Offenheit und Geradheit von euch erwartet wird! Wenn er schlechte Menschen mehr fürchtet, als Gott, so hätte er wenigstens so viel Gewissen haben und lieber sein Amt niederlegen, als ein falsches Zeugniß geben sollen. — Ich will ihm beweisen, was einer verdient, der ein falsches Zeugniß ausstellt, damit er einen Vorbegriff bekommt, wie einst der gerechte Richter mit jenen Frevlern verfahren wird, die sein heiliges Gebot: Du sollst kein falsches Zeugniß geben — so leichtsinnig und gewissenlos übertreten. — Gerichtsdiener! fesselt diesen gewissenlosen, falschen Zeugen."

„Aber, wollten Einige zur Entschuldigung des Vorstehers einwenden, man sieht doch an dem Herrn Pfarrer und der Amtmännin, wie schrecklich böse Menschen einem schaden können, und wenn man Haus, Weib und Kinder hat, so muß man doch auch sorgen."

„Schweigt, Elende, sprach der Gutsherr heftig ergrimmt; bei euch ist jedes Gefühl für Gott, Gottesgebote, für Wahrheit, Tugend und Unsterblichkeit erstickt durch euern irdischen Sinn. Wie unvernünftige

Thiere seyd ihr nur an die Erde gefesselt. — Böse Menschen können nie mehr schaden, als Gott nach seiner weisen Absicht zuläßt; und dieser Schaden ist immer nur zeitlich. Aber durch Unwahrheit schadet sich jeder selbst am meisten, und bereitet sich für eine ganze Ewigkeit schreckliches Verderben; denn: wer Lüge redet, ist vom Teufel, so sagt Gottes Wort und daran hält sich der Christ."

„Der edle Pfarrer ist zwar getödtet, aber er lebt gewiß bei Gott, und empfängt den Lohn für seine Treue. Sein Andenken aber wird schon im Auge eines jeden rechtschaffenen Menschen ehrwürdig seyn; während dieser Schurke da, indem er auf den Vorsteher hinwies, vor der Welt verabscheut und vor Gott verflucht wird, wenn er sein Vergehen nicht aufrichtig bereut. Den Schaden aber, den er angerichtet hat, kann er nie mehr ersetzen."

„Auch das zeugt schon von einem rohen Sinne unter euch, daß ihr die Margareth — mit dem Spottnamen: Betgretel — benennt. Ihr machet dadurch das ehrwürdige Wort: Gebet — verächtlich und entstellet den Namen eines Menschen, was immer ungerecht und beleidigend ist."

„Für die durch falsche Zeugen so vielfach verwundete Frau Amtmännin aber soll der heutige Tag ein Tag des Sieges über Lügen und Verleumdungen seyn. Ich gehe jetzt zu ihr, um sie und ihre Tochter in mein Schloß abzuholen und werde sie so ehren, wie sie es verdienen."

„Die weitern Untersuchungen werden erst jetzt beginnen."

Mit diesen Worten verfügte sich der Gutsherr zu Elisabeth.

Amtmann Raimund und alle in der Sache Verdächtigen wurden gefangen abgeführt.

Die meisten Bewohner des Dorfes aber erfüllte ein schaudervolles Beben über die Greuelscenen, welche eine einzige verleumderische Zunge angerichtet hatte.

„O Du, der Wahrheit Quell! Du Licht
Ohn' alle Finsternisse;
Nichts ist, was jede Zunge spricht,
Das, Gott, dein Geist nicht wisse;
Zu jeder Zeit, an jedem Ort,
Hörst Du, Allhörer, jedes Wort
Des Redlichen und Lügners!

Verleumdung, Lüge, Trug und List
Ist Quelle bangen Schmerzens;
Wer lügt, ist Satans Sclav' und ist
Verkehrten argen Herzens;
Der Wahrheit Gott haßt Satans Knecht,
Der lügt und Unrecht nennet Recht,
Und Wahrheit unterdrücket.

An's helle Mittagslicht hervor,
Bringst Du der Zunge Sünden!
Was ungeseh'n vernahm dein Ohr,
Wird einst Dein Mund verkünden;
Und aller Augen werden seh'n,
Beschämt und bebend vor Dir steh'n,
Den neidischen Verleumder.

Rein sey des Herzens tiefster Grund
Von jedem argen Triebe.
Ein jedes Wort aus unserm Mund
Sey Wahrheit, Weisheit, Liebe;
Beleidigung des Bruders sey
Unmöglich uns, die reinste Treu'
Sey unsers Herzens Zierde!"

Das neunte und zehnte Gebot.

„Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten, noch begehren sein Weib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles, was sein ist!“

2 Mos. XX, 17.

„Folge nicht der Lust deines Herzens, wenn du auch könntest."
Sirach V, 2.

„Der Zauber der Eitelkeit verdunkelt das Gute und die unstäte Begierlichkeit verkehret auch arglosen Sinn."
Weisheit IV, 12.

„Wenn du deiner Seele ihre Lüste gewährst, macht sie dich zum Hohn deiner Feinde." Sirach XVIII, 31.

„Wandelt im Geiste, so werdet ihr die Gelüste des Fleisches nicht vollbringen." Gal. V, 16.

„Die, welche Christi sind, haben ihr Fleisch gekreuziget sammt den Lastern und Gelüsten." Ebend. 24.

„Geliebteste! ich bitte euch als Fremdlinge und Pilger, enthaltet euch der fleischlichen Lüste, welche wider die Seele streiten." 1 Petr. II, 11.

„Alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens, was nicht vom Vater, sondern von der Welt ist. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."
1 Joh. II, 16. 17.

„Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes."
Röm. XIII, 10.

„Wenn die Liebe zu Gott und den Menschen von reinem Herzen, gutem Gewissen und unverfälschtem Glauben erwiesen wird, so widerstrebt man sehr leicht der Sünde und hat Ueberfluß in Gutem; man verwirft die Lüste der Welt und vollbringt Alles mit Vergnügen, was der menschlichen Schwachheit schwer und unangenehm vorkommt."
Der heilige Bernhard.

„Nur der liebt in Wahrheit, der ohne Furcht und Traurigkeit mit freiem Willen und nicht aus Zwang die Gebote hält." Der heilige Ambrosius.

„Die Anfänger im Guten thun das Gute nur um des Gebotes wegen; die Vollkommenen aber vollbringen das Gute aus Liebe, nicht nur weil es geboten wird, sondern auch darum, weil sie das lieben, was geboten ist."
Der heilige Gregor, M.

Der Sünde Stufengang.

1.

Ferdinand und Rosa, zwei junge Eheleute, lebten in einer einsamen Gegend, und hatten am Abhange eines Berges, der eine herrliche Aussicht in ein schönes, weites Wiesenthal gewährte, welches ein Fluß durchströmte, ihr Wohnhaus, das gerade an der schönsten Stelle stand.

Ein großer Garten, der das Haus umgab, war nebst dem Hause ihr einziger Reichthum. Da sie aber denselben gut und klug zu behandeln wußten, so wurde er für sie eine Quelle, die sie hinlänglich ernährte.

Beide Eheleute hatten sich gegenseitig vor Gott verpflichtet, ihre Ehe so zu halten, um den Hauptzweck der Ehe erreichen zu können, nämlich einander mit den Kindern im Himmel zu treffen und sich ewig in heiliger Liebe erfreuen zu dürfen.

Das sicherste Mittel, um diesen großen und schönen Zweck zu erreichen, war ihnen gegenseitige Aufrichtigkeit, heilige Treue und kindliche Ehrfurcht vor Gottes Geboten.

Sie erinnerten sich öfters an ihr gegebenes Versprechen: Einander so zu lieben, wie Christus seine

Kirche liebt; der sein Leben hingegeben hat zum Lösegeld für seine Glaübigen, die ja seine Kirche bilden, und keinen andern Zweck bei seiner Vereinigung mit den Glaübigen habe, als den: sie zu heiligen. *)

Eines sollte dem andern mittheilen, was es denke und wünsche; damit es ja dem Feinde nicht gelinge, den Samen des Argwohns, der Eifersucht, oder gar einer bösen Lust in ihr Herz einzustreuen, woraus schon so viel Jammer und Elend entstanden.

Eines sollte das andere warnen, wenn es etwas thun sollte, was nicht recht wäre vor Gott; und keines sollte einen Vorzug haben vor dem andern; denn beide sollen ja wie Ein Leib, so auch Ein Geist seyn; jedes soll in dem andern das Ebenbild Gottes ehren, damit die böse Lust nicht herrschend und das Ehebette nicht befleckt, sondern heilig gehalten werde, wie es der Apostel verlange.

Um dieses Versprechen halten zu können, fingen sie keinen Tag ohne gemeinschaftliches Gebet an, und endeten keinen, ohne sich zu prüfen vor Gott und durch Andacht sich zu heiligen. Sie lasen täglich im Evangelium einen kurzen Abschnitt, um dadurch ihren Glauben zu stärken und darnach ihr Leben einrichten zu können. Eines Tages lasen sie die Stelle: „Beide, Elisabeth und Zacharias, waren gerecht vor Gott und wandelten nach allen Geboten und Vorschriften des Herrn tadellos." Sie wurden so gerührt von dem herrlichen Lobspruche, den der heilige Geist selbst

*) Ephes. V, 26.

den Eltern des heiligen Johannes gibt, daß sie Gott unter Thränen baten, Er möchte doch auch ihnen Gnade und Weisheit geben, um gerecht zu werden vor Ihm, d. h. so zu leben, wie Er es wolle, also tadellos zu wandeln nach allen seinen Gesetzen und Vorschriften.

„Nun sehe ich wohl ein, sprach Rosa, warum Johannes so fromm und groß wurde vor Gott, wenn schon seine Eltern so heilig wandelten!"

„Laß uns tadellos wandeln vor Gott, versetzte Ferdinand; aber wohl gemerkt, vor Gott, der die Gedanken kennt und die Blicke sieht; der nicht bloß verboten hat: Du sollst nicht ehebrechen und nicht stehlen, sondern: „Du sollst nicht einmal verlangen das Haus deines Nächsten, noch sein Weib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seine Ochsen, noch seine Esel, noch Alles, was sein ist."

„Ich meine, in dem neunten und zehnten Gebote sey Alles enthalten, wie man die übrigen halten soll; denn der heilige Jakobus sagt: „Wenn die Lust empfangen hat, so gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollbracht ist, gebiert den Tod." *) Darum heißt es in der heiligen Schrift so oft: „Laß dich nicht gelüsten!" **)

„Wenn einmal die Lust zu etwas, das nicht recht ist, in das Herz eines Menschen Eingang gefunden hat, so ist die Schlange in das Paradies eingedrungen; gibt ihr nun der Mensch Gehör, so

*) Jakob. I, 15. — **) 2 Mos. XX, 17. Röm. VII, 7.

wird er bald von ihrer Lüge bethört und von ihrem Zauber betäubt, innerlich gedrungen die Hand nach dem Verbotenen auszustrecken; er wird nicht ruhen, bis er das Verlangte erreicht hat; es wird ihm kein Hinderniß zu heilig, das er nicht entfernt, und kein Mittel zu schlecht seyn, zu dem er nicht seine Zuflucht nimmt; und hat er seinen Zweck erreicht, dann ist die Sünde vollbracht. Jetzt folgt der Tod. Die Sünde ist eine Mörderin des göttlichen Lebens im Menschen; sie raubt ihm alle Ruhe, allen Frieden; sie tödtet jedes bessere Gefühl in ihm; er wird immer thierischer und sinkt zuletzt unter das Thier herab. Und gar oft verliert er durch seine Sucht nach etwas anderm auch das, was er schon hat, und wird zeitlich unglücklich. Es geht Manchem, wie jenem Hunde, der mit einem Stücke Fleisch über den Steg eines Baches ging und im Bache sein Bild sah. Während er den vermeinten andern Hund im Wasser um sein Fleisch beneidete und es ihm entreißen wollte, fiel, da er darnach schnappte, sein Stück Fleisch in das Wasser, und er hatte nun nichts."

„Darum, gute Rosa, laß uns recht zufrieden seyn mit dem, was wir haben; laß uns dem lieben Gott dafür danken, der es uns aus lauter Gnade geschenkt hat; lassen wir ja keine Lust nach etwas, was wir nicht haben, in unsern Herzen entstehen, damit wir Gottes Gebote nicht übertreten!"

„Wir haben zwar nicht viel; aber wenn wir damit zufrieden, wenn wir sparsam und arbeitsam sind, so haben wir hinlänglich genug und können auch noch andern Menschen nützlich werden."

„Du hast recht, Ferdinand, erwiderte Rosa; und dein letztes Wort macht mich erst noch auf etwas anderes aufmerksam, was ich schon früher im christlichen Unterrichte hörte. Jedes Gebot Gottes verbietet nicht nur allein etwas; sondern jedes befiehlt auch etwas. Und der hat die Gebote Gottes noch nicht erfüllt, der bloß das meidet, was sie verbieten, wenn er nicht auch das thut, was sie befehlen."

„Wir sollen also nicht nur allein nichts verlangen, was uns Gott nicht gegeben hat; wir sollen nicht nur keinen Menschen beneiden, sondern wir sollen jedem Gutes wünschen, und auch Gutes thun, wann und wie wir immer können; nur dann, meine ich, können wir Kinder Gottes werden, wenn wir nicht nur das Böse verabscheuen, sondern auch das Gute lieben und thun!"

„Das hat der heilige Apostel recht schön erklärt, fiel Ferdinand ein. Er schreibt: „Bleibet Niemandem etwas schuldig, als daß ihr einander liebet; denn wer seinen Nächsten liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Denn alle die Gebote: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugniß geben; laß dich nicht gelüsten; und was es immer für Gebote gibt, die sind alle in dem Worte zusammen gefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." *)

---

*) Röm. XIII, 8. 9.

So redeten, lebten und handelten Ferdinand und Rosa in ihrer stillen Einsamkeit, die ihnen zum Paradies ward, weil der Gedanke an Gottes Gegenwart sie immer beseelte.

2.

An einem Abende saßen Ferdinand und Rosa vor ihrem Wohnhause unter einem Baume und ruheten von der Arbeit des Tages aus. Der herrliche Anblick so vieler verschiedenartiger Früchte, Gewächse, Blumen 2c., die theils zum Nutzen, theils zur Nothdurft, theils zum Vergnügen der Menschen bestimmt sind, erfüllten ihre Herzen mit Preis und Dank gegen den liebevollen Gott, der Alles so weise, so schön und so gut anordnet und erhält.

Die stille Feier heiliger Bewunderung unterbrach Ferdinand, indem er ausrief: „O Gott, wie gut bist du! So ruft jeder Grashalm, die wohlduftende Blume, wie der unter der Last des Obstes sich beugende Baum; das Zirpen der Käfer, wie der Gesang der Vögel, das Rauschen des Flusses, wie die Strahlen der untergehenden Sonne. Alles ruft: Gott, Du bist gut! — Und wir Menschen, für welche Gott Alles bestimmt hat, die wir Alles erkennen und genießen können, wir sollen Ihn nicht preisen und nicht seine Güte rühmen? — O welch verwerfliche Geschöpfe wären wir dann!“

„Siehe, Rosa, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, wie glücklich wir sind; kein Reicher und kein Mächtiger in der Welt kann sich einen so herrlichen Palast bauen, der nur in etwas der schönen Erde gleichen könnte; und dieß Alles hat der liebe Gott

für alle Menschen bereitet. Unsere einfache Speise: Salat, Brod und Wasser, die wir jetzt nach vollbrachter Arbeit genießen dürfen, schmeckt uns besser, als die künstlichsten Speisen manchem Reichen und Mächtigen; und wenn wir in Friede und Eintracht leben, so sind wir glücklicher, als jene, welche alles Zeitliche im Ueberflusse, aber keinen Frieden in sich und keine Eintracht unter einander haben. Wären wir nicht recht thöricht, wenn wir jenen beneiden würden, der mehr hat, als wir, oder der angesehener und mächtiger ist? Oder wenn wir etwas anderes uns wünschen würden, als was Gott uns beschert hat? Wir würden uns dadurch das Leben verbittern und gegen Gott uns versündigen, der gewiß jedem so viel gibt, als ihm nothwendig ist; und der allen Menschen Reichthum und Herrlichkeit im Ueberflusse geben könnte, wenn diese Dinge den Menschen gewöhnlich nicht mehr schädlich als nützlich wären."

Kaum hatte Ferdinand die letzten Worte geredet, so öffnete sich langsam die Thüre des Gartens, und ein Knabe trat schüchtern zu derselben herein und stand, seinen Hut in den Händen haltend, mit zur Erde gesenkten und rothgeweinten Augen stille.

Rosa saß so, daß sie ihn zuerst sehen konnte — sie machte ihren Mann aufmerksam und führte den Knaben freundlich bei der Hand zu ihm hin.

„Woher bist du denn, guter Knabe, und was willst du hier?" fragte Ferdinand.

Der Knabe konnte vor Weinen kaum ein Wort hervorbringen. Dieß bemerkte Rosa und sprach zu ihm: „Sey getrost, lieber Kleiner; du wirst wohl

müde und hungrig seyn. Setze dich da neben uns auf die Bank und iß mit uns, dann kannst du Alles erzählen." Diese freundlichen Worte machten den Knaben etwas beherzter; er befolgte Rosa's Rath; aß und sagte dann, daß er weit her komme, aber nicht wisse woher, und daß er den ganzen Tag nichts genossen habe.

„Wie ist denn dein Name, und wo sind deine Eltern?" fragte Ferdinand weiter. „Ich heiße Otto R., antwortete der Knabe, meine Eltern hatten nicht weit von L... ein schönes Haus und einen großen Garten; größer und schöner als dieser da; sie waren recht gut, hatten mich lieb und gaben mir Speise und Trank, so viel ich wollte."

„Aber vor zwei Jahren machte mein Vater eine weite Reise und kam nimmer heim; meine Mutter weinte und jammerte immer; da kam öfter ein vornehmer Herr und tröstete sie. Vor kurzer Zeit reiste meine Mutter zu dem Herrn in die Stadt und kam auch nicht mehr. Am Abende desselben Tages, wo meine Mutter abgereist war, kam ein Kutscher, der mit unserm Knecht und unserer Magd redete, mich dann in die Kutsche nahm und sagte, er führe mich zu meiner Mutter. Wir fuhren die ganze Nacht und noch einen Tag. Der Kutscher tröstete mich immer und sprach: Wir kommen bald zu deiner Mutter; sey nur zufrieden. Am Abende desselben Tages aber hob er mich, da wir durch einen Wald fuhren, aus der Kutsche heraus; führte mich in dem Walde herum, gab mir ein Päckchen und sagte, was darin ist, darfst du essen, gehe nur dort hinaus, da wirst du in ein Dorf kommen und

wenn du nach deiner Mutter fragst, so wird es dir Jedermann sagen können."

„Ich folgte dem Rathe des Kutschers und kam bald in ein Dorf. Dort fragte ich nach meiner Mutter; aber kein Mensch konnte mir sagen, wo sie sey."

„Da ich nimmer wußte, wo ich hergekommen war, so konnte ich auch nicht zurück. Ich bat den lieben Gott, Er möchte mich doch wieder zu meiner Mutter führen und ging wieder in den Wald zurück. Allein ich konnte nicht weit gehen, weil es ganz finster wurde, und mußte unter einem Baume übernachten. Sobald es Tag wurde, öffnete ich mein Päckchen und fand darin Brod, Käs und einiges Geld. Das Essen aber wollte mir nicht schmecken; es war mir so bange und so schwer, daß ich hätte immer weinen mögen. Ich ging fort und kam endlich wieder in ein Dorf, wo ich nach meinen Eltern und nach meiner Heimath fragte; aber Niemand konnte auch mir etwas sagen. Einige lachten über mich und meinten, ich müßte nicht recht bei Sinnen seyn. — So laufe ich jetzt schon über vierzehn Tage herum; meine Nahrung und mein Geld ging aus und nun mußte ich Hunger leiden."

„Warum hast du denn aber nicht gute Menschen um Unterstützung angesprochen?" fragte Ferdinand.

„Ich habe, sprach Otto, dieß schon gethan; ich habe so um Almosen gebeten, wie arme Kinder bei meinen Eltern baten, aber da sagte man zu mir: „Was, du willst betteln, schämst du dich nicht?

Kinder, welche betteln, sind nichts nutz; kleine Bettler, große Diebe.“ — Ich dachte, die Leute können recht haben und wollte lieber Hunger leiden.“

„Was willst du denn jetzt thun, lieber Otto?“— sprach Rosa zu ihm.

Otto fing wieder zu weinen an, und sagte: „Ich weiß es nicht; o saget mir doch, wo meine Mutter ist!“

„Kind, das wissen wir nicht, sagte Rosa freundlich zu ihm; aber möchtest du mich denn nicht zur Mutter haben?“

Als sie dieses sprach, blickte sie bedenklich auf Ferdinand hin und der Knabe auch.

Ferdinand aber schien nicht mit Rosa einzustimmen. Diese gab Otto ein Stück Brod, welches er auf einer entfernten Bank verzehren sollte, und machte ihm Hoffnung, daß ihm schon geholfen werde.

Als der Knabe sich entfernt hatte, setzte sich Rosa näher zu Ferdinand und sprach zu ihm: „Aber um Gotteswillen, Ferdinand, wie kannst du doch heute so hart seyn? Geht denn dir das Elend dieses unglücklichen Knaben nicht zu Herzen? Da wir selbst noch keine Kinder haben, so haben wir ja die beste Gelegenheit und die heiligste Pflicht, fremde unglückliche Kinder zu erziehen, und sie so vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten.“

„Ein fremdes Kind annehmen, erwiderte Ferdinand, sich Sorgen, Pflichten und tausend Unannehmlichkeiten auf den Hals laden, dazu kann ich mich nicht so leicht entschließen.“

„Wenn aber du dieser unglückliche Knabe wärst, würdest du nicht herzlich wünschen, daß man dich annehmen sollte? entgegnete Rosa. Heißt das seinen Nächsten lieben wie sich selbst? Erfüllen wir da den Hauptinhalt der sieben letzten Gebote Gottes, und namentlich der zwei letzten, nach welchen wir verpflichtet sind, von unsern Mitmenschen nicht nur allein nichts zu begehren, sondern ihnen Gutes zu wünschen und ihnen beizustehen?"

„Und was sagt erst Jesus?"

„Wer so ein Knäblein in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf."

„Du hast kurz vorher alles in der Schöpfung so gepriesen, weil Alles so wohlthätig und nützlich ist. Und wir sind doch mehr als Baüme, Pflanzen und Thiere, und wir sollen nichts nützen; oder nur bloß für uns da seyn in der Welt, also seyn wie der unfruchtbare Baum, den du im vorigen Herbst umgehauen hast, und den ich in's Feuer warf? — Ferdinand, du kommst mir heute sonderbar vor! Kannst du diesen unglücklichen Knaben in seinem Elende herumirren lassen?"

Ferdinand, der bisher seinen Kopf auf beide Hände gelehnt und gerade vor sich hingeblickt hatte, als wenn ihn nichts rühren könnte, reichte nun Rosa die Hand, blickte sie lächelnd an und sprach: „Gute Rosa, dein Eifer ist mir ein neuer Beweis von deinem guten Herzen. Ja wir wollen Elternstelle an diesem Knaben vertreten; aber siehe, ich wollte dich nur prüfen; denn wenn ihr Weiber eure Religion in der That beweisen sollet, so geht dieses

meistens schwer her, zudem wenn ihr Mühe habet, und eure Eigenliebe ist oft größer, als die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Du hast nun eine edle Ausnahme gemacht. Uebrigens ist es immer keine Kleinigkeit, ein fremdes Kind anzunehmen, das man nicht kennt und nicht einmal weiß, woher es ist. Der Betrug in der Welt ist groß. Indeß bleibt es dabei, wir behalten den Knaben; ich aber werde bei der Obrigkeit die Anzeige machen und kann vielleicht dieselbe ausforschen, woher er ist; und wie sich die ganze Geschichte verhält."

Rosa ging nun zu Otto hin, führte ihn an der Hand herbei und sprach zu ihm: „Siehe, lieber Otto, wir wollen nun dich annehmen und für dich sorgen, wie deine Eltern, willst du bei uns bleiben?"

Der Knabe konnte vor Freude, die ihm Thränen aus den Augen lockte, nicht antworten, er drückte nur durch Hauptneigen sein Ja! aus.

„Aber merke, lieber Otto, sprach Ferdinand zu ihm, indem er ihn zu sich hinzog und seine Hand auf sein Haupt legte: Wir werden nur so lange deine Eltern bleiben, so lange du fromm, folgsam und fleißig bist."

Nachdem der Knabe das Alles feierlich versprochen hatte, so versicherten Ferdinand und Rosa ihn ihrer elterlichen Liebe und segneten ihn.

Rosa bereitete nun ihrem Pflegsohne neben ihrer Schlafkammer ein Bett und führte ihn dorthin, wobei sie ihm noch Manches sagte, was er zu thun und wie er sich zu verhalten habe.

3.

Ferdinand und Rosa hatten an ihrem neuen Pflegsohne Otto großes Vergnügen, denn er war sehr gut gesittet, gehorchte pünktlich und voll Freude in Allem, was sie nur wünschten und bewies sehr viele Fähigkeiten; besonders hatte er, was dem Ferdinand sehr lieb war, viel Vergnügen an der Gärtnerei und was das Wichtigste war: er hatte außerordentlich viel Gefühl für Alles, was sich auf Gott bezog. Wenn er von der Liebe Gottes zu uns Menschen, von seiner Allmacht und Weisheit, vorzüglich von Jesus Christus, dem Erlöser und Seligmacher der Menschen, reden hörte, so war er ganz Auge und Ohr, und Thränen der Rührung schimmerten in seinen hellen blauen Augen.

Die beiden Eheleute fühlten noch besonders, seitdem sie Otto angenommen hatten, einen recht süßen Frieden in ihrem Innersten, womit Gott jede gute That schon auf Erden belohnet; denn es ist dieß das Empfinden seines Wohlgefallens.

Ferdinand war nun ganz besonders besorgt, seinen Otto so auszubilden, daß er ein wahrhaft frommer Christ und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden könnte.

Er machte zuerst bei der einschlägigen Polizeibehörde die Anzeige, wie der Knabe zu ihm gekommen sey und was er aussage. Allein man schien wenig Theil daran zu nehmen. Wenn die Sache sich so verhält, hieß es, so wird sie schon bekannt gemacht und dann wird man ihn in Kenntniß setzen und das Geeignete einleiten. Dann sorgte er, daß

ein Lehrer in der Stadt den Knaben in allen Gegenständen vollständigen Unterricht ertheilte, die zum bürgerlichen Leben nothwendig sind.

Früher schon kam ein angesehener reicher Kaufmann aus der Stadt, Namens W., öfters zu Ferdinand und bezeugte sein Wohlgefallen über die schöne Lage des Gartens und der Wohnung, so wie über die herrliche Aussicht; noch mehr aber über das eheliche Glück, welches die guten Leute genießen. Er hatte manchen Plan zu einem herrlichen Gebäude und zu einer schönen Gartenanlage entworfen und schilderte mit besonderer Theilnahme das Vergnügen, welches jeder daran haben müßte, der es nur von weiter Ferne sehen, oder gar hieher kommen würde.

Allein Ferdinand ließ sich dadurch nicht irre machen; er begnügte sich mit dem, was er hatte und erwiderte oft nur kurz, daß ihm Gott schon das Beste und Schönste verliehen habe, nemlich einen Sinn, der Gottes Wohlthaten erkennen und ein Herz, das sich derselben erfreuen kann.

Nun wiederholte aber W. seine Besuche öfters und unterhielt sich manchmal lange mit Ferdinand und Rosa.

Er ließ sich verlauten, daß er große Geschäfte in berühmten Handelsstädten und besonders auch in Frankfurt mache, und daß er Männer, von deren Kenntnissen und Rechtschaffenheit er überzeugt sey, dadurch sehr glücklich machen könne.

Ferdinand schien anfangs wenig darauf zu achten, aber Rosa bemerkte doch nach und nach, daß

er immer mehr Lust zeige, auch so eine Geschäftsreise zu unternehmen. Er meinte, ein rechtlicher Gewinn könnte doch nicht schaden, zudem dadurch für ihr Alter und für Otto besser gesorgt würde.

Rosa suchte ihn auf alle mögliche Weise von diesen Gedanken abzubringen. Einmal redete sie ihm ernsthaft an das Herz.

Allein Ferdinand suchte sie zu überzeugen, daß dieß ja doch nichts Unrechtes wäre.

„Unrecht, sprach Rosa, ist es gerade nicht; aber ich halte es für ein gewagtes und somit für ein gefährliches Unternehmen. Zudem ist der Grund, der dich treibt, schon nicht gut. Siehe es ist Lust nach Reichthum. Du möchtest mehr haben, als du hast und als dir Gott angewiesen hat. Bedenke doch recht, was der Apostel sagt: Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels und in viele thörichte und schädliche Begierden, welche den Menschen in Elend und Verderben stürzen. Denn die Wurzel alles Bösen ist der Geiz, wodurch etliche, die sich ihm ergeben, den Glauben verloren und sich selbst in viele Schmerzen verwickelt haben.“ *)

„Du weißt, wie fein und schön sich jede Leidenschaft in das menschliche Herz einzuschleichen weiß; und hat sie einmal Eingang gefunden, dann beherrscht

*) 1 Tim. VI, 9. 10.

sie den Menschen und führt ihn unvermerkt wie einen Blinden in das Verderben hinein.“

„Ein Handelsgeschäft liegt auch außer deinem Beruf; du bist ein Gärtner und kein Kaufmann. Sey froh, daß du keiner bist; denn unser Beruf ist zwar etwas mühsamer und gewährt lange nicht so viel Gewinn, aber er erhält uns gesund und bewahrt vor tausend leiblichen und geistlichen Gefahren, die dem Kaufmanne drohen. Handarbeit ist immer die nützlichste und sicherste Beschäftigung.“

„Wir waren bisher zufriedener bei unserm Wenigen, als Herr W. bei seinem großen Reichthum ist und wenn ich die reichen Leute betrachte, so finde ich bei den meisten den Ausspruch Jesu bestätigt: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe.“ *) Die meisten Reichen hängen halt so am Gelde, oder sind so stolz auf ihren Reichthum, oder sie sind so besorgt für's Zeitliche, oder so zu sinnlichen Genüssen geneigt, daß die wahre Liebe zu Gott und zu allen Menschen nie in ihnen herrschend werden kann. Da darf man sich wahrlich vor dem Reichthum fürchten; ich meine er sey der gefährlichste Fallstrick für uns Menschen, weil die Menschen gerade so sehr darnach trachten. Gott hat in seinem heiligen Worte nicht umsonst so oft davor gewarnet.“

Ein anderes Mal sagte Rosa: „Es kann dir doch nicht entgehen, lieber Ferdinand, daß W. nim-

---

*) Matth. XIX, 24.

mer so ist, wie er am Anfange war. Der Mann ist ja schrecklich unruhig; er muß ein großes Leiden oder ein böses Vorhaben in sich verschließen; ich traue ihm gar nicht; seine Blicke schon verrathen nichts Gutes."

„Du hast recht, gutes Weib, erwiderte ihr Ferdinand; das Glück der meisten Reichen ist nur ein glänzendes Elend; ihre Reichthümer sind goldene Ketten, an denen sie der Gott dieser Welt wie Sclaven herumführt und oft zu Handlungen verleitet, die nicht gut sind. Aber ich meine Herr W. habe doch kein verdorbenes Herz; und werde mich nie zu etwas verleiten, das mir schaden könnte."

So vergingen nun einige Jahre und Otto war indeß zu einem blühenden Jüngling herangewachsen. Ferdinand wollte ihn in die Fremde reisen lassen, damit er sich besser in seinem Fache ausbilden könnte.

Der Abschied war zwar sehr schwer und die Pflegeeltern verließen ihren geliebten Otto nicht ohne tiefe Wehmuth und ohne große Besorgniß. Sie pflanzten ihm vor Allem ein, ja recht auf seine Neigungen, auf seine Begierden und auf seine Blicke zu merken: und besonders jede Begierde nach fremdem Gut oder jeden unreinen Blick als den größten und gefährlichsten Feind zu bekämpfen, wenn er nicht in die Fallstricke des Verderbens gerathen wolle. „Laß dich nicht gelüsten!" so rief ihm Ferdinand zu, da er sich schon von ihm entfernt hatte.

Nicht lange nach der Abreise Ottos kam Herr W. wieder, und sagte nun zu Ferdinand, daß er für ihn einen ehrenvollen Auftrag hätte, wobei er

nicht nur allein ihm einen großen Gefallen erweisen könnte, den er gewiß reichlich belohnen werde, sondern er hätte dabei auch die schönste Gelegenheit, für seine Gärtnerei Manches zu erhalten, das ihm wichtige Vortheile bringen könnte.

W. wußte die Sache so einzuleiten, daß Ferdinand in seinen Antrag einwilligte, und, nicht achtend auf Rosas kräftiges Widersprechen, nach H. abreiste.

„Da kann es ja nicht fehlen, sagte er zu Rosa; jetzt ist es Herbst; den Winter hindurch habe ich nichts zu thun und vor des Frühlings Anfang kann ich schon wieder hier seyn. Herr W. sorgt gewiß für dich, daß ich selbst nicht besser sorgen könnte.“

Rosa ließ sich damit nicht trösten; sie stellte Ferdinand alles Mögliche vor und verbarg ihm nicht, welche schwere Ahnungen sie beunruhigen.

Allein dießmal ließ sich Ferdinand durch nichts von seinem Entschlusse abbringen und reiste ab.

4.

Herr W. kam nun beinahe alle Tage zu Rosa und benahm sich wirklich so, daß sie ihn mehr achten mußte.

Nach einigen Wochen erkrankte die Frau des Herrn W. und starb auch wirklich. Rosa nahm die innigste Theilnahme an seiner Trauer und suchte ihn auf alle mögliche Weise zu trösten.

Endlich nahete der Frühling heran, nach welchem Rosa so lange sich gesehnt hatte; aber Ferdinand

kehrte nicht zurück; und sie vernahm auch von ihm nichts. Zwar tröstete sie W. immer, daß er gewiß kommen werde; allein sie fing nun auf's Neue an, Mißtrauen in ihn zu setzen und ihm Vorwürfe zu machen, zumal, da seine haüfigen Besuche und sein Benehmen ihr immer verdächtiger vorkamen.

An einem Abende kam nun W. mit sehr traur-iger Miene und erklärte nach vielen Vorbereitungen der bestürzten Rosa, daß ihr Mann in H. nicht angekommen sey; er sey unter Wegs von Raübern überfallen, beraubt und getödtet worden.

Rosa überließ sich ganz ihrem stillen Schmerz, ohne auf die Worte des Herrn W. zu achten.

W. sah wohl ein, daß jetzt jedes Wort umsonst sey; er reiste ab und gab vorher der betrübten Rosa die Versicherung, daß er gewiß für sie sorgen werde.

Gleich am andern Tage kam W. wieder; redete besonders freundlich mit Rosa und bemerkte, daß ihr Jammer zwar sehr groß sey; allein seine Verhältnisse seyen von der Art, daß er sie wirklich glücklich machen könne, wenn sie wolle. Er sey nemlich entschlossen, sie zu ehelichen, wodurch ihr Verlust ja tausendfältig ersetzt werde, indem sie die reichste und angesehenste Frau in der ganzen Stadt werden könne.

So sicher W. auf eine freudige Annahme seines Vorschlages gerechnet hatte, so sehr war er betroffen, als Rosa diesen Antrag mit Verachtung von sich wies.

So oft er nun seinen Antrag erneuerte; so oft wies ihn Rosa mit verstärkter Verachtung von sich.

Etwa nach Verlauf von drei Monaten kam W. wieder zu Rosa und bedeutete ihr, daß ihr ganzes Anwesen sein Eigenthum sey, denn ihr Mann habe ihm für die Summe, die er ihm mitgab, dasselbe versichert und wenn sie nun seine Güte verachten wolle, so soll sie erfahren, was sie sey; nämlich von der Stunde an seine Frau oder eine Bettlerin.

„Lieber eine ehrliche Bettlerin, sprach Rosa mit Ernst und Nachdruck, als die Gemahlin eines Schurken. Elender! rief sie sehr bewegt, Ein Plan ist dir gelungen, unser Gut durch List zu erlangen, das du um keinen Preis erhalten hättest; aber der andere soll dir nicht gelingen: nie werde ich deine Gemahlin werden.“

„Bedenke nur dieß Eine noch: Es ist ein Gott im Himmel, der deine Höllenplane durchschaut, und der dich richten wird.“

„Entweder wirst du freiwillig meine Gemahlin, sprach W. sehr erbittert; oder du sollst erfahren, daß du in meiner Gewalt bist.“ Er schaute durch das Fenster, an dem er stand, auf die Straße hin, und sah da mehrere Polizeidiener herkommen.

„Nun, rief er nochmals, besinne dich; siehe dort kommen einige Polizeidiener und durch diese lasse ich dich abführen, wenn du meine großmüthige Liebe zu dir verachtest.“

„Ja, ich verachte dich, sprach Rosa ganz ruhig. Wenn du mich durch Polizeisoldaten abführen lassen kannst, so thue es; ich stehe in Gottes Hand.“

Indeß kamen die Polizeidiener in Rosa's Wohnung an und öffneten gerade die Thüre, als Rosa die letzten Worte redete.

„Nun das ist ja erwünscht, rief ihnen W. entgegen, daß ihr kommet; da könnet ihr mir gleich einen Gefallen erweisen, wenn ihr dieses elende Weib in die Stadt begleitet, damit der Prozeß vollendet und ich statt der Beleidigungen entweder mein Guthaben oder ihr Anwesen erhalte."

„Dazu, sprachen die Polizeidiener, Herr W., haben wir keine Vollmacht; aber dazu, daß wir Sie abführen sollen."

„Was? ihr mich abführen? das will ich sehen!"

„Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, erwiderten die Polizeidiener, wir haben den Auftrag und diesen müssen wir vollziehen." Sie führten nun Herrn W. ab.

Rosa meinte, dieß Alles sey nur ein Traum; und als sie sich erholt hatte, so konnte sie sich gar keine richtige Vorstellung machen; sie schaute nach der Straße hin und sah wirklich, daß W. von den Polizeidienern fortgeführt werde.

Noch auffallender war die Verhaftung des Herrn W. in der ganzen Stadt, da man keinen Grund wußte, und er als ein reicher und angesehener Mann allgemein geachtet war.

5.

Die Verhaftung des Herrn W. erregte in der ganzen Stadt nicht nur großes Aufsehen, sondern

veranlaßte auch, wie dieß bei solchen oder andern merkwürdigen Auftritten gewöhnlich geschieht, die verschiedenartigsten Muthmaßungen und Äußerungen.

Einige hatten mit ihm herzliches Mitleid und betheuerten seine Unschuld, für welche sie bürgen wollten; Andere wußten Gründe genug zu dieser Behandlung anzugeben und hatten schon Alles ausgemacht, warum man so mit ihm verfahre. Eine dritte Partei freute sich über sein Unglück und hielt dieß für eine gerechte Strafe seines Stolzes, seiner Hartherzigkeit und seiner Gewinnsucht.

Rosa wurde am meisten mit in das Spiel gezogen und mit Fragen bestürmt. Obwohl sie auf das erstere nicht achtete und letztere kurz abfertigte, so wußte man doch Äußerungen genug von ihr anzuführen und verschiedenartige Gerüchte damit zu bestätigen.

Rosa verhielt sich indeß ruhig, und wartete im Vertrauen auf Gott den Ausgang dieser so dunkeln Geschichte ab.

Nach Verlauf von einigen Wochen saß sie an einem Abende in ihrem Wohnzimmer, und konnte so recht ergeben in Gottes Willen beten, und von Ihm Alles mit Zuversicht erwarten. Auf einmal hörte sie an der vorsichtig verschlossenen Thüre des Hauses pochen. Sie erschrack anfangs; da sie aber eine Stimme vernahm, welche bat, daß man die Thüre öffnen möchte, so öffnete sie zuvor das Fenster und fragte, was man denn wolle?

„Machet nur auf, gute Mutter!“ war die Antwort.

Diese Stimme war ihr so bekannt, und es wurde ihr dabei so besonders zu Muth, daß sie unwillkürlich die Thüre öffnete. Kaum hatte sie dieselbe geöffnet, so fiel der Hereineilende ihr um den Hals mit dem Ausrufe: „Mutter, kennst du denn deinen Otto nicht mehr?“

Rosa war vor Schrecken und Freude ganz betäubt und sank ohnmächtig zu Boden. Otto, der seine unvorsichtige Ueberraschung bereuete, brachte seine Pflegmutter in das Wohnzimmer, wo sich dieselbe bald wieder erholte. Sie konnte ihre Freude nicht genug aussprechen über die unerwartete Ankunft ihres geliebten Otto, den sie in ihrer gegenwärtigen Lage wie einen Engel betrachtete. Sie wollte ihm erzählen, was indeß vorgefallen sey, allein Otto erwiderte: „Mutter, ich weiß Alles; ich weiß mehr als ihr; aber jetzt gönnet mir nur einige Erholung und gebet mir etwas zu essen, denn ich bin vor Müdigkeit und Freude ganz erschöpft.“

Während Rosa Milch und Brod darreichte, konnte sie doch nicht unterlassen, den ermüdeten Otto mit Fragen zu bestürmen.

„Du sagtest ja, lieber Otto, sprach sie, daß dir mehr bekannt sey von unserer Geschichte, als mir; weißt du denn nicht, daß der Vater auf seiner Reise nach H. ermordet worden ist?“

„Nein, das weiß ich nicht, erwiderte Otto, aber das weiß ich gewiß, daß er lebt.“

„Um Gotteswillen, rief Rosa sehr bewegt, rede doch, lieber Otto! Ferdinand lebt noch?“

„Ja, gute Mutter, sprach Otto, er lebt. Gönnet mir nur einige Erquickung und dann will ich Alles erzählen.“

Rosa fiel auf ihre Kniee nieder und dankte Gott mehr mit Thränen, als mit Worten, für diese Freudenbotschaft.

Nachdem Otto von dem, was ihm Rosa vorgelegt, etwas genossen und sich erholt hatte, fing er zu erzählen an. Rosa setzte sich am Tische ihm gegenüber und hörte mit der größten Theilnahme zu.

„Ich, fing Otto an, erhielt auf meiner Reise keinen anständigen Dienst bis ich nach H. kam. Dort nahm mich ein Gärtner an und obwohl die Bedingungen nicht gar die besten waren, so zog ich diesen Antrag doch dem müßigen und nachtheiligen Herumziehen vor. In einer so großen Stadt, dachte ich, kann es immer Gelegenheit geben, bessere Dienste zu erhalten. Da kam nun gleich nach etlichen Tagen ein schon etwas betagter Gärtner zu uns, der mich anfangs lange betrachtete, dann über Verschiedenes mit mir redete. Dieß wiederholte er mehrere Tage. Einmal sprach er zu mir: „Ich könnte auch einen Gärtnerjungen brauchen und wenn du zu mir kommen willst, so wirst du in jeder Beziehung besser daran seyn, als hier.“ — Ich nahm den Antrag an und kam nach vier Wochen zu ihm.“

„Dieser Mann war bei einer sehr reichen Herrschaft, die ihr Gut außerhalb der Stadt hatte, angestellt, und ihm war die Aufsicht nicht nur über

den

den großen herrschaftlichen Garten, sondern über vieles Andere noch übertragen; denn er war immer beschäftigt, kam und ging ab und that oft sehr geheimnißvoll."

„Den Herrn und die Frau des Gutes sah ich nur etliche Male im Garten, bald aber hieß es: Die Herrschaft sey auf ein Landgut abgezogen, wo sie den Sommer über verweilen werde. Da ich ganz unter der Leitung des Gärtners stand, so erkundigte ich mich wenig um die Herrschaft. Auffallend war mir, daß eine so große Stille und so gewisses Geheimthun im Hause herrschte und daß Abtheilungen im Hause waren, wohin Niemand kam, als der Gärtner; noch auffallender war mir, daß mich dieser alte Mann auf verschiedene Proben stellte und ganz besondere Fragen mir vorlegte."

„An einem Abende nahm mich der Alte auf sein Zimmer und sprach zu mir: „Otto, ich habe dich als einen Menschen kennen gelernt, dem man etwas anvertrauen kann. Ich hoffe, daß ich mich nicht irren werde. Mir hat nun die Herrschaft Vieles anvertraut, und da ich mich auf eine kurze Zeit verreisen muß, so will ich auch dir ein wichtiges Geschäft übertragen. In unserm Hause befinden sich einige große Verbrecher, die zwar durch List der gesetzlichen Strafe entgangen sind; aber der strengen Gerechtigkeitsliebe unsers weisen und frommen Herrn nicht entgehen konnten. Niemand weiß um sie, als mein Herr und ich. Ich empfehle sie nun deiner besondern Aufsicht, bis ich wieder komme. Sie werden sich als unschuldig vor dir erklären; aber wenn

du sie reden läßt, oder gar mit ihnen dich in eine Unterredung einlassen solltest, dann wehe dir; dann wird ihr Loos das deinige. Du bist keinen Augenblick sicher. Also sey treu — und du wirst dafür belohnt werden."

„Dann führte er mich in eine andere Abtheilung des Hauses, wohin ich noch nie gekommen war."

„Wir kamen durch mehrere Thüren und Gänge endlich in einen unterirdischen Gang, der ganz finster war und von dem aus mehrere festverschlossene Thüren in einzelne Zimmer führten. „Da, sprach er, da sind die Verbrecher aufbewahrt! ich will dir nun zeigen, wie du die Thüren öffnen, und dann, wie du dich gegen jeden Gefangenen benehmen, was du ihm thun sollst u. s. w."

„Er schloß nun jedes Gefängniß, d. h. die kleine Oeffnung, durch welche die Speisen gereicht werden konnten, auf. Zur Oeffnung der Thüren selbst aber bekam ich keine Vollmacht und auch keinen Schlüssel."

„Wie erschrack ich, als ich bei dieser Gelegenheit vier Männer und eine Frau eingekerkert erblickte. Die Kost war nicht so schlecht; die Gefängnisse sahen so ziemlich ordentlich aus und jeder Gefangene mußte täglich eine bestimmte Arbeit verrichten. Indeß machte der jammervolle Zustand dieser unglücklichen Menschen, die blaß, abgehärmt und gar nicht wie Verbrecher aussahen, auf mich den tiefsten, wehmuthsvollsten Eindruck. Ich wollte dieses Geschäft durchaus von mir ablehnen. Gleich aber besann ich mich anders; ich freute mich, diesen Menschen

ihre traurige Lage, wenn auch nur auf kurze Zeit und vielleicht nur durch sanfte Behandlung erleichtern zu können. Ein ganz besonderes Gefühl des Mitleids zog mich zu ihnen hin und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

„Am andern Tage reiste nun der alte Gärtner ab, nachdem er mir vorher noch die strengste Sorgfalt und Treue eingeschärft, so wie durch Drohungen und Verheißungen mich abgeschreckt und ermuntert hatte.“

„Kaum war er abgereist, so ging ich zu den Gefangenen, um ihnen ihre Speisen zu bringen. Als ich beim ersten das Thürchen öffnete, so wankte eine lange, hagere Gestalt hervor. — Tiefseufzend blickte er mich stumm an und sprach: „Ach, daß du ein Engel wärest und unsere Klagen vor den Richterstuhl Gottes bringen könntest!“

„Ich wurde von einem Schauer ergriffen; schloß das Thürchen und eilte wieder in das Freie zu kommen. Ich spürte überall nach, ob mich nicht Jemand belausche. Doch dachte ich, der schlaue Gärtner sagte mir ja — es wisse Niemand etwas um diese Gefangenen; wie kann mich denn Jemand belauschen? Ich ging wieder hin, um dem zweiten seine Nahrung zu reichen. Dieser stand schon vor der Thüre, als ich die kleine Falle herabließ. Er sah mich an, — sank dann ohnmächtig zurück an die Wand; endlich öffnete er wieder die Augen und rief: Mein Gott! Otto, bist du es, oder ist es dein Geist?“

Indem Otto dieß erzählte, sank Rosa über die Bank herab, — Otto hob sie wieder auf, — sie sah ihn starr an und sprach:

„Otto, das war Ferdinands Geist!"

„Nein, Mutter, sagte Otto sanft zu ihr, — das war er selbst!" — „Er selbst!" fiel Rosa ein. Sie sprang auf, und rief: „O laß mich hin, um ihn zu erlösen!"

„Er ist schon erlöst, liebe Mutter, erwiderte Otto, setzt euch doch und laßt mich Alles erzählen."

„Ich sah ihn an, fuhr Otto fort, kannte ihn aber nicht. Er wankte wieder zur Thüre heran, streckte mir seine Hand entgegen und sprach: „Kennst du denn deinen Vater Ferdinand nicht mehr?"

„Ich drückte die liebe Vaterhand an meinen Mund, benetzte sie mit Thränen der Wehmuth und der Freude und rief: O mein Vater, du in diesem Elende! Aber wir sind beide verloren, wenn wir bemerkt werden; und ich kann dich nicht retten! Ich kann nicht einmal die Thüre des Kerkers öffnen. Was soll ich thun? Ich werde nicht ruhen, bis du gerettet bist, und wenn es mein Leben kosten sollte."

„Beruhige dich, Otto, sprach Vater Ferdinand, und merke, was ich dir sage. Du darfst nichts thun, als bei der gehörigen obrigkeitlichen Behörde die Anzeige von meinem Schicksale und meinem jetzigen Aufenthalte machen; dann werde ich gewiß gerettet und, wie ich hoffe, auch die übrigen Mitgefangenen, welche ebenfalls so unglückliche Opfer der

schändlichsten Betrügerei zu seyn scheinen, wie ich. Sey aber vorsichtig und bringe die Sache am rechten Orte und auf die rechte Weise vor.“

„Ich versprach mit der größten Freude, Alles pünktlich zu beobachten, schloß die Thüre und ging fort.“

„Aber wo gehst du jetzt hin; wie gehst du die Sache an? So fragte ich mich selbst und ich wußte vor lauter Freude und Sehnsucht nicht recht, was ich eigentlich thun sollte. Da kam es mir in den Sinn zu einem Geistlichen zu gehen, bei dem ich schon öfters war und den ich als einen recht edlen Mann kennen gelernt hatte.“

„Ich ging zu dem Geistlichen und erzählte ihm die ganze Geschichte von unserm Vater ꝛc. — Er sprach zu mir: Nun da ist leicht zu helfen; warte hier, bis ich wieder komme; denn ich will fortgehen und an der geeigneten Stelle die Anzeige machen.“

„Kaum verging eine Stunde, so wurde ich schon abgeholt, um in das Haus meiner Herrschaft zu gehen; dorthin kamen nun von verschiedenen Seiten einige Beamte und mehrere Polizeisoldaten.“

„Jeder Gefangene wurde einzeln abgeführt; und ich mußte mich ebenfalls abführen lassen.“

„Nach einigen Tagen wurden wir in Verhör genommen und bald darauf der Vater und ich in Freiheit gesetzt.“

„Indeß vernahmen wir, daß die Herrschaft an demselben Tage von ihrem Landgute gefangen nach

H. gebracht wurde, an welchem ich die Anzeige gemacht hatte, und daher kam es auch, daß Herr W. so unvermuthet verhaftet worden ist, weil man gleich an unser Gericht wird geschrieben haben.“

„Aber warum kam denn der Vater nicht gleich mit dir?“ fragte Rosa.

„Er muß, erwiderte Otto, noch einige Zeit in H. bleiben, weil er noch öfter vorgerufen werden kann, und er selbst will nicht eher fort, bis Alles entschieden ist. Ich eilte voraus, um dir, liebe Mutter, die Freudenbotschaft zu bringen.“

„Guter Gott, sprach Rosa, indem sie aufstand, die Hände faltete und mit Thränen in den Augen zum Himmel empor blickte, so hast du auf einmal meinen Schmerz in Freude verwandelt; so hast du mir wider alle Hoffnung meinen Mann erhalten und wieder geschenkt; so hast du die Anschläge der Bösen vereitelt und die Gebete der Armen und Verlassenen erhört! Ja du bist noch derselbe Gott, der du von Alters her warst. Du sorgst besser für uns, als eine Mutter für ihr Kind. Du erfüllest noch jetzt deine Verheißungen, die du den treuen Beobachtern deiner heiligen Gebote gegeben hast, und strafest diejenigen, welche deine Gebote übertreten. O daß ich dich ewig preisen, ewig dir danken, daß ich vor Allem mein ganzes Leben nach den Vorschriften deiner heiligen Gebote einrichten könnte.“

Sie überließ sich einige Zeit stillschweigend den Empfindungen ihres von Dank und Freude gerührten

Herzens. Da aber unterdessen die Mitternachtstunde herangenahet war und Otto den Schlaf nicht mehr überwinden konnte, so begaben sich beide zur Ruhe.

6.

Rosa und Otto erwarteten nun mit der größten Sehnsucht Ferdinands Ankunft, und erstere blickte beinahe beständig nach dem Wege, woher er kommen sollte. — Oft meinte sie, ihn zu sehen, wollte ihm entgegen eilen, fand sich aber bei näherer Betrachtung getaüscht.

Einmal sah sie ihn kommen und eilte ihm entgegen. Sprachlos umarmten die beiden Eheleute einander und ihre Äußerungen waren nichts, als Ausdrücke des Dankes gegen Gott und Freude über das frohe Wiedersehen.

„Herr W., der bisher oft verhört wurde, sich aber durch Laügnen der aufgestellten Beschuldigungen zu retten suchte, wurde nun bald nach Ferdinands Ankunft — diesem gegenüber gestellt. Ferdinands Anblick erschütterte sein bisher gefühlloses Herz. — Er brach das erste Mal in einen Strom von Thränen aus und bekannte dann nicht nur das Vergehen gegen Ferdinand, sondern auch, daß er seine eigene Ehefrau durch Gift langsam getödtet habe.

Merkwürdig war das Bekenntniß, welches W. vor seinem Beichtvater ablegte, den er zugleich bat, es öffentlich bekannt zu machen.

„Der Grund meines großen Elendes, meines tiefen Falles und meiner so schrecklichen Vergehungen, sprach er mit Thränen in den Augen, war Nichtachtung der Gebote Gottes. Ich lebte als ein gewöhnlicher ehrlicher Mann, aber nicht als wahrer Christ. Eine einzige böse Lust, die mich anwandelte, und die ich nicht gleich besiegte, stürzte mein ganzes vermeintes Tugendgebaüde ein und verleitete mich nach und nach zu den schrecklichsten Lastern. — Ich kam öfters zu Ferdinand, und die herrliche Aussicht, welche ich in seiner Wohnung und in seinem Garten hatte, erquickte mich allemal auf's Neue. Einmal kam mir der Gedanke: Es ist doch Schade, daß diese arme Familie gerade die schönste Stelle in der ganzen Umgegend besitzt; sie weiß es nicht zu schätzen; mir würde sie das größte Vergnügen machen, und könnte am Ende, wenn ich ein schönes Gebaüde aufführen ließ, das Liebhaber theuer bezahlen würden, einen großen Gewinn abwerfen.“

„Aber wie kannst du diesen Platz als Eigenthum erhalten? fragte ich mich. Verkaufen wird ihn der Tölpel nicht, außer ich bezahle ihm recht viel.“

„Lange ging ich mit dem Gedanken um, kam öfter zu Ferdinand, machte allerlei Versuche, die aber mir nicht entsprachen und meine Lust nach diesem Platze immer vermehrten.“

„Hätte ich nun auf Gottes Gebote geachtet, vorzüglich das neunte: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, und wäre mein

Herz von jener heiligen Ehrfurcht erfüllt gewesen, die wir den Geboten Gottes schuldig sind, so würde ich den ersten Gedanken — die erste Lust nach Ferdinands Gut verabscheut, als eine böse Versuchung überwunden haben und ich wäre jetzt eben so glücklich, wie ich nun unglücklich geworden bin. — Allein daran dachte ich gar nicht. Die Lust war mir angenehm; ich suchte sie zu befriedigen, aber auf eine vor der Welt gültige Weise. — So gewann sie immer mehr Herrschaft über mich und entflammte mein ganzes Gemüth. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe; sann zuerst auf alle mögliche Mittel, die ich Ferdinand vorschlug; und da derselbe sich in nichts einließ, so schwur ich ihm Haß und sann jetzt auf List.“

„Meine Frau bemerkte meine Unruhe; da ich ihr aber den Grund nicht angab, so kamen ihr meine oftmaligen Besuche bei Ferdinand bedenklich vor; sie wurde eifersüchtig und meinte Ferdinands Frau sey der Grund davon. Kaum hatte sie diese Eifersucht ausgesprochen, so entstand aus der ersten Lust eine zweite, wie denn immer eine Sünde aus der andern hervorgeht. Ich wurde lüstern nicht nur nach Ferdinands Gut, sondern auch nach seiner Frau.“

„Diese doppelte Lust beherrschte mich jetzt ganz und führte mich wie einen Gefangenen an den Ketten der Leidenschaften herum. Ein böser Gedanke verdrängte einen andern — um zu meinem Zwecke gelangen zu können; endlich stieg der schrecklichste aus dem in wilde Lüste ganz versunkenen Herzen

empor — nemlich der Gedanke: Wenn deine Frau und Ferdinand nicht wären, so wärest du im Besitze des höchsten Glückes auf Erden. Aber diese sind nun da; entferne sie! — sprach die Lust in mir."

„Entfernen sie; — also morden sie! Schrecklicher Gedanke! rief ich mir selbst zu, ein Mörder selbst zu werden; so tief bist du gefallen! — Ich schauderte bebend vor diesem Gedanken zurück. Damit aber war meine Lust weder befriedigt noch verdrängt. Jede Leidenschaft macht dumm, — dann blind, zuletzt verstockt. Das wurde ich Alles in kurzer Zeit. Ich wurde so dumm, daß ich die schändlichste Neigung für gut hielt; so blind, daß ich jeder bösen Neigung folgte, und zuletzt so verstockt, — daß mich gar nichts mehr rührte; ich war so gefühllos, daß ich nicht nur zwei, sondern mehrere Menschen hätte tödten können, wenn nicht der einzige Umstand mich abgehalten hätte, vor Gericht gezogen und als Mörder behandelt zu werden."

„In dieser Zeit besuchte mich ein Freund, mit dem ich bei Ferdinand einen Besuch machte."

„Das ist eine herrliche Aussicht — und erst die Frau! — sprach er zu mir. Schade, daß der Kerl im Besitze eines solchen Glückes ist; er weiß es ja doch nicht zu schätzen."

„Nun loderte die Flamme in meiner Brust hell auf. Ich entdeckte meinem Freunde mein Herz."

„Da ist leicht zu helfen, erwiderte dieser lächelnd. Deine Frau kränkelt immer, und wird nie mehr gesund. Ist es nicht eine Wohlthat für sie, wenn

sie früher ihrer Leiden entlediget wird? Und das kann durch ein ganz einfaches Mittel geschehen, daß es kein Mensch merkt.

„Der Kerl da, der kann in H. so untergebracht werden, daß kein Mensch etwas von ihm erfährt, ohne daß du ein Mörder werden darfst. Wenn du ihn dorthin schicken kannst, und dich etwas kosten lassen willst, so sey versichert, daß du vor ihm Ruhe hast; und es geht ihm erst nicht schlecht. Er ist nicht der erste, der so beseitigt wurde. Dazu will ich dir wohl helfen."

„Diesen Plan fand ich herrlich, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er bald ausgeführt werden könnte; und da es mir gelang, Ferdinand zu bewegen, unter dem Vorwande wichtiger und für ihn nützlicher Geschäfte nach H. zu schicken und meine Frau an den Folgen von Vergiftung starb, so glaubte ich alle Hindernisse besiegt zu haben. — Aber es scheiterte nun die böse Lust an der Tugend eines Weibes, die mit ihrer kindlichen Furcht vor Gott und mit dem tiefen Abscheu gegen jede Begierde zum Unrecht Muth und Kraft genug hatte, alle feinen und groben Versuchungen zu verabscheuen und zu besiegen. Das meiste that erst Gott, an den ich nicht dachte. Ein Knabe wurde das Werkzeug in Gotteshand, um meine Schandthaten vor der Welt zu offenbaren und um eine unglückliche Familie wieder glücklich zu machen. — Ich sehe, Gott ist gerecht; Er straft jetzt noch die Uebertreter seiner Gebote und schützet die, welche fest daran halten."

„Ich bin ein todeswürdiger Verbrecher schon vor den Gesetzen meiner Obrigkeit und vor Gott bin ich's noch mehr."

„So weit kam ich, weil ich des Herrn Gebote: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau; nicht begehren deines Nächsten Gut," nicht achtete. O wie weislich hat Gott in diesen zwei Geboten schon die Begierde zur Sünde verboten, weil gerade die Begierde der Anfang zur Sünde und die Quelle so vieler Laster, so vieler Verbrechen wird, wenn man sie nicht in ihrem ersten Keime durch heilige Ehrfurcht vor Gott tödtet und von Grund aus vertilget!"

„An mir wurde also recht erfüllt, was der heilige Apostel Jakobus sagt: „Wenn die Lust empfangen hat, so gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollbracht ist, gebiert den Tod." *)

„Mein Tod ist also im doppelten Sinne der Sold, der Lohn der Sünde. O möchte doch auch die Gnadengabe Gottes durch Jesum Christum unserm Herrn, mir das ewige Leben werden." **)

„Ich übergebe meinen Leib freiwillig der strengen Gerechtigkeit der Gesetze; meine Seele aber Ihm, der in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen, meinem Erlöser und Seligmacher. Sein Kommen in die Welt, seine heiligen

---

*) Jak. I, 15.

**) Röm. VI, 23.

Versicherungen, sein Leiden, Blut und Tod sind mir Pfand und Siegel, daß ich durch Ihn Gnade finden werde, wenn ich je sie suche, wie er es verlangt."

„Ach, was wäre ich ohne Ihn? Die Schrecken des weltlichen Gerichtes und des irdischen Todes wären mir nur Bild und Schatten vom ewigen Gerichte — von ewiger Verbannung, vom ewigen Tode!"

„Was meine irdischen Angelegenheiten betrifft, so habe ich nur die eine Anordnung getroffen, daß Ferdinand und Rosa mit ihrem Pflegsohne Otto in den unumschränkten Besitz meines sämmtlichen Vermögens eingesetzt werden. — Ich wollte auf die ungerechteste und sündhafteste Weise ihr Eigenthum; als Lohn ihrer Tugend sollen sie nun mit vollem Rechte das meinige erhalten. So, denke ich, soll es recht seyn vor Gott; denn so bestraft Er ja selbst die Uebertreter und so belohnt Er die treuen Beobachter seiner heiligen Gebote."

Diese Erklärung des unglücklichen W., die bald allenthalben bekannt wurde, machte tiefen Eindruck auf alle Gemüther und stimmte sie ganz für ihn.

W. selbst überließ sich von nun an ganz frommen Betrachtungen und der Vorbereitung auf seinen Tod, schon bevor das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wurde.

Mit Gott ausgesöhnt und mit Gott vereinigt zu werden war ihm die wichtigste Angelegenheit; und es gewährte ihm die seligste Freude, weil ihm beides durch die heiligen Sakramente der Buße

und des Altars zu Theil ward. Er ließ außer seinem Beichtvater Niemand zu sich, wenn es nicht die Nothwendigkeit erforderte. Nur Ferdinand, Rosa und Otto waren immer um ihn.

Das Todesurtheil, das W. mit jedem Tage erwartete, wurde verzögert wegen der Untersuchungen in H.

Endlich wurde dasselbe so gefällt, daß W. durch das Schwert hingerichtet werden sollte, was auch vollzogen ward.

Am Tage vorher kamen ein Mann und eine Frau bei Ferdinand an, weil sie erfahren hatten, daß er mit ihnen gefangen war. Sie erzählten ihre bisherigen Verhältnisse und Leiden. — Als sie aber auf ihren Sohn zu sprechen kamen, der ihnen bei ihrer Entführung entrissen worden sey, so konnten beide vor Weinen nicht mehr reden. —

„Und wie hieß denn euer Sohn?“ fragte Ferdinand.

„Otto!“ schluchzten beide ihm entgegen.

„Otto, sprach Ferdinand; nun seyd getrost, ihr lieben Leidensgefährten! Der lebt noch, und ist in sicherer Hand.“

„Er lebt, und ihr wißt ihn?“ riefen beide ganz entzückt.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Otto, der aus der Stadt zurückkehrte, trat herein.

„Er ist's, er ist's, — o mein Sohn, guter Otto!“ So riefen beide und eilten auf Otto zu.

„Ihr meine Eltern,“ sprach Otto. „Ach du mein Gott, wie kann ich dir genug danken für alle die Freuden, die du mir bereitest!“

Nachdem Eltern und Sohn von den ersten Freuden des so glücklichen Wiedersehens sich erholt hatten, so sagte Rosa: „Wißt ihr aber auch, daß Otto euer und meines Mannes Retter war?“

Darüber erstaunten Ottos Eltern auf's Neue, und Otto mußte Alles umständlich erzählen.

„Sagte ich dir nicht, sprach Ottos Mutter zu ihrem Manne, daß der junge Mensch, der uns am letzten Tage im Gefängnisse die Kost reichte, das treue Ebenbild von dir sey, gerade so aussehe, wie du in deiner Jugend, und daß mich ein ganz besonderes Gefühl ergriffen habe, als ich ihn sah?“

„Ja das sagtest du, gutes Weib, erwiderte Ottos Vater; aber es war mir des Glückes zu viel auf einmal; ich konnte es nicht glauben, daß unser Otto noch am Leben sey. Nun aber, da es so ist, da wir ihn sogar gefunden haben, o wie kann ich die liebevolle Sorgfalt meines Vaters im Himmel preisen, der uns Alle so wunderbar erhalten hat und wieder zusammen führt!“

Ottos Vater erzählte kurz die Geschichte seines Unglückes, wie er das Opfer eines reichen Mannes wurde, der ihm sein Landgut abkaufen wollte und weil er es ihm nicht abtrat, ihn nun auf schändliche Weise überlistete, nach H. lieferte, wo er dann über sieben Jahre gefangen war, und da seine Frau

eben so standhaft, wie Rosa, jeder Versuchung widerstand, so wurde sie ebenfalls in die Hände des nämlichen Betrügers überliefert und eine Mitgefangene von ihm, ohne daß er etwas von ihr erfahren hatte.

Jener Betrüger in H., dessen Gewalt Ferdinand und Ottos Eltern überliefert wurden, trieb sein schändliches Handwerk viele Jahre und bei der Untersuchung kamen durch Eingeständnisse des alten Gärtners mehrere solcher schändlichen Betrügereien zum Vorscheine, von denen er so reichlich sich bisher erhalten hatte. Ueber sein Schicksal konnte Ottos Vater nur so viel sagen, daß er und seine Frau in ein Zuchthaus abgeführt worden seyen. Denn da W. nicht selbst in Verbindung mit ihnen stand, da sein Freund, der ihm den Rath ertheilt, und Ferdinand wirklich überliefert hatte, indeß schon gestorben war, so fehlten noch immer tüchtige Beweise.

Der alte Gärtner, dem das ganze Geheimniß dieses Frevels nicht bekannt gewesen sey, wurde begnadigt.

Da jener Bösewicht, der Ottos Eltern auf eine so niederträchtige Weise ihr Eigenthum entrissen, indeß sein Gut verkauft hatte und nach Amerika gezogen war, so waren Ottos Eltern noch in Ungewißheit, ob und wie sie das ihnen Entrissene wieder erhalten werden. So viel wurde ihnen in H. zugesichert, daß sie in jedem Falle reichliche Entschädigung erhalten sollen, wenn auch ihr Feind nicht ausfindig gemacht werden könnte; denn in diesem Falle werde ihnen von dem reichlichen Vermögen

dessen,

dessen, der sie bisher gefangen hielt, ein guter Antheil zugewiesen.

Die ganze Gesellschaft, nämlich Ottos Eltern, Ferdinand, Rosa und Otto, unterhielt sich den ganzen Abend mit der Betrachtung, wie wunderbar Gott sie wieder zusammengeführt und ihre Güter ihnen zum Theile schon gegeben, zum Theile zugesichert hat, und wie dagegen jene, welche nach ihrem Vermögen, ja sogar nach ihren Personen lüstern waren, jetzt ihr Eigenthum verloren, Schande und gerechte Strafe sich zugezogen haben.

Wenn sich die guten Leute über das Erstere erfreueten, so erfüllte sie das Letztere mit tiefer Wehmuth. Das Unglück ihrer Feinde ging ihnen tief zu Herzen; vorzüglich bedauerten sie den unglücklichen W., den eine einzige lüsterne Begierde, die er nicht beherrschte, zu so großen Verbrechen verleitete und in ein solches Elend stürzte.

Der Tag, an welchem W. öffentlich hingerichtet wurde, brach an. Eine zahllose Menschenmenge fand sich ein, und der Geistliche, der W. auf die Richtstätte begleitet hatte, benützte diesen Anlaß, um die ganze Versammlung mit einer heiligen Ehrfurcht vor Gottes Geboten, mit einem tiefen Abscheu gegen jede Begierde zum Bösen und mit einer heiligen Liebe zu Gott zu erfüllen, der durch seine Gebote nichts anderes will, als unser zeitliches und ewiges Wohl, und eben durch seine Gebote nur seine Liebe zu uns und seine Sorgfalt für uns ausgesprochen hat.

Noch rührender war der Auftritt, als noch am selben Tage nach dem Willen des W. Ferdinand und Rosa vor der Wohnung des W. erscheinen mußten, wo sie dann öffentlich und feierlich von dem Civilbeamten in das sämmtliche Vermögen des W. eingewiesen wurden.

Ein tiefes Schweigen herrschte in der ganzen großen Versammlung. Endlich unterbrach Ferdinand diese feierliche Stille und sprach:

„Es ist mir und meinem Weibe unmöglich, von dem großen Vermögen des unglücklichen W. nur etwas anzunehmen. Wir danken Gott, daß wir unser Eigenthum wieder erhalten haben und wir sind ganz damit zufrieden." —

„Da aber Otto das Werkzeug in Gottes Hand war, wodurch wir aus dem Unglücke wieder zu unserm Eigenthume gelangt sind, so übergeben wir hiemit ihm und seinen Eltern das ganze Vermögen des unglücklichen W."

Dieselbe Menge, welche bei der Hinrichtung des unglücklichen W. die Folge der Sünde auf eine so schauderhafte Weise erblickte, sah hier mit inniger Rührung den Lohn der Tugend. Nur ein Gedanke bemächtigte sich aller Herzen, nämlich der: Wenn schon hie und da auf Erden die Folgen der Uebertretung der Gebote Gottes so schaudervoll und die Folgen der treuen Beobachtung derselben so segensvoll sind, wie wird es erst an jenem großen Gerichtstage seyn, wo der Herr selbst alle Uebertreter seiner Gebote richten und alle treuen Beobachter derselben belohnen werde!

„Ich, sünd'ger Mensch! O wer wird doch
Von diesem Hang zum Bösen,
Der in mir wohnt, und immer noch
Sich reget, mich erlösen?
Oft mein' ich schon, mir sey's geglückt,
Daß ich nun ganz ihn unterdrückt,
Und seh' mich doch getaüschet.

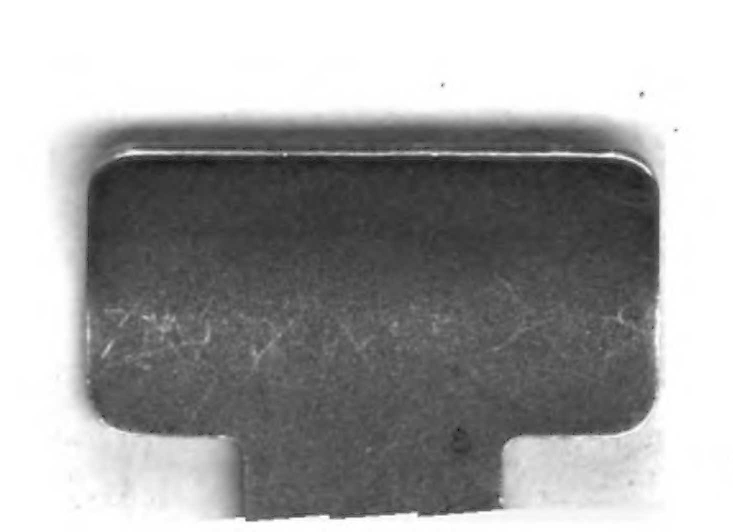
Ach Gott! Wie kann an mir so bald
Der Reiz des Bösen haften!
Wie hoch steigt öfters die Gewalt
Empörter Leidenschaften!
Du weißt, o Gott, wie schwach ich bin!
Sie aber reißen stürmend hin;
Oft fort bis zu Verbrechen.

Der Sänger Gottes, David, ward
Durch sie zum Ehebrecher,
Und, da sein Herz darin beharrt,
Zum Sündigen bald frecher;
Hat nun zu jeder Unthat Muth;
Bedeckt den Ehebruch mit Blut;
Wird des Entehrten Mörder.

Und war's nicht ihre Macht allein,
Die Petrum übermannte,
Der, seinem Jesu treu zu seyn,
Von Lieb' und Eifer brannte?
Erst waget er, aus Ehrgeiz kühn,
Sich in Gefahr, und bald wirft ihn
Die Menschenfurcht darnieder.

O schwerer Fall! Wie schrecket mich
  Das Beispiel seines Falles!
Herr, ich vertrau' allein auf dich!
  Durch dich vermag ich Alles!
Groß sey die Macht der Leidenschaft!
Groß meine Schwachheit! Deine Kraft
  Ist in mir Schwachen mächtig."

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google